

schreibt von den Hos: "Es sei ein Volk ~~in~~ größter Transition, das Ausschau hält nach neuer Lebensgrundlage."

Wie äußert sich die gegenwärtige Transformation dieses Volkes?
Obwohl der Hostamm nach aussen hin eine geschlossene Größe war, war er doch in sich geteilt. Es gab Familienklassen, die untereinander keine Gemeinschaft hatten. Auf der einen Seite waren die Familien der Mankis mit den Mundas, die sogenannten Vornehmen des Volkes. Ihnen gegenüber stand die große Zahl der kleinen Bauern. Beide Gruppen hatten keine Essensgemeinschaft. Auch eheliche Verbindungen konnten zwischen diesen beiden Gruppen nicht stattfinden. Diese früher sehr strikte eingehaltene Ordnung wird heute offiziell aufgehoben.

Ich habe selber Hoffeste erlebt, an denen zum ersten Male Speisen in den Häusern der Kleinbauern gekocht wurden, die gemeinsam von Hoch und Niedrig gegessen wurden. Doch diese Verbrüderung wäre nur einseitig gewesen, hätte sie nur von unten nach oben stattgefunden. Darum haben auch die Vornehmen des Stammes das niedrige Bauernvolk zu gemeinsamen Essen aufgefordert. Dieser engere Zusammenschluß der beiden Volksschichten soll der Stabilität des Stammes dienen, ~~da~~ nun, da er aus der Isolierung heraustritt, besonders Gefahren ausgesetzt wird.

Nur wer die alte exklusive Haltung des Hos kennt, wird erfassen können, welche eine revolutionäre Bedeutung diese Transformation in dem Volk bedeutet. Was noch vielleicht vor 10 oder 20 Jahren ein unerhörtes Verbrechen, Verrat am Stamm gewesen wäre, wird heute dulddend aufgenommen.

Ich denke an den Dulai Manki von Chaibasa, der der führende Manki des Stammes ist. Er ist blind geworden und ist heute schon ein sehr alter Mann. Als ihn vor ungefähr 40 Jahren deutsche Missionare besuchten, hat er sie auf dem Hof abgefertigt. Nie hätte er sie in sein Haus gelassen. Nie hat er ihnen etwas zum Essen angeboten. Und heute? Heute ladet er den Missionare ein, nimmt ihn in sein Haus, bietet ihm Essen und Trinken an und ist mit ihm an einem Tisch. Sein Sohn, der heute Mitglied des Parlaments ist, kommt in unser Haus und ist am Tisch des Christen.

Die Wandlungen der Stammessitten gehen noch weiter. Während es früher für einen Ho unmöglich war Christ zu werden und in der Stammesgemeinschaft zu bleiben, erkennt der nichtchristliche Ho seinem Stammesbruder das Recht an, seine Religion zu wechseln. Hier ist zu betonen, daß es selbstverständlich keine Regel ohne Ausnahme gibt. Diese Ausnahmen habe ich auch erlebt. Geht man solchen Fällen nach, dann findet man fast immer hinduistische Agitatoren, die nicht wollen, daß die Hos Christen werden.

Hier muß ich noch einmal auf die Hindupropaganda kommen, die die Hos nur zu gerne zu Hindus machen möchte. Doch die Hos lehnen die Hindu religion ab. Warum? An und für sich ist der Übertritt zum Hinduismus denkbar einfach; ~~nun~~ da es für den Ho wie für jeden anderen Konvertiten eine Degradierung bedeutet, lehnt der Ho den Hinduismus ab. Der Ho weiß, wenn er Übertritt, wird er Mitglied der niedrigsten Kaste, ein outcast in der hinduistischen Welt. Er erhält den von Gandhi schön klingenden Namen "Harijan" Kind Gottes, aber damit den tiefsten Platz in der hinduistischen Gesellschaft. (Siehe Dr. Ambedkar, Aboriginal, dann Harijan, heute Buddhist).

Der Ho Kanuram Deogam, Mitglied des indischen Parlaments in Delhi sagt: "Hindus werden wir nie, wenn wir einmal unsere Religion wechseln, dann wird es der Wechsel vom Animismus zum Christentum sein; denn mit dieser Religion gewinnen wir die volle Gleichberechtigung in der menschlichen Gesellschaft!"

Auf Grund dieser Tatsachen, wo wir Missionare das Schwergewicht nicht, wie die Führer unserer Kirche tun, auf die Wandlung im politischen Denken der Hos legen, sondern auf den Umbruch im religiösen Denken der Hos, sagen wir: "Die Stunde der Missionierung der Hos

hat jetzt geschlagen." Wenn ich die alten Berichte höre und lese, wie schwer es die Missionare unter den Hos hatten, Gottes Wort zu verkündigen und heute die Lage vergleiche, dann ist es absolut keine Übertreibung, wenn ich sage komme, daß eine neue Zeit angebrochen ist. Heute verstecken sich die Hos nicht vor den Missionaren. Sie suchen ihn auf. Sie kommen in größeren Scharen und lauschen auf die unerhörte Botschaft. Ich werde es nicht vergessen, als nach einer Missionspredigt, ein Ho zu mir sagte: "Warum kommst du so spät mit deiner guten Botschaft?"

Mehr als 35 Jahre hatte die Gossner Mission und die Gossner Kirche die Arbeit unter den Hos unterbrechen müssen. Diese Arbeit wurde vor 3 1/2 Jahren wieder aufgenommen. Im Augenblick ist kein Missionar unter den Hos und die Singhbhum Synode hat schwer zu kämpfen, um die angestellten Katechisten dort zu halten. Es ist erforderlich, daß sofort ein Missionar dort hingesandt wird, um die begonnene Arbeit, die viel verspricht, aufrecht zu erhalten. Leider ist in der Singhbhum Synode kein Pastor in der Gegenwart vorhanden, der sich voll und ganz für die Arbeit einsetzen kann. Es geht aber darum, daß Vertrauen, das die Mission in den letzten Jahren sich erworben hat, zu erhalten, um die günstige Zeit auszukaufen.

Zum Abschluß, um der zukünftigen Arbeit und des Erfolges willen unter den Hos, muß noch geschrieben werden, was der ehrwürdige Missionspräsident Dr. D. Nottrott schon vor 40 Jahren erkannt und kritisiert hat: der zu oft Wechsel des Missionars unter den Hos. Es ist für die Zukunft ratsam, solch einen Missionaren in Chaibasa zu stationieren, der jahrzehnte in ihrer Sprache arbeiten kann.

Fragt man die Hos in Singhbhum, welche Missionen in ihrem Gebiet arbeiten, dann nennen sie folgende Missionen: Angresi Mission (Englische Mission), R.C. Mission (Römische Mission) und Chot-chot Mission (Hohe Mission), mit der sie die Gossner Mission meinen. Diesen Namen für unsere Mission haben nicht die Missionare, nicht die indischen Christen geprägt, sondern die nichtchristlichen Hos. Sie nennen unsere Mission nach der Chaibasa Kirche, die hochragenden Turm hat. Der Turm weist die Hos in die Höhe, in den Himmel. Möge dieser Name für die Hos zur Wahrheit und zur Erfüllung ihrer schlummernden Sehnsucht werden, daß die "hohe Mission" ihre hohe Mission an den Hos erfülle.

Lieber Bruder Borutta,

I. Die Tagung bei Helsinki.

Die Tagung des Department of World Missions bei Helsinki ist vorüber. Der Antrag der Goßnerkirche ist unter Bedingungen, die der Kirche noch mitgeteilt werden sollen (durch die L.F.C.J.) im großen und ganzen bewilligt. Die Schwierigkeit lag darin, daß 1.) Manikam erst die beiden letzten Tage der Konferenz anwesend war und die Budgetkommission schon vorher tagte, 2.) ich kein ausreichendes Material in Händen hatte, um die die Goßnerkirche schwer belastenden Vorwürfe über schlechte Kassensführung zu entkräften. Deswegen hatte ich ja noch einmal an die Kirche und auch an Sie und Bruder Schultz in dieser Sache geschrieben. Ein solch nichtssagendes Telegramm, wie Sie es beide an mich geschickt haben, ist für diesen Zweck völlig wertlos. Wozu das Geld dafür ausgeben? Daß ich mit allen Argumenten für den Antrag der Kirche eintrete, ist doch selbstverständlich.

Über die in der Kasse der Goßnerkirche fehlenden Summen schwirrten erschreckende Zahlen. Es gelang mir zunächst, die 45.000 Rps. auszuschalten, die die Militärregierung für Reparaturen gezahlt hatte, ohne dass die Reparaturen durchgeführt wurden. Auch wegen der 20.000 Rps. für die Bethesdaschule konnte ich eine beruhigende Erklärung geben: 17.000 davon seien vorhanden, die fehlenden 3000 Rps. müssten für die Erdarbeiten, die ich selbst gesehen hätte, und den Kontraktor verausgabt sein.

Es blieb dann immer noch die erschreckend hohe Summe an Advances und Loans und der Vorwurf, daß das CC jahrelang die Kasse unrevidiert gelassen habe. Gott sei Dank hatte ich auch Bischof Sandegren geschrieben, der dafür sorgte, daß Martin HENRY seinen Bericht direkt in unsere Tagung schickte. Außerdem hatte er sich auch in einem Brief an Manikam selbst gewandt. So war es schließlich gut, daß Manikam später kam und die Indienkommission sich mit der ganzen Frage noch einmal beschäftigen konnte. Henrys Bericht ist schonungslos wahrhaftig, macht aber im letzten Abschnitt bestimmte Vorschläge, die einer weiteren Unterstützung der Kirche unter bestimmten Bedingungen die Tür öffnen. Mein Hauptargument war immer: die Goßnerkirche ist auf dem besten Wege zu Ordnung und Frieden, das Ausbleiben aber des beantragten Zuschusses würde diese Entwicklung zum Guten verbauen und es jedem neugewählten Präsidenten und Church Council unmöglich machen, sich durchzusetzen. Manikam hat in demselben Sinne eine sehr warme Befürwortung ausgesprochen. Die kirchenpolitischen Vorgänge in Ranchi wurden sowohl im Plenum wie in der Indienkommission mit großem Takt und nur kurz behandelt. Es hieß immer: man sei in Ranchi "auf dem besten Wege" die Spannungen zu überwinden. Das alles trug dazu bei, den sehr kritischen Bericht, den Dr. SOVIK in der Indienkommission erstattete, zu entkräften.

Beschluß: die Goßnerkirche erhält dieselbe Summe wie im Vorjahre = 10.000 DOLLAR und für die Tagung der Mahasabha den Betrag von 1.225 " " -

Das ist ungefähr die beantragte Summe - wobei bedacht werden muss, daß grundsätzlich der Zuschuß jedes Jahr gesenkt werden soll. -

Im letzten Augenblick machten ganz bestimmte Posten im Etat für 1956 unnötige Schwierigkeiten. Ich möchte Sie bitten, HORO darauf aufmerksam zu machen:

In der Jahresabrechnung für 1954 steht als Ausgabeposten für Meetings and Conventions der Betrag von 659.07.00 Rps.

Beantragt war für 1956 " " 5.500.00.00 " "

für Traveling and Transfers 1954 : 4.617.12.00 Rps.

" " " " 1956 : 8.878.00.00 "

Diese Vervielfachung der Ausgaben ohne Erklärungen erweckt den Eindruck, als sei der ganze Etat ungenau und fahrlässig aufgestellt. Ich konnte als Erklärung nur angeben: erhöhte Ausgaben für die Mahasabha und das Jubiläumsjahr. Sie sehen, gerade für solche Einzelheiten brauche ich

Erklärungen, damit der aufgestellte Etat nicht unglaubwürdig wird. Ich bitte Sie, Bruder Horo darauf aufmerksam zu machen und jedesmal bei Stellung des Antrages den Report des vergangenen Jahres mit den Zahlen des nächstjährigen Budgets zu vergleichen und in solchen Fällen wie den obigen Erläuterungen beizufügen.

Auf zweierlei will ich noch hinweisen:

1.) der eigentliche Beschluß über die Grants wird im Executivkomitee gefaßt, obwohl dieses erfahrungsmässig beschließt, was die Konferenz empfiehlt. Diesmal kommt nun das Executivkomitee in Indien im Anschluß an das jubilee zusammen, und es ist uns ausdrücklich in Aussicht gestellt worden, daß die Goßnerkirche dabei Gelegenheit erhalten soll, mit dem Komitee direkt zu verhandeln. Das wird schon deswegen nötig sein, weil der Goßnerkirche für die Zukunft gewisse Bedingungen auferlegt werden sollen, unter denen ein Zuschuß bewilligt werden kann (z.B. jährl. Senkung des Zuschusses und entsprechende Erhöhung der eigenen Einnahmen.)

2.) Was der Goßnerkirche hoch angerechnet wird und auch die Freudigkeit zu helfen, stärkte, sind die Verhandlungen über einen Zusammenschluß der Goßnerkirche mit der Ebenezerkirche. Die Frage, ob die Uneinigkeit in der Goßnerkirche selbst diese Verhandlungen beeinträchtigt und die Santals entmutigt habe, auf dem beschrifteten Wege fortzufahren, wurde von dem norwegischen Leiter der Santalmission verneint. Sowohl Santalmission wie Santal-Kirche seien nach wie vor für den Zusammenschluß. Ich würde darum raten, die Sache voranzutreiben. Es würde einen guten Eindruck machen und viel Sympathie für die Goßnerkirche schaffen, wenn man in dieser Frage zu einer Entscheidung käme (etwa im Jubiläumsjahr ?)

Lieber Bruder Borutta, ich schreibe Ihnen dieses alles, damit Sie darüber mit dem Church Council, dem Acting President und den beiden Horos sprechen können. Ich bitte, sie alle drei, vor allem auch den acting president, von mir zu grüssen. Ich freue mich sehr darüber, daß die Wahl auf ihn gefallen ist. Hätten Sie mich gefragt, ich hätte von meinen Eindrücken aus auch auf ihn verwiesen. An die drei genannten officers schreibe ich direkt erst später. Meine Bitte an Sie geht dahin, die provisorische Kirchenleitung auf Grund meines Schreibens an Sie in geeigneter Weise zu informieren. Und nochmals herzlichen Dank für alles, was Sie persönlich zum Ausgleich der Spannungen und zur hoffentlich bald endgültigen Befriedung der Kirche beigetragen haben.

An die Goßnerkirche habe ich nur summarisch telegraphiert: "Request agreed". Es wäre gut, wenn Sie diese etwas allgemeine Mitteilung im Einzelnen erläutern würden. Die Kirchenleitung muss darauf vorbereitet werden, daß der Lutherische Weltbund an die weitere Ausschüttung von Grants Bedingungen knüpfen wird - besonders hinsichtlich einer Senkung der Anforderungen. Die Mission der Amerikanisch-lutherischen Kirche in Indien hat z.B. in einem Fünfjahresplan beschlossen, jedes Jahr 2% weniger "foreign subsidy" anzufordern. Ob ein solch' geringer Prozentsatz an Senkung Annahme findet, ist eine Sache der Verhandlungsführung. Wichtig ist nur, daß es planmässig geschieht (etwa auch in einem 5- oder 10-Jahresplan) und der vorgelegte Plan auch durchgeführt wird. Das sichert den in Zukunft zu stellenden Anträgen schon von vornherein eine günstige Aufnahmewilligkeit.

II. A m g a o .

Und nun die Baupläne für Amgao und die damit zusammenhängenden Fragen. Dazu nur eine kurze, wirklich brüderlich gemeinte Vorbemerkung. Sie Beide, Bruder Schultz und auch Sie, scheinen bei Ihren Vorschlägen und finanziellen Ansätzen nicht immer im Auge zu behalten, was uns hier in der Heimat möglich und nicht möglich ist. Es ist gut für uns, zu wissen, was Sie als nächste dringende Aufgabe ansehen und wieviel Geld Sie dafür ansetzen. Es ist aber auch ebenso notwendig für Sie, sich sagen zu lassen was in unserer Kraft liegt und was nicht; sonst bauen wir ins Blaue hinein.

Ich halte es nun für möglich und auch drängend notwendig, daß als nächster Bauabschnitt das Haus für den Arzt in Angriff genommen wird. Die ersten 15.000 Rps. stehen dafür bereit. Das sind die rund 3000 Dollar, die Br. Schultz inzwischen von der Federation erhalten haben muss. Dieses Geld ist ausdrücklich für das Hospital bestimmt und muss auch nachweislich dafür verbraucht werden. Nach meiner Rückkehr nach Berlin Ende ds. Mts. suche ich weitere 3.000 aufzubringen. So kann die Arbeit gut und gern beginnen.

Sie haben sich nun freundlicherweise bereiterklärt, wieder die Bauaufsicht zu übernehmen, - allerdings unter einer Bedingung, auf die ich noch zu sprechen komme. Zunächst aber möchte ich Ihnen dafür danken, dass Sie den Gedanken, einen Kontraktor zu nehmen, selbst aufgegeben haben. Das entspricht auch unserer Auffassung. Ein indischer Kontraktor ist wahrscheinlich zu teuer und gibt uns keine Gewähr, daß die angesetzten Kosten nicht doch überschritten werden, sodaß wir vor ähnlichen Überraschungen stehen würden wie im Vorjahre. Es ist also der Wunsch des Kuratoriums, daß Sie den Bau überwachen und ich möchte Sie herzlichst bitten, diesem Wunsche Folge zu leisten. Sie sind ja auch, wie Sie schreiben, zu diesem Dienst bereit. Sie benötigen aber dazu - das ist Ihre Bedingung - ein neues Auto. Ich verstehe nun schon sehr wohl, daß Sie endlich einen Ersatz für die alte, gute "Elisabeth" brauchen, und bin bereit, Ihnen soweit wie möglich entgegenzukommen. Aber 18.000 Rps. sind zuviel. Ich habe auf der Konferenz in Helsinki mit den Brüdern Pörksen und Meyer über diese Frage gesprochen. Sie teilten mir mit, daß das Auto von Jungjohann 12.000 Rps. gekostet habe. Es ist ein gutes Auto und die Breklumer Brüder sind sehr zufrieden mit ihm. Ich weiß, lieber Bruder Borutta, daß ich Sie mit einer Kürzung der Kaufsumme an einer sehr verwundbaren Stelle treffe, nämlich in Ihrer Leidenschaft als Fachmann; aber ich bin dazu einfach gezwungen. Selbst wenn ich mich jetzt anheischig mache, Ihnen die 6 - 7000 Rps. für die Anschaffung eines Autos zuzusichern, zusätzlich zu dem Preis, den Sie für die "Elisabeth" herauszuschlagen: verspreche ich Ihnen Unmögliches. Nur weil ich hoffe, im Oktober eine außerordentliche Gabe für Götter zu erhalten, tue ich es. Mehr aber ist nicht möglich. Und frühestens Anfang November wird die Ihnen hiermit in Aussicht gestellte Summe verfügbar sein.

Sie dürfen aber nie aus dem Auge lassen, daß wir 1945 die Hälfte unseres Freundesgebietes verloren haben und dass in diesem Jahr des Zusammenbruches unsere Einnahmen von rd. 2000000 DM auf rd. 35.000 sanken. Wenn wir unsere Einnahmen in diesem Jahr auf DM 80.000 steigern und sie im nächsten Jahr halten können, so ist das ein Wunder, für das wir Gott nicht genug danken können.

Ich bitte Sie darum, in dieser Frage vernünftig, nüchtern und auch brüderlich zu denken. Es wird uns schon hart genug ankommen, die restliche Bausumme von 10.000 Rps. für das Arzthaus aufzubringen, wobei ich gleichzeitig bemerken möchte, daß an einen weiteren Ausbau auch des Hospitals in diesem Jahr einfach nicht zu denken ist.

Wir haben ja auch noch die Aussendung und Ausrüstung des Arztes vor uns. Das sind wiederum etwa 10.000 DM außerordentliche Ausgaben. Dazu kommen die Reisekosten für Br. Schultz und die ernährten Ausgaben für unsere indischen Brüder und Schwestern hier in Deutschland.

Was den Arzt angeht, so wird er, wenn er nach Westberlin kommt, nur einen Handkoffer mit sich haben. Es ist gut, daß Sie auch das wissen. Die politische Lage hat sich in der Ostzone so zugespitzt, daß er es bis jetzt noch nicht gewagt hat, sich abzusetzen. Wir hatten ihm 3 Stichtage gesetzt. Alle sind ergebnislos geblieben. Jetzt warten wir den 15. August ab. Kommt er dann nicht, müssen wir eine andere Lösung suchen. Das schreibt sich so einfach hin. Aber wissen Sie, wieviel Kraft, Geduld und zähes Warten dazu gehört, um in dieser Sache nicht müde und irre zu werden? Dabei denke ich jeden Tag an Schwester Ilse, die wir nicht überfordern dürfen.

Es ist mit diesen großen Fragen genau so wie mit den kleinen. Die Oboe z.B. für Annedorle wartet im Osten auf einen der sie herüberbringt. Seit Anfang dieses Jahres wagt es keiner, sie mitzunehmen. Bei unserem älteren Bruder Hensel würde ich es ja verstehen; er ist vorsichtig von Natur. Aber auch die jungen Bruder, wie Schottstädt, Jakob und andere wagen es nicht mehr. Zuchthaus und anderes, noch Schlimmeres, stehen darauf. Vielleicht ist es für Sie gut und richtig, das zu erfahren.

Wir sagen aber: "Trotzdem und dennoch !" nach wie vor ! Und geben weder in großen noch in kleinen Dingen die Hoffnung auf. Was wir aber dabei brauchen, ist Ihrer aller Verständnis für die Lage, in der wir uns befinden, wie auch wir immer wieder zu verstehen suchen, wie es Ihnen zu Mute ist.

Gott behüte Sie und die Ihren !

I h r

gez. Hans Lokies

Reinschrift nach übersandtem handschriftlichem
Konzept gefertigt :


Sekretärin

Du. 1 x P.Symanowski,
1 x P.Grothaus.

Lieber Bruder Grothaus!

Das war eine Freude, als Ihr lieber Brief vom 20. VIII. hier in Chaibasa ankam. Es hat ja sehr lange gedauert, bis ich eine Antwort bekam. Aber eine späte Antwort ist besser als keine zu bekommen. Und ich verstehe Sie sehr gut, wenn Sie mich einmal warten lassen, denn Ihre Arbeit ist gross und viel. Es ist mir aber eine grosse Freude, wenn ich lese, wie tüchtig Sie reisen. Da muss die "Filmdiva" ja gut in Schuss sein. Nun bilden Sie sich aber nichts ein denn, wenn wir Männer in "Schuss" sind, dann geht das auf das Konto der lieben Frauen, in Ihrem Fall auf Tante Ami. Das muss schon anerkannt werden. Es ist fein, dass Sie Br. Klinkeit so unter die Arme greifen, dass haben wir alle nötig, wenn wir so lange in Indien sind. Sie sind in der Gossner Mission einmal der Mann, der das am besten kann. Ich denke mit grossen Dank an Ihre Hilfe zurück.

So wie Sie, so stecke auch ich in der Arbeit bis über die Ohren. Aber das ist gut. Jetzt nimmt mich der Katechistenkursus voll in Anspruch. 11 Mann habe ich. Doll ist es mit ihnen nicht her. Da kann einem der Hut hochgehen. Wenn ich frage: "Wie viel Hauptstücke hat der Katechismus und ich dann 2 oder 3 genannt bekomme, dann drehen sich einem doch die Därme im Leibe um. Und die Gebote? Fragen verboten. Sie wissen sie nicht auswendig. Sie verlassen sich auf das Buch. Da können Sie sich vorstellen, was ich zu tun habe. Und der Geist, Begabung? Nun sind ihre Köpfe ja kleiner als unsere, da ist es ja natürlich, dass dort auch nicht so viel sein kann. Nun habe ich zwei Punkte, die ich bei meinen Schülern "bearbeiten" kann. Einmal den Verstand, dafür muss ich Säcke voll von Geduld haben. Der zweite Punkt ist das Herz. Hier tut der heilige Geist durch das Wort die beste Arbeit. Hierfür ist Geduld nicht erforderlich aber viel Liebe und die wird uns reichlich durch Gott geschenkt. Hier setzt auch die Freude der Arbeit ein. Und hier habe ich grosse Hoffnung. Unsere Katechisten sind alles liebe gute Kerle. Man muss sie einfach liebhaben. Sie tun die schwere Arbeit ja nicht, um ihre Bäuche zu erhalten. Bei allen habe ich gefunden, dass sie von der Liebe Gottes getrieben werden. Wenn ein Mann, der als Handwerker fast 100 Mark verdient hat, von Gottes mächtigen Wort gefasst wird und sich entschliesst, die Arbeit aufzugeben und Katechist zu werden und dann nur 25 Mark im Monat verdient und treu bleibt, dann sagt man, der Mann praktiziert Theologie. Das ist mehr als Theologie in Theorie.

(Hier wurde ich unterbrochen.) Sie sollen teilhaben an meiner Arbeit. Christ Hardugan Tuti kam. Er wurde Christ, stammt aus einer Zauberfamilie, studierte Theologie und fertig geworden, wurde er einer meiner Mitarbeiter. Ein feiner Junge. Er hat es aber ungeheuer schwer. Wegen Christus hat er Vater und Mutter, Haus und Hof verlassen müssen. Er hat es aber geschafft und sein Herz brennt, die frohe Botschaft weiter zu geben. Nun ist er alt genug, um zu heiraten. Dazu brauchte er Hilfe. Meine Frau trat ein und brachte ihn an die Moni, die er heimlich liebte. Ich gab ihm Urlaub, bezahlte ihm die Reise, damit er den Handel ja Handel ist schon richtig, abschliessen konnte. Da seine Angehörigen sich von dem Sohn getrennt haben, mussten andere die weitere Vermittlung übernehmen. Ich sorgte dafür. Selber kann ich es nicht, da ich für indische tricks immer noch zu dumm bin. Heute kam er nun zu mir, der Verlobte. Armer Kerl! Er hat nichts, besitzt nichts und muss nun für seine Braut zahlen. Rs. 100/-/-, i.e. DM 88/-, dann muss er den Schwiegereltern für den Hochzeitstag Kleider schenken. Er muss die Braut für die Hochzeit kleiden, er muss selbstverständlich auch für sich sorgen und das dicke Ende ein grosses Festessen geben. Ich habe mit ihm ausgerechnet fast DM. 350/-. Als ich das hörte, kratzte ich mit meinem Kopf. Meine liebe Zeit, die Sorgen hatte ich nicht bei meiner Hochzeit und jetzt, fatal! Da sehen Sie, wie es uns geht. Was soll ich tun? Es tut mir bei Leibe nicht leid, dass ich dem Christ Hardugan zur Moni verholfen habe. Er muss ein Weib haben, das ist klar. Aber wie

zu dem Geld kommen? In vier Monaten muss ich für Hardugan wenigstens 200 Mark haben. An und für sich ist es die Pflicht der Eltern, dem Sohn zu helfen. Doch die haben sich von ihm, weil er Christ wurde, losgesagt. Jetzt heisst es für uns Theologie praktizieren. Lieber Bruder Grothaus, ich rufe sie zur Hilfe auf. Etwas werden wir hier schon machen können. Leider nicht alles. Vielleicht wissen Sie im Ausland einen Freund?

Jetzt kann ich meinen eigentlichen Brief weiterschreiben. An Herrn Diehl habe ich schon geschrieben. Ich habe ihn gebeten mit seiner Frau zu uns zu kommen. Das geht ganz gut, da ich mich angeboten habe, ihn mit der "Elisabeth von Chakaradhapur abzuholen. Nun müssen wir sehen, was wird. Kommt er nicht, dann fahre ich im Oktober zu ihm hin.

Was Sie mir von Br. Schultz schreiben, behalte ich für mich. Klar. Aber das schreibe ich Ihnen, so leicht ist die Sache mit Br. Schultz nicht. Es liegt ja nicht die Schwierigkeit in Indien allein. So weit ich ihm helfen kann, helfe ich. Ich will Ihnen auch schreiben warum. Unsere ganze Missionsarbeit ist kein Schuss Pulver wert, wenn wir nicht zuerst dem Bruder helfen, der unser Mitarbeiter ist. Ich will es ganz simpel schreiben. Wir können erst dann für die Seligkeit anderer sorgen, wenn wir für unseren nächsten Bruder sorgen, der auch wieder für uns sorgen soll, damit wir in den Himmel kommen. So dürfen Sie beruhigt sein, Ihre brüderliche Ermahnung nehme ich Ihnen dankbar seiend ab.

Erlauben Sie mir, mich kurz zu fassen. Die Adressen für die der Rund-Brief in Frage kommt:

Gemeinde	Pfarrer	Gemeinde	Pfarrer
Herten-Scherlebeck	Neuhaus	Juist	Schmalz
Herten	Volkenborn	Riepe	Elster
Herten	Krupka	Aurich	Schütt
Suderwich	Zillessen	Ihlow	Onnen
Hochlamark	Meergarten	Hbbtrop	Hickmann
Hillerheide	Treichel	Rehme	Blum
Lütgendortmund	Dienemann	Venne	?
Dortmund-Bövinghausen	Kreutler	Werther	Reisner
Dortmund	Jung	Bad Essen	Schmid
"	v. Groth	Gelsenkirchen-Horst	Becker
Dortmund Brackel	Schreyer	Recklinghausen Süd	Topp
Dortmund Dorstfeld	?	Bad Nenndorf	Klatt
Valdorf	Oberwelland	Hohenhorst	Gerold
Exter	Gröner	Steinbergen	Lohmann
Stift Querheim	Ellinghaus	Bückeburg	Gerling
Dünne	Gohlke	Idensen	Schwarz
Südlengern	Schulte	Rodenburg/Deister	?
Schnathorst	Vaudt	XSteinhagen	?
Westkilver	Hess	XHagedorn	?
Espelkamp	Plentikow	XLemgo	?
Häverstedt	Bracht	XDetmold	2 Pastoren
Osteel Ostfr.	Linnemann	XHage-Berumerfehn	Wilke
Holtland	Siefken	XNiederdorf/Kempen	Schaass
Aurich Oldendorf	Frerichs	XHerne	Br. Julius Pawelzik
Grossefehn	Jannssen	XArle Ostfr.	Fischer
Timmel	Meyer	XArle "	Oeters.
Warsingsfehn	Bruns		
Atshausen	Hillrichs	Herrn Heinrich Sielhöfer, Rotenuffeln	
Wittmund	Schaaf	Herrn K. Niehus Schnatthorst	
Marx	Ehlert	Herrn H. Korsmeier Ostscheidt No. 573	
Middels	Akkermann	Herrn Ernst Sielhöfer Dehme 26.	
Engerhufe	Kuhnert	Herrn Lehrer Wauk, Wiesbaden, Jägerst. 9.	

Mehr weiss ich nicht. -alls Sie noch welche wissen, bitte, schicken Sie zu.

Nun die Bücherwünsche: Für meine Frau: Schacht: Lebenserinnerungen. Für Annedore: Gräber, Götter und Gelehrte. ("Der Vater" wäre auch gut). Für mich Kurt Hutten: Quell Verlag, Stuttgart: Seher, Grübler Enthusiasten ... Emil Brunner: Unser Glaube. Des ist for the time being.

Mit herzlichen Grüßen und den allerbesten Wünschen für Ihre Gattin, für Sie und für die Hilfe von oben.

Ihr dankbarer

Helmut Bruch

Das Kreuz die Gotteshand

Das Kreuz, der Mittelpunkt der christlichen Verkündigung, ist höchste Gotteslästerung. Nichts ist dem Muslim mehr zuwider, als zu glauben, daß sich Gottes unendliche Liebe am Kreuz in seiner Totalität offenbart. Nur zwei Gemütsverfassungen zeigen sich dem Missionaren in seiner Evangeliumsverkündigung unter dem Mohammedanern, entweder die Gleichgültigkeit eines Pilatus oder die rasende Wut eines Saulus.

So war es auch in einem mohammedanischen Dorf, das der Missionar besuchte. Mit Eifer verteidigten die Dorfbewohner ihren Glauben an Allah. Sie lehnten die Kreuzesbotschaft als Gotteslästerung ab. Sie schworen aufs Neue auf Allah. In seinem Namen vertrieben sie den Boten Christi. Einer der mohammedanischen Männer tobte in seiner Wut. Er packte die zurückgelassenen christlichen Traktate, zertrat sie mit seinen Füßen. Schleuderte die übriggebliebenen Fetzen in das Feuer. Die Gotteslästerung war gesühnt.

Der Missionar, der den bewußten Widerstand in seiner ganzen Schärfe sah, fühlte in seinem Herzen, daß gerade Gott hier in diesem Dorf die Starken zum Raube haben würde. So machte er nach vielen Wochen wieder einen Besuch. Der größte Zehnt für Allah trat ihm entgegen und sprach: "Du hast uns verkündet, daß Gott Liebe ist. Du hast uns gepredigt von der Barmherzigkeit Gottes. Du hast uns verkündet, daß Gott heilig und herrlich ist. Nichts stimmt von Deiner Verkündigung, wenn Du weiter von dem Kreuz sprichst. Das Kreuz ist für uns das Zeichen der Unbarmherzigkeit und der Schmach. Wie kann ich an solch einen Gott der Liebe glauben, der seinen Sohn an dem Kreuz den Tod eines Verbrechers sterben läßt? Das Kreuz ist das Häßlichste, das Entehrenste für mich in der ganzen Welt. Nie kann das Kreuz das Zeichen der Liebe sein. Das ist mein letztes Wort. Kehre Deinen Rücken zu uns und wandere!"

Ich werde gehen, sagte der Missionar, doch lass mich Dir noch eine kleine Geschichte erzählen, vielleicht wird sie Dir die Liebe des Kreuzes offenbaren.

In einem Dorfe lebte einst eine Witwe mit ihrer Tochter. Zwischen Mutter und Kind war eine innige Liebe. Als die Tochter aber größer wurde, began sie die Mutter zu beobachten. Da entdeckte eines Tages das Mädchen, daß die Mutter entstellte und sehr häßliche Hände hatte. Seit diesem Tage sah die Tochter nichts anderes mehr bei der Mutter als die häßlichen Hände. Die Hände der Mutter wurden dem Kind zum großen Anstoß. Die häßlichen Hände wurden dem Kind unerträglich. Sie trennten Mutter und Kind. Es war keine Brücke mehr von Herz zu Herz. Die Liebe des Kindes zur Mutter war erkaltet. Die Mutter spürte die Ablehnung des Kindes, wußte aber nicht die Ursachen. Eines Tages zog die Mutter voller Liebe das Kind an ihre Brust, herzte und liebte die Tochter. Die Mutter fuhr mit ihren Händen über das Kinderköpfchen. Da bäumte sich das Kind auf, stieß die Mutter von sich und sprach: "Mutter, daß das Streicheln, ich kann es nicht ertragen, von solchen häßlichen Händen berührt zu werden. Ich mag Deine Hände nicht mehr sehen!"

Ein Stich ging durch das Mutterherz. Tränen traten der Mutter in die Augen, die langsam über die Wangen auf die Erde tropften. Du liebes Kind, dachte die Mutter, wenn Du wissen würdest, was diese Hände für Dich getan haben, Du würdest nicht so gesprochen haben. Die Mutter faßte sich schnell und sprach zu dem Kind: "Heute will ich Dir erzählen wie ich zu diesen Händen gekommen bin. Du warst noch klein. Du konntest noch nicht recht gehen. Du kanntest noch nicht die Gefahren des Feuers. Eines Tages war es recht kalt. Da hatte ich in unserer Kochecke des Hauses ein Feuer gemacht, das uns wärmen sollte. Ich ließ Dich einen Augenblick allein, da ich zum Brunnen gehen mußte, um Wasser zu holen. Doch was sahen meine Augen, als ich wieder in das Haus trat? Du warst dem Feuer zu nahe gekommen. Deine Kleider hatten Feuer gefangen. In hellen Flammen standst Du vor mir. Du warst in höchster Todesgefahr. Das Wasser, das ich hatte, reichte nicht aus, um das Feuer an Deinem Leibe zu löschen. Ich konnte auch nicht mehr zum Brunnen gehen, um mehr Wasser zu holen. Du wärest in der Zwischenzeit verbrannt worden. Nur ein Weg, um Dich vom Verbrennungstode zu retten, war übriggeblieben. Ich griff mit bloßen Händen mitten in Deine Kleider, riß sie Dir vom Leibe und so rettete ich Dich. Dein Körper hatte keinen Schaden erlitten. Doch sieh meine Hände. Schau die Narben! Kein Arzt konnte mir die Hände heilen. Meine häßlich-entstellten Hände werde ich nun immer behalten. Nie mehr werden sie besser werden. Doch, liebes Kind, sei nicht traurig darüber, ich tat es in meiner ganzen Mutterliebe zu Dir. Siehst Du meine Hände, die entstellt sind, so denke daran, sie sind es, die mir das Leben retteten."

Das Kreuz die Gotteshand.

Als das Kind das gehört hatte, schluchzte es tief auf. Es wußte jetzt nichts anderes, als sein Köpfchen in den Schoß der Mutter zu legen und zu weinen. Es ergriff die Mutterhände, küßte sie und sprach ganz leise: "Mutter, liebe Mutter, vergib! Mutter, Deine Hände sind mir das Liebste auf Erden. Deine Hände sind mir das Zeichen Deiner großen Liebe zu mir. Vergib, daß ich Deine Hände, die mich gerettet haben, verkannte."

Großes Schweigen. Der Missionar blickte mit freundlichen Augen auf seinen Hörer. Tief ergriffen stand er da. Kein Wort kam von seinen Lippen. Er schaute nach rechts, er schaute nach links, wie einer der einen Halt sucht. Da wußte der Bote Christi, die Emmausstunde war angebrochen.

"Sieh, so hab der Bote Christi an, : "Das Kreuz ist die Hand Gottes die mitten unter die Menschen gegriffen hat, sie vom verderbenden Feuer der Sünde zu erretten. Für Gott war kein anderer Weg mehr frei als der Weg des Kreuzes. Unsere Sünde ist es gewesen, die die Liebe Gottes zum Kreuz gemacht hat. Unsere Sünde ist es, die die Hand Gottes zum Ärgernis der Welt gemacht hat. Verstehst Du nun, was das Kreuz bedeutet? Es ist wahrhaftig das Zeichen der Liebe und der unendlichen Barmherzigkeit Gottes. Sieh, in dieser Stunde greift diese Hand nach Dir. Laß Dich erfassen von dieser Hand."

Der Haß zum Kreuz war gebrochen. Dem rasenden Saulus auf indische Erde war Christus begegnet. Aus dem Saulus ward ein Paulus. Er bekannte vor seinen früheren mohammedanischen Brüdern: "Das Kreuz ist mir das Liebste auf Erden, fürwahr es ist die liebende Gotteshand, die uns errettet."

Helmuth Borutta.

Govindpur, den 28. Febr. 1954
P.O. Jariagarh, Distr. Ranchi
Bihar - India

Meine lieben Freunde!

Jedem Einzelnen von Ihnen einen besonders herzlichen Gruss! Wir spüren, wie Gebete uns begleiteten, darum sollen Sie auch teilhaben an unserer Reise und mit uns erleben, wie freundlich uns der Herr geführt hat.

In der Nacht vom 26.-27. Januar, um 2.12 Uhr, verliessen wir mit dem Zuge Mainz-Kastel. Es war eine eisigkalte Nacht. Aber dennoch hatten uns treue liebe Menschen vom Gossnerhaus zum Bahnhof begleitet. Noch am Abend hatten uns junge, kräftige Männerstimmen im Gossnerhaus das Abschiedslied gesungen: "Nun, aufwärts froh den Blick gewandt und vorwärts fest den Schritt..." So fuhren wir ganz getrost in die Nacht hinaus. Nichts macht das Herz froher, als zu wissen, 'Ich bin auf dem Weg, den der Herr mich führen will.' Für die Wärme im Abteil waren wir sehr dankbar. Der Wagen war fast leer. Schon gegen 8 Uhr morgens kamen wir in Basel an. Es schneite leise: Der Winter grüsste uns noch einmal.

Schon im Zuge hatte man uns gesagt, dass es keinen durchgehenden Wagen nach Genua gäbe. So mussten wir in Basel umsteigen und hatten 3 Stunden Aufenthalt. Das bedeutete, dass wir drei Stunden später in Genua eintreffen würden, also mitten in der Nacht - in einer ganz fremden Stadt. Zuerst wollten uns das nicht gefallen. Aber, wir haben ja in all den Jahren schon gelernt, dass manches hinterher viel besser aussieht, als man es denkt, ja dass es gerade so und nicht anders kommen musste, um gut zu werden. So tranken wir denn guten Schweizer Kaffee und herrliche Milch und assen das köstliche Krumbacher Bauernbrot, das wir reichlich mit auf die Reise bekommen hatten. Den lieben Gebern aus Krumbach nochmals sehr herzlichen Dank! Zoll und Passkontrolle ging auch, Gott Lob, gut vonstatten. So waren wir vergnügt.

Um 12 Uhr ging dann die Reise weiter. Mit Trauer sahen wir, wie die Schweizer Berge in Wolken und Nebel gehüllt waren. Es schneite noch immer leise. Sollten wir nichts mehr von der schönen Bergwelt sehen? Doch! Nach dem Vierwaldstättersee hellte sich der Himmel auf. Die Bergriesen - nun wir den Himalaya wieder etwas vergessen hatten, kamen uns die Schweizer Berge wieder wie Riesen vor - traten geisterhaft aus dem Nebel hervor. Die Wolken verzogen sich und immer klarer wurde der Himmel, und bald tauchte heller Sonnenschein die ganze Bergwelt in unvergessliche Schönheit. Nirgends lag Neuschnee, nur alter Schnee war hart gefroren. Und wo der Schnee geschmolzen war, da hingen riesige Eiszapfen von den Bergen. Ueberall sah man Bäche, die wie glänzende Eisbahnen im Herabfliessen erstarrt waren. Hinter dem Gotthard-Tunnel, wo die Bahn hinuntersaust in die italienische Tiefebene, da hüllten sich wieder die Berge in dicke Nebel und Wolken.

Auf dieser Strecke erlebten wir etwas Lustiges. Der Bahnbeamte, der unsere Billietten kontrollierte, sah auf unser Thermometer, das in unserem Abteil hing. Als er hinausgegangen war, merkten wir, dass er die Heizung abgestellt hatte. So drehten wir die Heizung wieder an. Nach einer kurzen Weile kam derselbe Beamte wieder vorbei. Wieder sah er nach dem Thermometer und schüttelte bedenklich den Kopf. Jetzt erst begriffen wir, was ihn beunruhigte: Unser Thermometer zeigte 27 Grad und da, wo wir sassen - die Heizung läuft ja unter den Sitzen - da musste es 29-30 Grad sein. So fürchtete er, dass wir allmählich verdampfen würden, noch dazu wir in dicken Wintermänteln sassen. Wir beruhigten ihn, dass wir an Hitze gewöhnt seien. Da gab er sich allmählich zufrieden.

Nachts um 11 Uhr kamen wir in Genua an. Zum Glück war das Hotel, in dem wir wohnen sollten, nicht weit vom Bahnhof. Es war bitterkalt. Doch, am nächsten Morgen schien die Sonne wieder hell und freundlich, nur wehte ein scharfer, kalter Wind. Wir mussten zuerst unsere Wege wegen Gepäck usw. erledigen und nachmittags musste ich zum Zahnarzt. In einer fremden Stadt, deren Sprache man nicht versteht, geht man nur ganz notgedrungen zum Zahnarzt. Das war bei mir der Fall. Es war ein wenig schwierig, da weder der Zahnarzt mich, noch ich ihn verstand. Doch ging alles, Gott sei Dank, gut. Am nächsten Tag mussten wir noch einmal wegen unseres Gepäcks zur Schifffahrtsgesellschaft. Aber, es blieb uns noch Zeit eine Rundfahrt durch Genua zu machen. Dabei sahen wir den weltberühmten Friedhof "Campo Santo", der mich sehr beeindruckte.

Wundervoll ist der unter Meisterhänden wie zum Leben gewordene Marmor! Einige Grabmonumente waren von ganz besonderer Schönheit: Welche Reinheit in der Darstellung, welche vollendete Formen! Ich musste an die moderne Kunst zuhause denken: Wie krankhaft die Formen, wie verkrampft die Darstellung - ein erschütternder Ausdruck unserer Zeit! Nur schwer trennte ich mich von der Stätte des Friedens, die so einzig schön, am Berg, für die Toten hergerichtet wurde.

Am nächsten Morgen wachten wir zum letzten Mal auf europäischem Boden auf - es schneite! Der Winter sagte uns Lebewohl. Schon um 9 Uhr mussten wir zur Pass- und Gepäckkontrolle. Um 12 Uhr bestiegen wir das Schiff. Es war so weiss, wie die "Australia". Um 2 Uhr löste es sich vom Land. Dieser Augenblick hat immer etwas Bewegliches: Wir grüssten noch einmal in Gedanken die Heimat und alle die vielen lieben Menschen, die wir neu kennen lernen durften und alte, liebe treue Freunde.

Die Seereise verlief diesmal besonders schön. Wohl hatten wir im Mittelmeer schwere See bei Windstärke 7. Aber, diesmal berührte uns das wenig. Wir waren die 3 Tage über nicht seekrank, sondern wir konnten uns das grandiose Schauspiel der aufgewühlten Wellen ruhig ansehen. Wir mussten immer wieder unseren Herrn und Schöpfer preisen, dem auch die grossen Wasser untertan sind. Nur unsere indische Schwester, Martha Tirkey, die mit uns reiste, musste sich die 3 Tage über ins Bett legen, mit vielen anderen Mitreisenden. Doch war sie sehr tapfer und fröhlich, wenn die See ruhig war.

In Portsaid wurden wir 12 Stunden aufgehalten. Ein schwerer Dunst liess uns nicht in den Hafen gelangen. Dazu hatte sich ein anderes Schiff durch den Dunst und Nebel quer im Suez-Kanal verfahren und blockte so die Durchfahrt für die anderen Schiffe. Durch diese Verspätung kamen wir nicht am 12., sondern erst am 13. Febr. in Bombay an. Wir waren darüber keineswegs traurig, denn die Seereise war für uns eine reine Erholung, so wie wir sie nicht in Deutschland hatten. Wir wären froh gewesen, wenn die Seereise noch weitere 14 Tage gedauert hätte. Wir haben geschlafen und wieder geschlafen. Das gute Essen und die Seeluft taten das Uebrige. So erholten wir uns drei zusehend. Wir hatten auch eine nette, frohe Gemeinschaft mit unseren Mitreisenden. Es waren mit uns über 20 Nonnen und Paters an Bord, die recht vergnügt waren. An manchem Abend sangen sie mit Begeisterung "Santa Lucia". Kein Wunder! Der tropische Mond, der klar und hell auf den Wellen eine lange, lichte Bahn hinterliess, konnte wohl Erinnerungen an mondheile italienische Nächte wecken.

Je mehr wir uns Bombay näherten, umso heisser wurde es. Unsere liebe Martha seufzte manchmal darüber - sie hatte es vergessen, wie tropisch heiss ihre Heimat ist. Und wir mussten ihr sagen, dass das noch gar nichts sei, denn es ist ja jetzt noch die sogenannte "kalte Zeit".

Am Sonnabend, den 13. Februar, abends gegen 5 Uhr, legte unser Schiff in Bombay an. Wie tröstlich und stärkend war uns Losung und Lehrtext an jenem Tage: "Ob sie wider dich streiten, sollen sie dir doch nichts anhaben, denn Ich bin bei dir, spricht der Herr" und der Lehrtext: "Meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig." - Welch reges Loben und Treiben, Schreien und Rufen begrüßte uns in Bombay! Das liebe Indien empfing uns mit Hitze und altgewohntem Schmutz. Ueber 4 Stunden dauerte es, bis wir durch die Pass- und Zollkontrolle geschleusst waren. Einmal musste ich im Zollgebäude hell auflachen. Obwohl wir uns gegenseitig anschrien, verstanden wir doch unser eigenes Wort nicht, so ein Schreien und Rufen war um uns her. Vor meinem Geiste stieg die Heimat auf mit dem stillen, ruhigen Verkehr auf den Bahnhöfen. Wie sehr hatten wir uns vor der indischen Zollkontrolle gefüchtet - es gingen allerhand Gerüchte auf dem Schiff um - und wie freundlich hat uns der Herr hindurchgeholfen! Vor uns wurde auch ein Inder scharf kontrolliert, und nach uns hatte ein amerikanischer Missionar grosse Schwierigkeiten mit seinem Gepäck. Dazwischen kamen wir - und brauchten keinen Pfennig Zoll zu zahlen. Man begegnete uns so freundlich, dass unsere Herzen noch heute von Dank erfüllt sind, wenn wir daran denken. - Auch die Reise von Bombay nach Govindpur - wir kamen am Donnerstag den 18. Februar mittags um 1 Uhr hier an - verlief sehr glücklich und reibungslos. Uns als wir gar unsere Sachen auspackten und nichts fehlte und nichts kaputt gegangen war, da war unser Herz des Lobes und Dankes voll.

Mit grosser Freude empfing uns die kleine Schar der Tabitaschule. Manche Freundenträne wurde still abgewischt. Wir waren wie im Traum: War es Wirklichkeit, dass ein ganzes Jahr vergangen ist und wir in Deutschland waren? - Die Arbeit überfiel uns gleich. Am übernächsten Tag mussten wir nach Ranchi, um uns bei der Distriktpolizei zu melden. Die vierstündige Reise im Autobus - es war der nähere Weg von ungefähr 70 km - war typisch wackelig, gefährlich, überfüllt und stellte darum gleich wieder unsere ganze Geduld auf die Probe. Dann bekamen wir in der ganzen Ungemütlichkeit des Einlebens und Auspackens einen Gast für zwei Nächte. Eine Missionarin aus Santal Parganas wollte sich die Tabitaschule ansehen, um ein ähnliches Institut bei sich zu eröffnen. Da herrschte bei uns fast "europäischer Betrieb". Seit dem 1. März haben wir wieder den Unterricht in der Schule aufgenommen.

Nun habe ich Ihnen viel erzählt. Wir danken allen von ganzem Herzen für alle, alle Liebe und Treue und Fürbitte. Vergessen Sie uns nicht in allem ungewollten Getriebe Ihres Alltags. Wir denken hier in der Stille mehr denn je an Sie alle. Gott behüte Sie!

In Herzlicher Verbundenheit

Ihre

gez. Schwester Anny Diller

Aufsehen!

Govindpur, den 15. April 1954
P.O. Jariagarh, Distr. Ranchi
Bihar - India

Meine lieben Freunde!

Dies ist nun schon der zweite Gruss, den ich Ihnen aus Indien schreibe. Wir merken, dass wir wieder im "Wunderland" sind. Die Tage werden immer heisser und es geht der alte Kampf mit dem "Bruder Esel" wieder an, der bei der Hitze nicht so parieren will, wie er soll. Besonders ist das der Fall, wenn die Nachtruhe gestört wird, wie vor 3 Tagen: Nicht nur einige unserer alten Hühner, sondern scheinbar auch einige unserer Wildtauben, die in unserem Dache nisteten, hatten uns bei unserer Rückkehr wiedererkannt. Ein Taubenpärchen baute sich gleich auf der Säule unserer Hinterveranda ihr Nest. Bald war es fertig und Mutter Taubchen legte zwei Eier hinein. Es war ein Bild des Friedens, wenn ich des Nachts mit der Taschenlampe vom Bett aus das Taubenpärchen beleuchtete. Doch, dies friedliche Familienglück wurde vor 3 Tagen plötzlich zerstört. Wir schreckten vom Schlaf auf, als wir plötzlich Flügelschlagen hörten. Nichts Gutes ahnend leuchtete ich sofort mit der Taschenlampe zum Nest: Hatte sich eine Schlange zum Nest hingeschlichen? Nein, es war keine Schlange, sondern eine grosse Wildkatze. Zum Glück war Mutter Taubchen aufgefliegen. Es war helle Mondnacht, so musste sie das Tier gesehen haben. Das grelle Licht der Taschenlampe scheuchte die Wildkatze fort. Wir aber standen auf, um nach unserem Hühnerstall zu sehen, denn der Besuch einer Wildkatze würde dort ein böses Blutbad anrichten. Doch, es war alles in Ordnung. So legten wir uns wieder ins Bett. Jedoch wurden wir bald darauf wieder aufgeschreckt. Die Wildkatze hatte das kleine Tor unserer Hinterveranda umgeworfen, als sie zum zweiten Mal versuchte zum Nest zu gelangen, um die Eier zu holen. Erst beim dritten Versuch gelang es ihr. - Wenn der Schlaf auf diese Weise gestört wird, dann will er nicht so schnell mehr wiederkommen. Aber, wir sind dankbar, dass es bis jetzt nur Wildkatzen und eventuelle Schlangen sind, die unseren Schlaf stören können und keine Diebe und Räuber. Man erzählte uns, dass vergangenes Jahr hier in Govindpur ein "Dorfschutz" Tag und Nacht gewacht hat, weil verschiedentliche Einbrüche vorgekommen sind.

Vom 17.-19. März hatten wir einen Frauenbibelkursus der Govindpuray-node hier bei uns. Diesmal nahmen über 150 Frauen daran teil. Zeitweise waren es sogar über 180. Sie waren so verlangend Gottes Wort zu hören, dass sie am Schluss des Kursus meinten "Die Tage waren viel zu kurz! Wir möchten das nächste Mal eine ganze Woche lang zuhören und lernen. Wir bringen dann selbst unser Essen mit. Uns war in diesen Tagen, als seien wir bis zum Tor des Himmels angelangt." 1. Die Sorge um Nachtquartiere und Verpflegung hatten dieses Mal die hiesigen Frauen ganz auf sich genommen. So haben die Schwestern hier schon allerhand an Selbstständigkeit gelernt. Es ist ja hierzulande so einfach über 100 Menschen unterzubringen! Da sie alle auf den Boden liegen, so ist niemals Betten-Not. Und kunstvoll zusammengesteckte Blätter geben die schönsten Teller und Schalen für das Essen! Nach dem Essen ist dann auch kein Abwasch nötig, weil die gebrauchten Blätterteller weggeworfen werden. Oh, heilige Gedächtnis! - wie viel können wir verwöhnten Europäer davon lernen!

In unserer Tabitaschule sind gegenwärtig nur 7 Schülerinnen, darunter ist eine ungetaufte junge Hindufräule. Wir freuen uns, wenn auch solche Frauen zu uns kommen. Der neue Lehrgang fängt am 1. Juni an. Wir hoffen, dass unsere Schule sich auf's Neue recht füllen möge und bitten, dass uns Gott wenigstens 20 Schülerinnen senden möchte. Dies besondere Gebetsanliegen legen wir denjenigen lieben Freunden auf's Herz, die wissen, was Fürbitte bedeutet. Sie können es sich kaum vorstellen, welche Glaubensstärkung es für unsere kleine Schar in der Tabitaschule bedeutete, dass der Herr ihre tägliche Bitte erhört hat und Er uns wieder nach Indien zurückgebracht hat. Diese Gebetserhörung gibt ihnen nur Glauben und Freudigkeit für eine grössere Zahl von Schülerinnen zu bitten. Das Feld ist reif zur Ernte und es sind

zu wenig Arbeiterinnen! Wir bekommen jetzt von verschiedenen Seiten her Anfragen, ob wir nicht jemanden in Gemeinde- und Evangelisationsdienste einstellen könnten. Neulich kam sogar eine Anfrage von der Methodistenkirche in Ghazipur, ob wir ihnen eine Bibelfrau stellen könnten. Wann werden die Leiter und Pastoren der Kirche hier erkennen, wie wichtig und nötig diese Ausbildung ist? Nun, die Tabitaschule ist des Herren Werk, so wird Er auch zu Seiner Zeit das Werk wachsen lassen Ihm zum Lob und Preis. Bitte, beten Sie mit uns, dass die Kirchenleitung der Gossnerkirche das Gebot der Stunde erkennen möchte. Wir wissen ja nicht, wie lange wir noch Gelegenheit zum ungehinderten Zeugnis haben.

Seit wir in Govindpur angekommen sind, sind wir mit Reparaturen und Neubau der Tabitaschule beschäftigt. Vergangenes Jahr hat sich niemand darum gekümmert, Dr. Schultz und Frau haben wohl in ganz rührender Weise geholfen, dass die Tabitaschule während unseres Heimaturlaubes weiterläuft. Doch, da sie in Ranchi wohnen, so konnten sie sich unmöglich um Reparaturen kümmern. Es ist so schwierig das Baumaterial herbeizuschaffen! Wir müssen Bausteine 50 Kilometer weit herholen. Das Lastauto für 1000 Steine kostet allein 30.- DM! Da können Sie sich ein wenig vorstellen, wie teuer bei uns das Bauen ist. Aber, wir sind so dankbar, dass unser alter mohamedanischer Baumeister gleich seine Arbeit beim Regierungsschulen-Bau niederlegte und zu uns kam, um uns zu helfen. Jetzt sorgt die Regierung für Schulen. In unserer Umgebung allein entstehen 2 Hochschulen und eine Mittelschule. Da wird wohl die christliche Hochschule hier in Govindpur mit der Zeit eingehen.

Vor 14 Tagen machten wir wenigen deutschen Missionsgeschwister mit Direktor Lokies eine dreitägige Autofahrt nach Benares, Sharnath und Buddhagaya. Es schien zuerst, als ob wir nicht fahren sollten, denn zwei Mal platzte der Reifen und wir lagen 7 Stunden am Wegrand, bis die Brüder mit viel Mühe von weit her Ersatzreifen anbringen konnten. Dass wir Missionsgeschwister einmal ausserdienstlich zusammen waren, das war wohl schön. Aber, die Hitze, die dieses Jahr besonders drückend ist, dämpfte die Freude. Auch die Pilgerstätten, die wir in Benares und Buddhagaya sahen, mit ihrem heidnischen Elend des Unerlöstseins, machten uns innerlich zu schaffen. So waren wir dankbar, als wir wieder in Govindpur ankamen und gleich für eine Woche lang einen Bibelkursus für die jungen angehenden Lehrerinnen, die aus Ranchi gekommen waren, anfangen konnten. Es war, als müssten wir uns etwas von der Seele waschen, so bedrückend waren die Eindrücke in Benares und Buddhagaya. Aber, der Unterricht des lebendigen, stärkenden und reinigenden Gotteswortes half uns schnell darüber hinweg.

Und nun grüsse ich jeden Einzelnen von Ihnen ganz herzlich! Die Stätten, wo ich gewesen bin: Westfalen, Ostfriesland, Hessen, Bayern und nicht zuletzt Berlin, sind mir noch so lebhaft in der Erinnerung und Sie alle, die Sie mir diese Erinnerungen lieb und teuer gemacht haben! Wir grüssen Sie mit dem Wort aus 2. Mose 15,2 "Der Herr ist meine Stärke und mein Lobgesang und ist mein Heil"

Ihre

gez. Anny Diller

Auffgaben /

G

Goßner, Johannes Evangelista (1773–1858)

1. Leben 2. Werk 3. Wertung (Literatur S. 594)

Theologische Realenzyklo-
pädie, Band XIIIWalter de Gruyter & Co
1984

1. Leben

J.E. Goßner wurde am 14. 12. 1773 in Hausen bei Ulm als zehntes Kind einer katho-
 5 schen Kleinbauernfamilie geboren. Mit zwölf Jahren trat er in das Salvatorgymnasium
 Augsburg ein, um Priester zu werden. 1792 ging er an das Stift der Universität → Dillin-
 gen, die damals von J.M. → Sailer geprägt wurde. Von 1793–1796 studierte Goßner in
 Ingolstadt im Georgianum; eine Ferienreise benutzte er, um Sailer zu besuchen, der 1794
 seines Amtes in Dillingen enthoben worden war. Eine durch strenges Reglement und
 10 Beimischung von Vernunft – glauben weder anziehende noch überzeugende Kirchenlehre
 ließen den Studierenden nach lebendigen Glaubensquellen suchen – durch die Pflege
 persönlicher Kontakte, durch intensive Lektüre –, auch begann er Tagebuch zu führen.

Nach ausgezeichneten Examina wurde Goßner am 9. 10. 1796 in Dillingen zum Prie-
 15 ster geweiht. Tätigkeit als Kaplan in Stoffenried und Neuburg und als Vikar in Seeg im
 Oberallgäu bei Johann Michael Feneberg (1751–1812) schlossen sich an. Damit hatte
 Goßner festen Anschluß an den Freundeskreis um Sailer gewonnen, zu dessen bekannte-
 sten Namen neben Feneberg Martin Boos (1762–1825) gehört. Dieser Kreis entfaltete
 eine evangelisch geprägte, erwecklich wirkende Tätigkeit vor allem im Allgäu. Die pro-
 20 testantische → Erweckungsbewegung erkannte in diesem Kreis bald Geistesverwandte
 und Bundesgenossen gegen den → Rationalismus. Zu Übertritten zu evangelischen Kir-
 chen ist es erst eine Generation später gekommen.

Der Glaubensimpuls dieses Kreises wurde oft in die Formel „Christus für uns und Christus in
 uns“ gefaßt. Das erste Glied dieser Formel entspricht der → Rechtfertigungslehre und kann in refor-
 25 matorisch-biblichen Wendungen ausgedrückt werden; das zweite Glied nimmt die christlich-mysti-
 sche Tradition auf (→ Mystik). Dieser Kreis hielt in intensiv gepflegten Freundschaften mit einer
 lebhaften Korrespondenz zusammen; Briefe von Boos aus dem Priestergefängnis Göggingen waren
 es, die Goßner veranlaßten, sich diesem Glauben zuzuwenden. Der Glaubensimpuls dieses Kreises
 entfaltete sich im Gemeindeleben durch Betonung der Predigt, der Seelsorge und der Bibel, ohne mit
 Form und Ordnung der katholischen Kirche grundsätzlich zu brechen. In Fenebergs Gemeinde wie
 30 auch an anderen Stellen gewann dieser Glaubensimpuls ein breites Echo in der Bevölkerung.

Im Frühjahr 1801 wurde Goßner als Domkaplan nach Augsburg berufen. Als er sich im Februar
 1802 um die Pfarre Dorschhausen bewarb, wurde eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet, die mit
 dem Urteil endete, Goßner für mehrere Wochen ins Priestergefängnis in Göggingen einzuweisen. Die
 Anklage suchte ihn der Häresie in der Rechtfertigungslehre zu überführen und auch den Glaubens-
 35 satz „Christus in uns“ als teilweise häretisch zu brandmarken. Goßner und der Sailersche Kreis
 sahen Widerstand und Verfolgung als legitimen Teil der Nachfolge an.

Im Sommer 1803 erhielt Goßner die Pfarrstelle in Dirlwang im Allgäu, das gerade zu
 Bayern gekommen war; die Kulturpolitik von Graf Maximilian J. Montgelas drängte den
 Einfluß der Exjesuiten zurück und ließ etliche Freunde von Boos in gute Stellungen auf-
 40 rücken (s. TRE 5,372). In dieser Pfarrstelle konnte Goßner sich nun endlich voll entfalten.
 Die innere Bindung an die katholische Kirche erscheint gelockert; er äußerte sich kritisch
 über die Versuche, das Kirchengut zu halten, über die „Despotie der Hierarchie“ (Dalton
 116) und über die „abgöttischen Zeremonien“, an denen Gegner in der Gemeinde festhal-
 ten möchten. Mit dem Freundeskreis machte er Pläne für eine freie christliche Siedlung
 45 auf dem Lechfelde; er nahm Kontakt zu erweckten Protestanten auf, zuerst aus der
 Christentumsgesellschaft in Nürnberg und Basel (s. TRE 5,276–278). Von Nürnberg und
 Basel kamen herzliche brüderliche Schreiben, die von einer Sezession abrieten. Wieder-
 holte schwere Krankheiten und Schwierigkeiten in der Gemeinde veranlaßten Goßner,
 eine Veränderung zu suchen. Ein Gesinnungsfreund für die Pfarrstelle konnte gewonnen
 50 werden (Bayr); im Februar 1811 brach Goßner nach Basel auf, um dort einige Monate
 Spittlers (s. TRE 5,277,11) Aufgaben in der Christentumsgesellschaft wahrzunehmen.
 Auf diese Zeit gehen seine zahlreichen Kontakte zu „erweckten“ Persönlichkeiten und
 seine Vertrautheit mit der neu beginnenden Missionstätigkeit (→ Mission) zurück; auch

hat er sich hier in seine wohl wichtigste Form des Wirkens, die seelsorgerlich-missionarische Schriftstellerei, eingeübt. In dieser Zeit wurde ein Übertritt zur evangelischen Kirche erwogen, aber nicht vollzogen; Goßner bleibt seiner Kirche treu. Das zeigt sich auch darin, daß er seine langjährige Haushälterin und geistliche Gefährtin Ida Bauberger nicht
 5 geheiratet hat.

Im August 1812 trat Goßner ein Benefiziat in München an. Neben Predigt, Katechese und Kinderpredigt gewann die literarische Arbeit in dieser Zeit an Gewicht. Die Kontakte zu Protestanten weiteten sich aus; Schleiermacher hat ihn im Herbst 1818 in München besucht. Nach sechs Jahren wurden Goßners Wirkmöglichkeiten in München fast ganz
 10 unterbunden.

Sailer ermahnte während dieser kirchlichen Restaurationsphase seine Freunde, keinen Anstoß zu geben. Boos fand Zuflucht erst an einem Gymnasium in Düsseldorf, dann in einer Pfarrstelle am Rhein. Goßner folgte ihm im Oktober 1819, fand auch im preußischen Rheinland ein lebhaftes Echo, aber auch ähnliche Anfeindungen wie in München. So nahm er schon im April 1820 einen Ruf nach
 15 Petersburg an, wo er Nachfolger von Ignaz Lindel (1774–1845), einem anderen Glied des Sailerschen Kreises, wurde. In Petersburg wurde Goßner die Stellung eines Priesters an der Kirche des Malteserordens übertragen, zu der keine Parochie gehört und die wie der Orden unter dem Protektorat des Zaren stand. Im April 1824 wurde er aus Rußland ausgewiesen. Dahinter steht der Umschwung von der Phase der Offenheit Rußlands für erweckliche Einflüsse zu einer Phase der Besinnung auf das
 20 eigene Erbe (→ Rußland). Goßner stand in Petersburg auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit und hat an seiner Gemeinde besonders gehangen, ihr auch jahrelang Predigten gewidmet und zugesandt.

Bis 1828/1829 blieb Goßner ohne Anstellung; er weilte einige Zeit in Altona, dann in Leipzig, endlich in Schlesien als Gast preußischer Adliger. Am 23. Juli 1826 trat er zur evangelischen Kirche über. 1827 brachten ihn Freunde dazu, sich in Berlin um Aufnahme
 25 in den Kirchendienst zu bewerben. Er mußte sich einer Prüfung unterziehen – widerstrebend. Erst nach Zulassungen kam er 1829 an die Bethlehemskirche in Berlin, als Prediger für den lutherischen Teil der aus böhmischen Exulanten entstandenen Gemeinde. Hier blieb er siebzehn Jahre tätig, bis Schwäche seinen Ruhestand 1847 nötig machte. Goßner starb am 30. März 1858.

Seine Erfahrungen mit der Amtskirche blieben auch auf evangelischer Seite überwiegend unerfreulich. Goßner ist in diesem Kirchenwesen nicht heimisch geworden; aber er hat Freunde, Gönner und Gefolgsleute gefunden, nicht nur unter den erweckten Adligen, sondern auch unter Hoch und Niedrig in der Gemeinde.

2. Werk

35 Goßner ist der bekannteste Vertreter des Sailerschen Kreises; vor allem durch ihn ist dieser Kreis im Protestantismus bekannt geworden. Seine Wirkungen als Prediger ließen sich noch Jahrzehnte später feststellen.

Weitreichend sind Goßners Wirkungen als Erbauungsschriftsteller. Zeitlich sind zwei Schwerpunkte feststellbar: die Münchner Zeit (1812–1818) und die Leipziger Zeit (1824–1826). Inhaltliche
 40 Schwerpunkte sind erstens die Bibelübersetzung und Bibelauslegung. 1815 bereits hat er das Neue Testament übersetzt, das über 30 Auflagen fand. Eine mehrbändige Auslegung zum Neuen Testament wurde 1818 herausgebracht (*Geist des Lebens*), 1823 schon in dritter Auflage; eine *Hauskanzel* (Auslegung der Evangelienperikopen) 1843.

Der zweite inhaltliche Schwerpunkt ist die Erschließung spiritueller Tradition. *Brosamen aus den*
 45 *Schriften eines Gesalbten* erschien 1816 anonym und bietet Zinzendorf'sche Aussprüche dar. *Christus für uns und in uns*, geschrieben in der Münchener Zeit, erschien erst posthum 1862, eine Sammlung von Kirchenvätertexten soll den alten, neugefundenen und von vielen Seiten bestrittenen Glauben bezeugen. *Goldkörner*, seiner Petersburger Gemeinde gewidmet und gesandt, erscheinen als Buch erst posthum (nach 1858), hier sind Sprüche von Tauler und anderen Mystikern dargelegt.
 50 Eine Übertragung der *Imitatio Christi* des Thomas von Kempen erscheint zuerst in der Leipziger Zeit, später in erweiterter Auflage 1825 (?). Eine Überarbeitung von Tersteegens *Leben heiliger Seelen* erschien ab 1812 in Hefen, 1815 in zwei Bänden. Die Biographie von Martin Boos – mit dessen Ermächtigung – kam in Leipzig heraus (1825?).

Das bekannteste Werk wurde das *Herzbüchlein*: „Das Herz des Menschen, ein Tempel

Gottes oder eine Werkstätte des Satans, in 10 Figuren sinnbildlich dargestellt“ 1812, wobei Goßner zu alten Kupferstichen eines populärkatholischen Traktats einen neuen Text geschrieben hat. Mit 26 Übersetzungen (Holsten 417) wurde es einer der populärsten Missionstraktate. Daneben steht das *Schatzkästlein* aus der Leipziger Zeit, das Texte für die Hausandacht an allen Tagen des Jahres ohne Rücksicht auf das Kirchenjahr bietet. Über die Erbauung des eigenen Kreises hinaus führt die Zeitschrift *Die Biene auf dem Missionsfeld. Für Missionsfreunde und Missionsvereine* (ab 1834), dazu später (ab 1846) eine weitere Zeitschrift: *Der christliche Hausfreund für innere und äußere Mission. Zum besten der indischen Mission*. Zeitgenossen erfuhren Goßners mündliche Verkündigung als unvergleichlich eindrucklicher; aber viele von ihm Erweckte und Geprägte haben sich an sein Schrifttum gehalten, so daß man von einer „Goßner-Gemeinde in der Diaspora“ (Holsten 6f) sprechen konnte.

Goßner hat auch als Gründer im Felde der inneren und äußeren Mission gewirkt. 1833 war er an der Entstehung eines christlichen Männer-Krankenvereins beteiligt; im selben Jahr gründete er einen Frauen-Krankenverein; 1834 eine erste *Kinder-Warte-Anstalt*; den Frauenkrankenverein führte er zur Gründung eines Krankenhauses, das seit 1838 den Namen *Elisabeth-Krankenhaus* trug; zugleich entstand eine eigene Schwesternschaft.

Die eine Gründung, die Goßners Namen bis heute lebendig erhält, ist die *Goßner-Mission*. Auch hier stand das Mittun am Anfang. Im Herbst 1831 trat Goßner in das Komitee der 1824 gegründeten *Berliner Mission* ein. Er hielt 1833 die Predigt bei der Aussendung der ersten fünf Missionare und war im Komitee ein sehr aktives Mitglied; aber 1836 trat er aus dem Komitee der Berliner Mission aus.

Als noch im selben Jahr zwölf Bewerber zu ihm kamen, die „als christliche Handwerker, Lehrer, Katecheten Lücken füllen“ (Lokies 73) wollten, begann er eine eigene Mission. Die Kandidaten blieben in ihrem Beruf, meist als Handwerker, und erhielten eine Ausbildung überwiegend durch Goßner selber in den Abendstunden; sie sollten anderen Missionen zur Verfügung gestellt werden und sich möglichst durch ihre Arbeit selbst erhalten. Damit tat Goßner nichts anderes als sein Vorgänger Johannes Jänicke (1748–1827) getan hatte. Eine Rechtsform hatte diese Mission zunächst nicht. Sie wurde gedrängt, ein Statut anzunehmen: Goßners Entwurf (1838) gab jedem, der für die Mission betet, Mitgliedsrechte, und schrieb die Präsidenschaft Christus zu (Holsten 388). Aber erst 1842 kam es zu einem Statut, das mit der Verleihung der Korporationsrechte anerkannt wurde. Die Leitung hatte Goßner selbst, später bis heute ein sich selbst ergänzendes Komitee. Der Unterschied zu anderen Missionen bestand darin, „aus dem Handwerks- und jedem anderen Stande junge Männer auf einem kürzeren und minder kostspieligen Weg, als gewöhnlich zu geschehen pflegt, zu Gehülfen der Mission, zu Diakonen, Katecheten, Schullehrern und Mitarbeitern am heiligen Werke auszubilden und hier und da, wo man ihrer bedarf, eine Lücke auszufüllen oder auch selbst Missions-Stationen unter den Heiden zu gründen“ (Holstein 386).

Zu Goßners Lebzeiten wurden insgesamt 141 Missionare und Auslandsprediger entsandt, darunter 16 akademisch gebildete Theologen. Sie erhielten keine Versorgungszusage, wurden verschiedensten Missionen anvertraut, auch in verschiedenen Denominationen tätig, wobei neben hingebender Bewährung auch ein hohes Maß an Unstetigkeit auffällt. Es war die Mission in → Indien in der Gangesebene und in Chota Nagpur, der gegenüber eine bleibende Verpflichtung entstand; die Ganges-Mission wurde mit dem Ersten Weltkrieg in andere Hände gegeben; die Mission in Chota Nagpur hat sich zur „Goßner Evangelical Lutheran Church“ entwickelt.

Die institutionskritische Arbeitsweise und Haltung Goßners hat sich nirgends durchhalten lassen; Klarheit in der Frage des Bekenntnisses, eine kirchliche Ordnung, eine bessere Ausbildung und eine finanzielle Versorgung wurden nötig. Die Goßner-Mission wurde durch Krisen genötigt, zu einer Missionsgesellschaft wie andere auch zu werden. Sie hat aber in erstaunlichem Maß Freiheit zu ungewöhnlichen Initiativen behalten und ist durch diese institutionskritische Tendenz ein belebendes Element für die äußere Mission und für die Kirche geblieben.

3. Wertung

„Goßners Glaube ist durch Zinzendorf vermittelter lutherischer Glaube“, so urteilte Holsten gegen Ritschl, der Goßners Frömmigkeit für „durch und durch katholisch“ hielt

- (Holsten 8f). Goßner hat von Zinzendorf und Luther gelernt und beide hoch geschätzt; aber von der Entstehung seines Glaubens her muß man Holstens Aussage revidieren. „Christus für uns“ – zentrale Aussagen zu diesem Thema stimmen ganz weitgehend mit Luther zusammen. Aber zum Thema „Christus in uns“ gewinnt die Mystik ein größeres Gewicht; und hier liegt der Motivgrund des Handelns und die Zielrichtung der →Heiligung. Neben der innerlich gefaßten *Via negativa* der Mystik steht aber ein auch konkret erfahrbares Bild von →Nachfolge und Kirche. Die echt apostolische freie Kirche leidet unter dem Widerspruch des Unglaubens wie unter den Bindungen einer staatsgebundenen Kirche. Sie erbaut sich in brüderlicher Gemeinschaft, erneuert sich im Zeugnis, bewährt sich im Dienst. Dieses Bild von der Kirche prägt seine Vorstellung von Mission. Von der Entwicklung lutherisch-kirchlicher Mission her gesehen, nennt Aagaard Goßners Standpunkt „anarchistisch“ und „anachronistisch“ (523); aber ähnliche Motive tauchen in späteren Gründungen von Missionen wiederum auf.

- Die Literatur über Goßner ist durch eine verständliche hagiographische Tendenz geprägt, die Ansätze im Selbstverständnis Goßners als Charismatiker mit prophetischer Vollmacht vorfindet. Er hat transkonfessionell im Sinne eines freien christozentrischen Glaubens gewirkt und dafür alte wie neue Entfaltungsmöglichkeiten für sich und andere jenseits des staatskirchlichen Herkommens gesucht und gefunden.

Literatur

- 20 Johannes Aagaard, Mission, Konfession, Kirche. Die Problematik ihrer Integration im 19. Jh. in Deutschland, 2 Bde., Lund/Aarhus 1967. – Hermann Dalton, Johannes Goßner. Ein Lebensbild aus der Kirche des 19. Jh., Berlin 1898. – Walter Holsten, Johannes Evangelista Goßner. Glaube u. Gemeinde, Göttingen 1949. – Friedrich-Wilhelm Kantzenbach, Johann Michael Sailer u. der ökum. Gedanke, Nürnberg 1955. – Hans Lokies, Johannes Goßner. Ein Bekenner u. Diener Jesu Christi, Gießen/Basel 1959. – Wilhelm Oehler, Gesch. der Dt. Ev. Mission, 2 Bde., Baden-Baden 1949/1951. – Johannes Diakonus Prochnow, Johannes Evangelista Goßner. Eine biographische Skizze, Berlin 1859. – Ders., Johannes Goßner. Biogr. aus Tagebüchern u. Briefen, Berlin 1864 (Bibliographie). – Georg Schwaiger, Johann Michael Sailer, der bayerische Kirchenvater, München/Zürich 1982.

Niels-Peter Moritzen

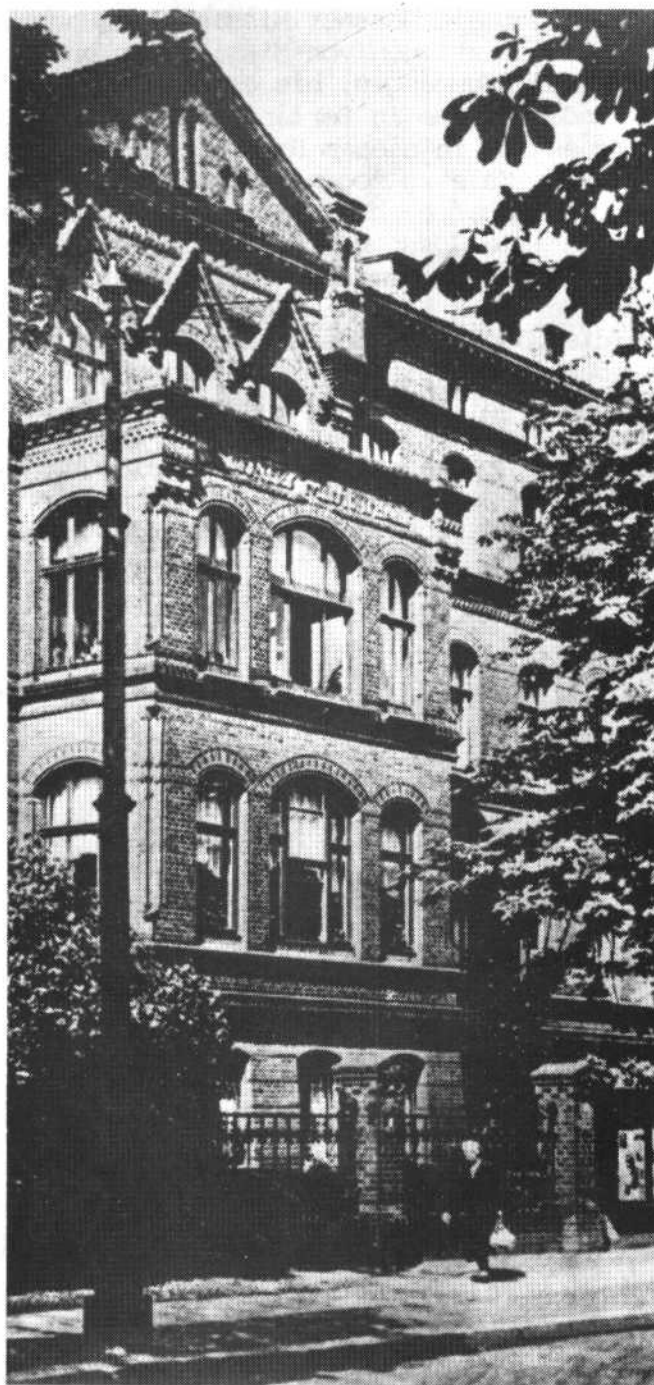
- 30 **Goten** →Germanenmission (*arianische*)

Gotik

1. Baukunst 2. Plastik 3. Malerei 4. Kleinkunst (Literatur S. 601)

1. Baukunst

- Begriff.** Der Begriff wird wesentlich für die Baukunst im Zeitalter zwischen →Romanik und →Renaissance verwendet, dann auch für die anderen Künste der Epoche ca. 1150 bis ca. 1500, gelegentlich auch allgemein für die Kunst des Hohen Mittelalters. Geprägt wurde das Wort in der italienischen Renaissance, zuerst im 15. Jh. (Manetti), um die angeblich entartete Architektur zu bezeichnen, welche die germanischen (gotischen) Eroberer Italiens während ihrer Herrschaft anstelle der antiken Kunst und bis zu deren Wiedergeburt errichtet hätten. Berühmt wurde diese Verurteilung der Architektur des Nordens durch Vasari (1511–1574), der sie freilich nicht, wie oft behauptet, gotisch, sondern deutsch (*tedesca*) nennt. In unserem Sinn ist der Begriff Gotik erst 1610 nachweisbar. Als deutsch galt die gotische Architektur in der Folgezeit, positiv gewürdigt, wie schon durch Aeneas Silvius (→Pius II.), vor allem von →Goethe („Von deutscher Baukunst“, 1771, über das Straßburger Münster), dem die →Romantik folgt, der die gotische Baukunst als Inbegriff christlicher Kunst gilt. →Hegel preist in der „gotischen Baukunst“ „das Zusammenstimmen mit dem inneren Geist des Christentums“ (Ästhetik III,1,3).
- Entstehung.** In Wahrheit ist die Gotik in Frankreich entstanden („französisch“) (*opus*



D I E G E S C H I C H T E
D E S G O S S N E R - H A U S E S
I N B E R L I N - F R I E D E N A U

Vor fast 90 Jahren hat die Gossner Mission ihr Haus in Berlin-Friedenau gebaut. Generationen von Missionaren und Inspektoren sind durch dieses Haus gegangen, bis es nach 1934 zu einem Zentrum der Bekennenden Kirche in Berlin wurde. Althergebrachtes und unwälzend Neues ist in diesem Haus geplant und von hier aus durchgeführt worden. Zuletzt zogen die meisten in Berlin ansässigen Missionsgesellschaften hier unter einem Dach zusammen. In diesem Jahr nun hat die Gossner Mission ihr Haus an das Berliner Missionswerk verkauft. Aus dem Haus der Gossner Mission ist das Missionshaus der Berliner Kirche insgesamt geworden. Aus diesem Anlaß habe ich die Geschichte des Gossnerhauses zusammengetragen und aufgeschrieben. Ausführlichere Beschreibungen früherer Berichterstatte habe ich im Wortlaut, gelegentlich leicht gekürzt, übernommen. Die Quellen sind am Ende angegeben. So ist diese Geschichte des Gossnerhauses eine Gemeinschaftsarbeit vieler Generationen geworden. Sie ist aufgeschrieben in der Hoffnung, das die gossnersche Vergangenheit des Hauses der Mission auch in Zukunft unvergessen bleibt.

Berlin -Friedenau, im Oktober 1979

Siegwart Kriebel

<u>Inhalt</u>	<u>Seite</u>
1. Gossner und die Berliner Mission	1
2. Das erste Missionshaus	1
3. Das neue Missionshaus in Friedenau	3
4. Der Streit um die Rücklage	4
5. Die ersten zwanzig Jahre	5
6. Bis zum Dritten Reich	7
7. Die Zeit der Bekennenden Kirche	10
8. Wiederaufbau nach 1945	15
9. Die letzten 25 Jahre	16
10. Quellen	21
11. Bilderanhang	22-24

1. Johannes Gossner und die Berliner Missionsgesellschaft

1826 war Johannes Gossner nach Berlin gekommen und nach demütigenden Hilfspredigerjahren 1829 Pfarrer an der Bethlehemgemeinde geworden. Die gerade gegründete Berliner Missionsgesellschaft (damals unter dem Namen "Gesellschaft zur Beförderung der Evangelischen Missionen unter den Heiden") lud Gossner 1831 als einen angesehenen Berliner Pfarrer in ihr "Comité" ein, und damit begann seine offizielle Tätigkeit für die äußere Mission.

Seine Tätigkeit in der Berliner Mission war allerdings nicht von langer Dauer. Schon 1836 trat er zurück, weil er in zwei grundsätzlichen Fragen eine abweichende Meinung vertrat. Die volle wissenschaftlich theologische Ausbildung der Missionare hielt er nicht für notwendig, falls die Missionare zu Völkern geschickt wurden, die keine vergleichbare "Bildung" hatten. Und er hielt es nicht für richtig, ein großes Missionshaus zu bauen, weil er befürchtete, dadurch würden die Mittel für die Heidenmission gemindert, und er hielt den mit einem solchen Bau entstehenden Verwaltungsapparat für Luxus, der außerdem mit all' seinen Formeln und Satzungen das Wesen selbst dahinsiechen lasse. (Dalton)

Mit seinem Rücktritt war seine missionarische Aktivität allerdings nicht beendet. Sie fing erst richtig an. Er gab weiterhin seine Zeitschrift "Die Biene auf dem Missionsfelde" heraus, die er 1834 begonnen hatte, und schon 1837 verabschiedete er erstmalig 18 Missionare aus seiner Bethlehemsgemeinde, die er etwa ein halbes Jahr lang vorbereitet hatte und von denen nur einer ein ordinierter Theologe war, die anderen dagegen Handwerke erlernt hatten.

Obwohl er dann regelmäßig Missionare entsandte und sich in Indien zwei Gossnersche Missionsfelder bildeten, kam es doch nicht zur Gründung einer Missionsgesellschaft im engeren Sinne. 1842 wurde zwar durch königliche Kabinettsorder die Gründung des "Evangelischen Missionsvereins zur Ausbreitung des Christenthums unter den Eingeborenen der Heidenländer" bestätigt, aber das geschah nur, damit Gossner seine Missionare öffentlich in seiner Gemeinde einsegnen und Spenden sammeln durfte. Es war im Grunde ein Ein-Mann-Verein, dessen Satzung ganze 5 Paragraphen hatte, und ein Missionshaus baute Gossner Zeit seines Lebens nicht. Die Bet- und Arbeitskammer in seinem Gartenhäuschen war zugleich die Zentrale seines Missionsvereins. Dessen Organisation lag allein in seinen Händen. (Dalton)

2. Das erste Missionshaus in der Potsdamer Straße

Bald nach Gossners Tod wurde ein Haus in der Potsdamer Straße 31 erworben, das allerdings zunächst nicht direkt der Mission diente, sondern als Wohnung für den Prediger, der am Gossnerschen Elisabethkrankenhaus, welches auf dem Nachbargrundstück stand, angestellt war und zugleich für die Mission arbeitete. Im übrigen sollte es vermietet werden.

Es war ein niedriges, kleines Gebäude, über dessen Haustür sich als treffendes Wahrzeichen ein aus Holz geschnitztes "flammendes Herz" befand. Als das Elisabethkrankenhaus und der Missionsverein 1868 selbständig voneinander wurden, fiel das Haus mit dem kleinen Garten dem Missionsverein zu. Unter dem Inspektor Plath, der seit 1871 dort wohnte, füllte es sich mit Leben, denn 1872 gründete er ein eigenes Missionsseminar. Die "Zöglinge" wohnten mit im Hause und wurden dort auch unterrichtet.

Ein zweiter Inspektor wurde angestellt, und glücklicherweise war er Junggeselle, so daß er auch noch im Hause unterkommen konnte. 1888 allerdings trat er in den Ruhestand, und ein Inspektor mit Familie wäre in dem Haus nicht mehr ohne größere Um- und Anbauten unterzubringen gewesen. Außerdem war das Seminar so gewachsen, daß auch für die Seminararbeit der Raum nicht mehr ausreichte.
(Biene 11, 1890; Bork)

Darüber hinaus hielten die Spendeneingänge nicht mehr mit den Ausgaben Schritt. Um die laufenden Befürfnisse decken zu können, mußte die Gossner Mission eine Anleihe von 50.000 Mark bei der "Kaiser-Wilhelm-Spende" aufnehmen. Die bittere Not trieb also die Gossner Mission dazu, sich nach einer finanziellen Absicherung umzusehen. (Festschrift)

Die Potsdamer Straße war beim Erwerb des Hauses eine stille Vorortstraße gewesen. Ende der achtziger Jahre war sie zu einer der belebtesten und teuersten Straßen in der Großstadt Berlin geworden. Aber mit Rücksicht auf den Vorsitzenden des Kuratoriums, den von Gossner selbst mit der Weiterführung seiner Missionsarbeit beauftragten Generalsuperintendenten Büchsel, hielt man Neuerungen zurück. Als jedoch Büchsel 1889 gestorben war, wurde das Haus in der Potsdamer Straße verkauft.

Georg Plath, der Sohn des damaligen Missionsinspektors, beschreibt in der Biographie seines Vaters mit beredten Worten, wie die Gossner Mission versuchte, das Haus nicht an einen Juden zu verkaufen: "Der Platz, der bis dahin im Dienste des Reiches Gottes gestanden hatte, von dem der Segen des Kreuzes Christi unter die Heiden ausgegangen war, sollte nicht in jüdische Hände übergehen. Wiederholt kamen hohe Angebote von jüdischer Seite, wiederholt stellten sich Käufer persönlich vor, denen der orientalische Typus unverkennbar auf dem Gesichte geprägt stand - sie wurden jedesmal abgewiesen; und wenn sie das zu machende Geschäft als recht verlockend anpriesen und wissen wollten, warum denn nichts daraus werden sollte, so wurde ihnen in aller Freundlichkeit bedeutet, man wünsche nicht, daß Gossners Missionshaus an einen Juden falle. Endlich fand sich ein Käufer mit christlichem Namen, der auch einen annehmbaren Preis bot, und der Verkauf wurde abgeschlossen. Wer aber beschreibt Plaths Erstaunen, als er sich bei der gerichtlichen Festmachung dennoch einem Juden gegenüber sah. Entrüstet nahm er seinen Hut und verweigerte seine Unterschrift, weil er mit diesem Herrn nichts zu tun habe. Allein der Jude mochte das vorausgesehen haben, denn sein Mittelsmann war schnell bei der Hand und bezeugte, daß er das Haus an jenen bereits weiterverkauft habe. Dagegen ließ sich nichts machen, und um eine Erfahrung hinsichtlich der geriebenen und unlauteren jüdischen Geschäftspraxis reicher, mußte Plath den Kaufkontrakt unterschreiben." Der Käufer ließ das Haus alsbald abreißen und errichtete dort eine mächtige Mietskaserne.
(Plath)

Mit dem Erlös des Hausverkaufs erwarb die Gossner Mission ein Grundstück außerhalb der Stadt, in Friedenau, wohin man von Berlin aus mit der neuen S-Bahn gelangen konnte. Dort wurde ein Missionshaus errichtet, das den damaligen Bedürfnissen der Gossner Mission entsprach, also größer war als das bisherige Haus, und außerdem blieben noch etwa 140.000 Reichsmark übrig, um deren Verwendung alsbald ein heftiger Streit entbrannte. Auch verbreitete sich das außerordentlich schädliche Gerücht, die Gossner Mission sei plötzlich reich geworden, während wieder andere behaupteten, die Gossner Mission sei auf Abbruch verkauft worden. (Festschrift)

Mit der Einrichtung eines Missionsseminars, zumal eines bewußt lutherischen, und dem Bau eines Missionshauses hatte sich die Gossner Mission zweifellos dem üblichen Typ einer Missionsgesellschaft angenähert und damit einen Weg eingeschlagen, auf dem Johannes Gossner der Berliner Mission gerade nicht hatte folgen wollen. Die von ihm so sehr gefürchtete Bürokratisierung hat Georg Plath allerdings vermieden.

Auch er verrichtete, wie Gossner, die gesamte Verwaltungsarbeit selbst und verwaltete auch die Missionshauptkasse eigenhändig. Alle 10 Jahre ging er auf Visitationsreise nach Indien, ohne jedoch den Missionaren dort viel dreinzureden, und alle zwei Jahre auf Kollektenreisen ins Ausland, dazwischen regelmäßig in der Heimat, ohne doch dabei ein geschlossenes Hinterland gewinnen zu wollen. Es blieb bei der alten Struktur einer verstreuten Freundesgemeinde (Holsten.)

3. Das neue Missionshaus in Friedenau

In der Trinitatiswoche 1890 wurde das letzte Jahresfest im alten Hause in der Potsdamer Straße gehalten. Bei der Nachfeier unter bunten Lampions im Garten hielt der neue Kuratoriumsvorsitzende, Generalsuperintendent Braun, eine Art Abschiedsrede. Mission und Diakonie (das Elisabethkrankenhaus) hätten als zwei Schwestern lange Zeit im Vaterhause beisammen gelebt. Nun, da sie größer geworden seien, ziehe die eine von dannen. Im September zogen Inspektoren und Zöglinge vorübergehend in Mietwohnungen in Friedenau, schräg gegenüber dem Bauplatz. (Plath)

Dort wurde am 16. September 1890 der Grundstein für das neue Haus gelegt. Die Posaunen der Kapelle der Bolleschen Meierei begleiteten die Choräle. Als Bestimmung des Missionshauses wurden entsprechend der damaligen Arbeit der Gossner Mission die Entsendung von Heidenboten und von Auswandererpredigern, die sich mühen, daß die ausgewanderten Deutschen nicht wieder Heiden, und daß viele Heiden Christen werden, genannt. An die Tatsache, daß das neue Haus in "Friedenau" und das Haus der Berliner Mission in der "Friedensstraße" stehen, wurde die Hoffnung auf eine friedliche Zusammenarbeit beider Gesellschaften geknüpft. Anscheinend bestand Anlaß zu dieser "heilsamen Mahnung". Die Kollekte der Feier war bestimmt für die Errichtung eines vergoldeten Kreuzes auf dem Giebel des neuen Hauses (Biene 11, 1890).

Am 1. November war bereits das Richtfest, und genau ein Jahr nach der Grundsteinlegung konnte das neue Missionshaus eingeweiht werden. Die Feier fand im Betsaal statt. Wieder war der Bollesche Bläserchor dabei, aufgestellt auf dem Hofe unter den Fenstern des Saales. Auf dem Giebel prangte das goldene Kreuz, über dem Haupteingang standen die Worte "Friede sei mit euch!", die Inschrift an der Frontseite lautete "Gossners Missionshaus". Die Kollekte diente der Anschaffung eines Harmoniums für den Betsaal. (Biene 9, 1891)

Das neue Missionshaus war ein roter Backsteinbau im Stil der Gründerjahre. Im Erdgeschoß befanden sich Speisesaal, Buchhandlung, Botenwohnung, Wirtschafts- und Lagerräume, im ersten Stock die Dienstwohnung des ersten Inspektors, damals Karl Plath, im zweiten Stock die des zweiten Inspektors, seit 1890 Hans Kausch, sowie einige Gaststuben für Besucher, Missionare auf Urlaub oder Angehörige ausreisender Missionare, im dritten Stock Lehrsaal, Schlafräume und Arbeitsstuben der Missionszöglinge, sowie die Bibliothek und das Museum, auf dem Boden schließlich die Posaunenstube. Der Betsaal war in einem Anbau untergebracht.

Dieser Saal war geschmückt mit einem Bild von Professor Paul Händler über dem Altar. Es stellte den verklärten Herrn dar, wie er den Missionsbefehl erteilt, der zu beiden Seiten auf die Wand gemalt war. Zwei große Fotos nach Kartons desselben Künstlers zeigten die Sturmstillung und die Heilung des Kranken am Teich Bethesda. An der Wand gegenüber stand das Harmonium mit Bildern von Gossner und Büchsel darüber (50 Bilder).

Die ersten Insassen bekennen in der "Biene" vom September 1891, als sie die Weihe des Hauses mitteilen: "Ja, wir müssen uns schämen, daß wir geringe Leute so wohnen sollen, insbesondere wenn wir an Gossners Dringen auf Einfachheit, an die Bedürfnislosigkeit der apostolischen Verhältnisse, an unsern Heiland, der nicht hatte, da er sein Haupt hinlegte, gedenken. O daß uns die Gesinnung der Niedrigkeit bliebe, der Zug zum Einfachen, der Sinn, etwas zu haben, als hätten wir es nicht, und uns zu freuen, als freuten wir uns nicht! Aber wir freuen uns sehr, daß wir hierher geführt worden sind, aus der Enge in die Weite, aus dem Getöse der Luft Berlins in die gute Luft und die Stille des Vorortes mit dem schönen Namen, wo wir uns von nun an recht heimisch fühlen werden."

4. Der Streit um die Rücklage

Karl Plath gehörte zu den eifrigen Verfechtern der "Kolonialmission". Nachdem Deutschland Kolonien erworben hatte, fühlte er sich zusammen mit anderen verantwortlich für die "deutschen Heiden" in Übersee. Der Überschuss aus dem Verkauf des Hauses in der Potsdamer Straße schien die Gelegenheit zu bieten, eine Missionsarbeit in einer der deutschen Kolonien zu beginnen. Georg Plath schreibt dazu:

"Durch den Verkauf des alten Hauses in Berlin war die Finanzlage für eine neue Unternehmung günstig, ohne daß der gesegneten Weiterentwicklung unter den Kols Zügel angelegt werden brauchten. Daß das Interesse der deutschen Missionsfreunde gesteigert, in noch uninteressierten Kreisen die Missionsliebe leichter gewonnen werden würde, wenn die Gossnersche Mission nicht ausschließlich in der englischen, sondern auch in einer deutschen Kolonie zu wirken begänne, mußte jedem einleuchten, der nicht absichtlich sich dieser Erkenntnis verschließen wollte."

Dazu kam die begründete Aussicht, daß die weitere Zersplitterung, welche durch den frischen Zug im Missionsinteresse der Heimat infolge der Kolonialbewegung eingetreten und auch alsbald beklagt worden war, wieder hätte beseitigt werden können. Endlich fehlte es nicht an der Aufforderung aus Kolonial- und Kolonialmissionskreisen gerade an die Gossnersche Mission: Kommt und helft uns! So fand Plaths Vorschlag bald nach jenen in der Provinzialsynode gesprochenen Worten an entscheidender Stelle Zustimmung, daß der Angelegenheit ernstlich nähergetreten werden sollte. Als der gewiesenste Punkt, mit der Arbeit in Deutsch-Ostafrika zu beginnen, wurde der Hafenort Kilva in Aussicht genommen. Gegen Weihnachten 1890 brachte die Presse die Nachricht von dem Vorhaben. Und nun kam die schmerzliche Erfahrung, daß sich Einfüße geltend machten, welche gewiß in guter Absicht sich einmischten, aber sicher nicht in der schuldigen Achtung vor jahrzehntelanger bewährter Missionspraxis und dagegen in der allem Besserwissenwollen eigenen Kurzsichtigkeit mit Hochdruck gegen den bestehenden Plan arbeiteten, als ob Plath mit den Verhältnissen und Bedürfnissen der Kolmission gar nicht recht Bescheid wisse, das Kuratorium mit seinen Kolonialmissionsabsichten irre führe und die blühende Kolmission durch das neue leichtsinnige Unternehmen ruiniere. Ein flüchtiges Unwohlsein, welches Plath vor einer wichtigen Sitzung in dieser Sache befiel, mußte herhalten als ein Gottesurteil über seine verkehrten Pläne. Er trug schwer an diesen Äußerungen des Mißtrauens, welche ihm nach zwanzigjähriger erfolgreicher Tätigkeit zuteil wurden, ließ sich aber um des lieben Friedens willen zum Abwarten bestimmen." Also wurde zunächst nichts aus der Kolonialmission. Die Rücklage wurde in den Folgejahren allerdings dann dringend gebraucht. Trotz eindringlicher Appelle etwa alle halben Jahre an die Freunde der Gossner Mission, in der Biene und in gesonderten Rundschreiben, überstiegen die Ausgaben in Indien oft die Einnahmen in Deutschland, so daß die Rücklage bald aufgebraucht war. (Gottes Wege; Plath)

5. Die ersten zwanzig Jahre im neuen Haus

In erster Linie diente das neue Haus natürlich den Bedürfnissen der Gossner Mission. Bis zu 18 Zöglinge für die Mission in Indien und für die Auswanderermission in Nordamerika konnte es aufnehmen. Das Seminar hat den Betrieb im Hause bestimmt. Dazu kamen regelmäßige Veranstaltungen, die einerseits wiederum der Ausbildung der Zöglinge, andererseits aber auch der Förderung des Missionsinteresses unter den Christen in Friedenau dienten:

Jeden Dienstag Abend versammelten sich eine Anzahl Kinder, mit denen einer der Zöglinge katechetisierte oder Übungspredigten hielt. Einmal im Monat fand außerdem eine Missionsstunde statt, eine Sonntagsschule wurde gehalten, und Plath begeisterte die Kinder für die Mission in einer Kindermissionsstunde einmal im Monat. Der Saal diente dem Friedenauer Kirchengesangsverein für seine Übungen, sowie für Vorträge zu wohltätigen Zwecken. In den ersten Jahren mußte er sogar der Friedenauer Kirchengemeinde oft als Gottesdienstraum dienen, denn die Kirche "Zum guten Hirten" wurde erst Ende 1893 fertig.

Alle vierzehn Tage trafen sich Frauen und Jungfrauen aus Friedenau zu einem Missionsnähverein im Gossnerhaus. Aus alledem ergab sich eine enge Beziehung zwischen dem Missionshaus und der Gemeinde "Zum guten Hirten". (Plath; Biene 9/1891; 1/1892)

Jahresfeste und Aussendungen von Missionaren hatten zur Zeit des General-superintendenten Büchsel in dessen St. Matthäi-Kirche stattgefunden. Diese Sitte wurde auch unter seinem Nachfolger Braun beibehalten. Aber die Nach-feiern am Abend wurden dann meistens in das Missionshaus in Friedenau ver-
legt.

Einen Einschnitt bedeutete zweifellos der Tod Karl Plaths im Jahre 1901. "Im geistlichen Amtskleid, mit dem Käppchen auf dem Haupte, lag der teure Tote da im Betsaale unseres Missionshauses. Sehr schwer wurde es uns allen, uns von den geliebten Zügen zu trennen." (Biene 7/1901). Sein Nachfolger wurde Hans Otto Kausch, der bisherige zweite Inspektor.

Aus dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts sind vor allem die Missions-lehrkurse für Pastoren zu erwähnen, die jedes Jahr gemeinsam mit der Berliner Missionsgesellschaft durchgeführt wurden. Sie dauerten jeweils etwa eine Woche. Der Unterricht fand im Haus der Berliner Mission statt, aber am letzten Tag kamen die Teilnehmer immer nach Friedenau ins Gossner-haus, wo sie insbesondere über die Gossner Mission, ihre Geschichte und ihre Arbeitszweige informiert wurden. 1904 und 1906 wurden daneben auch Missionskurse für Volksschullehrer gehalten.

Seit 1904 fand im Zusammenhang mit dem Jahresfest jeweils eine General-versammlung der "Freunde und Vertreter der Gossnerschen Mission" in Verbindung mit dem Kuratorium statt. Diese Versammlungen waren eine Art Multiplikatorensseminar und dienten der Information der Pastoren, die in den verschiedenen Gegenden des Reiches die Arbeit der Gossner Mission unterstützten und förderten. Fragen der Mission in Indien wurden dabei ebenso besprochen wie Fragen der Öffentlichkeitsarbeit in Deutschland, wie ein Überblick über die Themen einiger Generalversammlungen jener Jahre zeigt:

- Die Hebung des weiblichen Geschlechts in den christlichen Gemeinden unserer Kolsmission (1906)
- Bedeutung, Schwierigkeit und Hebung unserer Ganges-Mission (1907)
- Unsere Aufgabe in Jaspur (1908)
- Die Weckung und Pflege des Interesses für die Gossnersche Missions-gesellschaft in und um Berlin (1909)
- Die literarische Vertretung der Gossnerschen Mission (1910)

Bei der Nachfeier zur Aussendung der jungen Missionare Peter Peters, Hermann Stauber und Friedrich Franke am 30. Oktober 1904 "sprach Missionsinspektor Römer über die Beziehungen Ostfrieslands zur Gossnerschen Mission, woran dann später Superintendent Elster anknüpfte. Missionar Lorbeer erzählte von den letzten Erfahrungen in der Ganges-Mission, Missionar Lokies er-mahnte im Hinblick darauf, daß jetzt in der Mission so oft Lichtbilder gebraucht würden, dazu, daß wir selbst lebendige Lichtbilder werden möchten, und Missionar Peters machte mit Dankesworten im Namen der jungen Missionare den Beschluß der Ansprachen". (Biene 11/1904)

Nicht vergessen werden darf die alljährliche "Packerei der indischen Kisten", die unter der Anleitung von Frau Plath begonnen hatte, wochenlang dauerte und bei der wachsenden Zahl der Missionare in Indien immer umständlicher wurde. In diese Kisten wurden Weihnachtsgaben für die Missionare und für die "Eingeborenen" gepackt. Diese Sitte ist bis zum zweiten Weltkrieg fortgesetzt worden. (Biene 3/1909)

Am Ende der ersten zwanzig Jahre des neuen Hauses steht das fünfzigjährige Dienstjubiläum von "Mutter Köhler". Das Ehepaar Köhler war 1891 mit ins neue Missionshaus eingezogen und hatte als Hausmeisterehepaar im Erdgeschoß gewohnt. Frau Köhler war 1860 in den Dienst der Familie Plath getreten und konnte 1910 zugleich auf vierzig Jahre Dienst bei der Gossner Mission zurückblicken. Dieses Ereignis wurde im Missionshaus groß gefeiert und war auch eine längere Meldung in der Biene wert.

6. Vom 75-jährigen Jubiläum bis zum Dritten Reich

Interessanterweise feierte die Gossner Mission ihre Jubiläen nicht in Erinnerung an die offizielle Gründung des Vereins im Jahre 1842, auch nicht in Erinnerung an die Aussendung der ersten 18 Missionare 1837, sondern in Erinnerung an den Besuch der ersten Handwerker bei Johannes Gossner am 12. Dezember 1836, als Gossner diese Handwerksburschen als Missionare annahm. Das 50-jährige Jubiläum war in eine Zeit der Stagnation gefallen, als lange Zeit keine neuen Missionsstationen in Indien gegründet worden waren, und kurz vor den Neuanfang, der äußerlich durch den Bau des neuen Missionshauses markiert wurde.

1911 aber wurde das 75-jährige Jubiläum dazu benutzt, der stark ausgeweiteten Arbeit in Indien durch einige Umbauten am Missionshaus Rechnung zu tragen. In der Festschrift zum Jubiläum heißt es dazu: "Auch unser Missionshaus entspricht schon seit längerer Zeit nicht mehr den Bedürfnissen. Wir wollen wahrlich nichts den modernen Schulpalästen der Großstadt Gleiches, aber etwas dem Werke Angemessenes." An anderer Stelle dieser Festschrift werden die Veränderungen so beschrieben: "Im Missionshause wurde zunächst das Archiv gründlich geordnet, dann ein Sekretariat und eine Rendantur eingerichtet. Die Buchhandlung, ursprünglich nur ein kleiner Laden für den Vertrieb von Gossnerschen und anderen Erbauungsschriften, dann mit der Verlegung des Missionshauses nach Friedenau zu einer allgemeinen Sortimentsbuchhandlung ausgedehnt, wurde noch mehr erweitert. Sie hat jetzt (1911) einen Jahresumsatz von ca. 80.000 Mark. Für die Zöglinge wurden (1911) zwei neue große Schlafräume eingebaut, auch die Lagerstuben für das Packen der indischen Kisten vergrößert."

Dieser Festschrift verdanken wir auch eine Übersicht über Veröffentlichungen, die damals aus dem Missionshaus verschickt wurden und die Freunde der Gossner Mission auf dem Laufenden hielten: "Unsere Blätter wurden umgestaltet und erhielten Bilderschmuck. Die "Kleine Biene" wurde aus einem Blatt 'für Kinder' ein volkstümliches Missionsblatt 'für Jung und Alt' (Auflage jetzt 7.000 Exemplare, die Große "Biene" 3.500), während (1911) ein ganz billiges (1 Pfg. das Exemplar), lediglich für Kinder geschriebenes Blatt, der 'Kindergruß aus der Gossnerschen Mission', von Missionsinspektor Förtsch begonnen wurde (Aufl. 17.000 Exemplare). Zu völlig kostenlosem Verteilen, für Geber als kleines Dankeszeichen, für noch Fernerstehende als Werbe-

blättchen gedacht, hatte schon in den neunziger Jahren Missionsinspektor Kausch die 'Mitteilungen an den Freundeskreis der Gossnerschen Mission' erscheinen lassen. Die Redaktion übernahm Missionsinspektor Zernick. Sie erscheinen jetzt in einer Auflage von 50.000 Exemplaren. Direktor Kausch rief das Jahrbuch 'Stand und Arbeit der Gossnerschen Missionsgesellschaft' ins Leben und hat es seit Erscheinen (1903) auch weiter redigiert. Es ist immer verlangt worden, ein Beweis, welchem Bedürfnis es begegnete, und das gegenwärtige erscheint in einer Höhe von 12.000 Exemplaren. Weiter erscheinen eine Reihe billiger Volksschriften aus der Kols- und neuerdings aus der Ganges-Mission. Unsere wiederholten finanziellen Schwierigkeiten machten dann doch mit einer Art von Regelmäßigkeit den Ausgang von 'Aufrufen' und Flugblättern in Massenaufgaben notwendig, die über die augenblickliche Lage berichteten."

Ebenfalls 1911 wurde außer dem Missionslehrgang für Pastoren erstmals ein Kurs für Oberlehrer angeboten. Dazu schrieb die Biene im August 1912: "Der Gedanke, akademisch gebildeten Lehrern höherer Schulen eine gründliche Einführung in das Studium der Heidenmission zu ermöglichen und dadurch die gebildete deutsche Jugend mehr als bisher für den Missionsgedanken zu gewinnen, hat den Deutsch-evangelischen Laienmissionsbund, die Berliner Missionsgesellschaft und die nordostdeutschen Missionskonferenzen zur gemeinsamen Veranstaltung des ersten Oberlehrermissionskurses im Oktober vorigen Jahres zusammengeführt. Der erhebende Verlauf der Tage veranlaßte, schon in diesem Jahr den zweiten Missionskurs für akademisch gebildete Lehrer höherer Schulen zu veranstalten." Der Kurs fand wiederum teils im Haus der Berliner Mission in der Georgenkirchstraße und teils im Gossnerhaus in Friedenau statt. Teilnehmer wurden dazu erwartet aus Sachsen, Brandenburg, Pommern, Westpreußen, Ostpreußen, Posen, Schlesien und Groß-Berlin.

Kurz vor dem ersten Weltkrieg machte die Gossner Mission dann doch einen kurzen Versuch von "Kolonialmission". Im Dezember 1913 wurden die beiden Missionare Oksas und Roszat nach Kamerun ausgesandt. Im Januar und Mai 1914 folgten ihnen Hugo Froese und Friedrich Alexander. Und diese beiden wurden im Gossnerhaus abgeordnet. Die Biene schrieb dazu im Februar 1914: "Unser Betsaal hat schon viel erlebt, aber eine Abordnung noch nicht. Zum ersten Mal fand die Abordnung eines Missionars nicht in der Kirche statt." Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges bereitete der Kamerun-Mission dann allerdings ein schnelles Ende.

Während des Krieges wurde das Missionshaus offensichtlich als Lazarett benutzt, denn 1915 konnte die Nachfeier zum Jahresfest dort nicht stattfinden "wegen des bei uns befindlichen Genesungsheimes".

Seit 1929 sind Einladungen zu jährlichen Basaren erhalten (1930: Tee gegen Entgelt, Gebäck mitbringen), auf denen nicht nur "Missionsverkäufe" stattfanden, sondern auch Vorträge gehalten, Lichtbilder gezeigt, indische Lieder vorgetragen wurden, und man sich durch das Museum führen lassen konnte. 1933 taucht zusätzlich der Missionsfilm "Jisu sahai (der Retter Indiens)" auf. Zu den monatlichen Missionsvorträgen im Hause wurde 1931 so eingeladen: "Die uns befreundeten Missionsvereine und alle missionsinteressierten Kreise, die uns nahestehen (Gemeinschaften, Frauen- und Jugendvereine), werden gebeten, möglichst einen Vertreter zu schicken, der Notizen machen und das Gehörte an die einzelnen Kreise weitergeben kann."

Interessant ist vielleicht eine Auswahl von Vortragsthemen aus jener Zeit zu Beginn der dreißiger Jahre:

"Ist eine Ablehnung der Heidenmission aus nationalen Gründen berechtigt?"

"Wie wir unsere eingeborenen Missionsarbeiter Vorbilden."

"Welches Recht haben wir, den nicht-christlichen Völkern eine ihnen fremde Religion zu bringen?"

"Der Kulturbolschewismus als Weltgefahr."

Daneben natürlich immer wieder Berichte über die Indienmission allgemein und über einzelne Missionsstationen.

7. Die Zeit der Bekenrenden Kirche

1934 fühlt man sich wieder stark an Vater Gossner erinnert, denn ins Missionshaus wird zu einem Volks-Missionsfest eingeladen. "Mission drinnen und draußen" sind wieder beieinander, wie auch die beiden Hauptvorträge zeigen: "Sind wir schon oder sind wir noch Christen?" und "Nochnicht-Christen (Mission in Indien)". Auch im Januar 1935, anlässlich der Einweihung des neuen Betsaales, wurde wieder ein Evangelisationsvortrag mit ähnlichem Tenor gehalten: "Heidenmission und Volksmission". Von da an fanden übrigens die jährlichen Missionsfeste im Gossnerhaus statt.

An den Beginn dieser Periode gehört auch das hundertjährige Jubiläum der Gossner Mission am 12.12.1936, festlich begangen am Sonntag, dem 14.12., in der Bethlehem-Kirche, aber eingeleitet am frühen Morgen des 12.12. im geschmückten Missionshaus und abgeschlossen mit einem Brudertag ehemaliger Gossnermissionare, die inzwischen im heimatlichen Pfarrerdienst stehen und die bei dieser Gelegenheit die Zukunftsaufgaben der Gossner Mission in der Heimat und auf dem Missionsfelde beraten. (Jauchzet)

Aus der Zeit der Bekenrenden Kirche liegen uns anschauliche Beschreibungen der Beteiligten vor, so dass sie hier selbst ausführlich zu Worte kommen können. Vor allem gilt das für den damaligen Missionsdirektor, Hans Lokies, der die Gossner Mission während der gesamten Zeit des Dritten Reiches und auch während der Zeit des Wiederaufbaus nach dem Kriege entscheidend geprägt hat. Er schreibt:

"1934 wurde eins der ältesten Missionsblätter in Deutschland, die aus diesem Hause ausgeflogen wurde, 'Die Biene auf dem Missionsfelde', gerade 100 Jahre alt. In diesem Jahre begann die 'Bekenndende Kirche' mit der sogenannten 'Barmer Erklärung' den offenen Kampf gegen die Kultur- und Kirchenpolitik des Nationalsozialismus. Und bald glich das Gossnerhaus wirklich einem von Aktivität, Hochspannung und Lebensfülle summenden Bienenkorb." (Das Haus)

"Von Anfang an stellte sich die Gossner-Mission, wie die meisten anderen deutschen Missionsgesellschaften, eindeutig auf die Seite der Bekenrenden Kirche. Die 'Barmer Thesen' wurden sogar ins Hindi übersetzt und im Gemeindeblatt der Gossner-Kirche in Indien veröffentlicht. Es kam nun aber darauf an, die Konsequenzen an Ort und Stelle zu ziehen, d.h. also in der Gemeinde, zu der das Gossner-Haus gehört. Hier waren alle Pfarrer mit Ausnahme eines einzigen, des tapferen und doch so väterlich gütigen Bruders Vetter, mit fliegenden Fahnen zu der radikalen Richtung der sogenannten Thüringer Deutschen Christen übergetreten. Soweit sich

die Gemeinde zu Gottes Wort hielt, war sie in dem ihr entfremdeten Gottes- und Gemeindehaus 'Zum guten Hirten' heimatlos geworden. So wurde das Missionshaus in der Handjerystrasse ein Zentrum für die Bekenkende Kirche in Friedenau und für die Bekenkende Kirche in ganz Berlin."

"Um die dadurch entstandene Raumfrage zu lösen, wurde im Jahre 1935 ein Kirchsaal an das Missionsgebäude angebaut. Die Mittel dafür gab der zuständige Generalsuperintendent im letzten Augenblick. Es war am Tage, bevor der berühmte Pfarrer Müller zum Reichsbischof berufen wurde, als sich ein Vertreter der Gossner-Mission zu demdamaligen Finanzgewaltigen der Berliner Kirche und Superintendenten der reichsten Kreissynode, D. Diestel, begab und ihm nahelegte: 'Setze dich hin und schreibe flugs 18.000 Mark; denn morgen hast du keinen Fonds mehr, über den du frei verfügen kannst!' Und er setzte sich hin und schrieb flugs die Summe nieder, mit der der Saal erbaut wurde. Nach seinen Ausmassen wurde er - weil Frau Lokies strikte erklärt hatte, der alte prächtige Kastanienbaum im Missionsgarten könne nur über ihre Leiche hinweg gefällt werden - so breit wie lang. Das hat aber seiner äußeren und inneren Akustik nicht geschadet.

"Das kunstlos gezimmerte hohe Holzkreuz an der Altarseite und das grosse Kreuzigungsgemälde an der einen Seitenwand waren die Zeichen, unter denen im Gossner-Saal auf Versammlungen, Tagungen und Kursen auch gearbeitet wurde. Das Bild hatte zuerst seinen Platz in der Berliner Philharmonie gefunden, wurde aber für 'entartete Kunst' erklärt und sollte vernichtet werden. Der Maler, Brandenburg mit Namen, brachte es in Sicherheit und übergab es uns zu treuen Händen. Es hat den Brnad des Missionshauses überstanden. Man kann über den Stil des Bildes denken, wie man will; stammt es doch aus den zwanziger Jahren. Aber im Gossner-Saal wurde es je länger umso mehr sinnerfüllt zum Symbol der Zeit: Aus der tobenden, von sadistischem Hass besessenen Menge ragt das Kreuz mit dem gekreuzigten Christus empor, der zugleich der Verherrlichte ist.

"Sonntag für Sonntag legte hier der Pfarrer der Bekenntnismgemeinde, Dr. Wilhelm Jannasch, Gottes Wort so gewissenhaft sachlich und gerade darum so aktuell aus, dass selbst die Konfirmanden seine nüchterne Predigtweise jeder Art von emotionaler Verkündigung vorzogen. Einmal im Monat hielt Professor Günther Dehn die Predigt. Dann stand die Gemeinde jedesmal unter dem Eindruck: 'Hier ist im Kampf der Geister eine Schlacht geschlagen worden.' Das Ehepaar Heuss und gelegentlich auch Dietrich Bonhoeffer kamen zu diesen Gottesdiensten in den Gossnersaal.

"In diesem Kirchsaal fanden die Gedenütigten und Erniedrigten jener Zeit ihre Zuflucht: unsere christlichen Schwestern und Brüder aus Israel. Nach und nach wurden ihnen alle Gemeindehäuser und Kirchen Berlins verschlossen. Wo sollten sie anders bleiben als in einem Missionshause? So ist denn die Bekenkende Gemeinde in Friedenau Sonntag um Sonntag, oft unter den Augen der Gestapo, mit der kleinen Schar nichtarischer Christen Berlins, die von Monat zu Monat kleiner wurde, zum Gottesdienst und zum Abendmahl gegangen. Niemand, dem es damals geschenkt wurde, zwischen einem 'bestennten' Bruder und einer 'bestennten' Schwester am Altar zu knien und das heilige Abendmahl zu empfangen, wird es jemals in seinem Leben vergessen.

"Einmal, mitten im Kriege, wurde in demselben Saale eine Schar - fast möchte man sagen eine Karawane - von Brüdern und Schwestern aus Israel, vom Säugling bis zum Greis, in den Tod und in das Leben Jesu Christi hinein getauft, ehe sie nach Theresienstadt oder Auschwitz kamen. Es waren etwa 60 Täuflinge... Noch heute (1961) versammelt sich in Erinnerung an jene Zeit der Todes- und Lebensgemeinschaft allmonatlich eine kleine Schar der Überlebenden im Gossner-Hause. (Biene 6, 1961)

"Der Gossnersaal war auch die Stätte unserer monatlichen Gemeindeabende, an denen - es waren nur die eingeschriebenen Mitglieder der Bekennenden Kirche zugelassen - die kirchliche Lage behandelt wurde. Hierhin konnten auch die Namen unserer Gefangenen gerettet werden, nachdem die Gestapo ihre Nennung im Hauptgottesdienst verboten hatte und wir uns dort mit einem stillen Gebet und einer entsprechenden Liedstrophe begnügen mussten. - Der Gossnersaal war auch der Rahmen unserer gemeindlichen Geselligkeit; ließ er sich doch so leicht 'umbauen', und an den langen Tafeln fehlte es dann nicht an leiblicher Nahrung wie an besonderen geistigen Gaben, z.B. Professor Bartnings eindrucksvollen Vortrag über 'biblische Träume', der ein Glaubenszeugnis besonderer Art bedeutete. Anders als wir Älteren und Alten gestaltete die Jugend ihre regelmäßigen Zusammenkünfte, bei denen Ernst wie Fröhlichkeit sich verbanden. Und wer immer, ob Alt oder Jung, sich bei Goßner zusammenfand, nie waren es die Glieder einer Sekte, sondern eben evangelische Christen, die weiter der Landeskirche ihre Steuern entrichteten und zugleich am monatlichen 'Opfersonntag', wenn die Sammelkörbchen durch die Reihen der Kirchenbesucher gingen, für ihre 'Notgemeinde' aufbrachten, was diese an Saalmiete, Gehältern u.a. zu bezahlen nötig hatte. Selbst der Bau einer Orgel ist so möglich geworden." (Biene 6, 1961)

"Der Vollständigkeit halber sei berichtet, dass im Kirchsaal der Gossner-Mission auch die frühesten Zusammenkünfte der jungreformatorischen Bewegung und des Pfarrernotbundes stattfanden. Hier begann auch die Kirchliche Hochschule ihre Tätigkeit; ein Teil der Vorlesungen wurde laufend dort gehalten.

"Hier im Saal geschah es auch, daß in den letzten Tagen des Krieges, mitten in einem schweren Fliegerangriff, Bischof D.Dr. Dibelius erschien, der eben von dem Rat der Evangelischen Kirche der Union zum Bischof der Kirche Berlin-Brandenburg berufen worden war. Er machte davon einem kleinen Kreise von Brüdern Mitteilung, die durch Boten verständigt waren, und unternahm gleich den ersten Schritt zur Bildung einer neuen Kirchenleitung. Die Vorschläge, die er dabei machte, sind mir für immer als ein Zeichen für den genauen Wirklichkeitssinn, der ihm eignet, in Erinnerung geblieben. Er schlug nämlich die verschiedensten Personen für die Kirchenleitung vor - nicht nach geistlichen, spirituellen, sondern nach 'pedestralen' Gesichtspunkten. Es sollten nur diejenigen Mitglieder der Kirchenleitung werden, die in der Lage waren, ihn zu Fuß zu erreichen."

"Was die Heimatarbeit der Gossner-Mission während dieser ganzen Zeit betrifft, so ging sie schon seit Jhren auf den Grundsatz zurück, daß jede Missionsgesellschaft neben der Arbeit auf dem Missionsfelde auch eine missionarische Aufgabe in der Heimatkirche übernehmen müsse. Der Blick der Gossner-Mission wurde auf das besondere Gebiet der christlichen Unterweisung in Haus und Schule gelenkt: Mission, verstanden nicht nur als Verkündigung des Evangeliums nach draußen an die Heiden, sondern auch nach vorn an die zukünftige Generation. So kam es, daß schon 1935, als 45% der Lehrer in Berlin und fast alle Lehrer in der Provinz den Religionsunterricht in den Schulen niederlegten, im Goßnersaal die ersten katechetischen Kurse für Laien eingerichtet wurden. Die Leitung dieser ganzen Arbeit übernahm Pfarrer Dr. von Rabenau. Es ist interessant, einmal die Namen der Brüder und Schwestern aufzuzeichnen, die damals mit ihm zusammenarbeiteten: Prof. Dr. Günther Dehn, Organist Dr. Fischer, P. Hellmut Gollwitzer, Dr. Hammelsbeck, Vikarin Klara Hunsche, P. Jaenicke, P. Dr. Jannasch, P. Lic. Lichtenstein, Vikarin Lic. Christa Müller, P. Osterloh, Fräulein Lic. Paulsen, P. Rott, P. Wulff Thiel, P. Traub, P. Westermann, Fräulein Zinn."

"Dazu kam noch das katechetische Seminar für die Theologen, das in den Räumen des Gossner-Hauses als Internat eingerichtet wurde. Pastor Wulff Thiel und Dr. Hammelsbeck, der damals nach seiner Entlassung aus dem staatlichen Schuldienst ganz in den Dienst der Kirche überging, bauten es gemeinsam auf. Das Seminar wurde von den sogenannten 'illegalen jungen Brüdern' besucht, die wegen ihrer Zugehörigkeit zur Bekennenden Kirche in keinem der bestehenden Predigerseminare Aufnahme fanden. Für sie wurde eine Anzahl katechetischer Kurse durchgeführt, die jedesmal am Kursusende von der Gestapo geschlossen wurden. Da sie aber stets vergaß, zugleich

auch die Eröffnung eines neuen Kursus zu verbieten, nahm die Arbeit ihren fröhlichen Fortgang, bis endlich allen Dozenten Unterrichtsverbot auferlegt und damit die Arbeit, wenigstens im Gossnerhaus, lahmgelegt wurde." (Biene 6, 1961)

Der Auseinandersetzungen mit der Gestapo, in deren Zuge Hans Lokies auch eine Zeitlang in Haft war, erinnert sich auch Wulf Thiel: "Oben in der Nähe des alten Missionsmuseums war im Gossnerhaus auch immer wieder der Vervielfältigungsapparat im Gange, der mit Hilfe unserer Vikare die notwendigen Benachrichtigungen für die Berliner Bekenntnisgemeinden druckte. Das Röhrensystem, das seit den Zeiten von Vater Plath die Wände des Hauses durchzog (ich glaube: einmal als Haustelefon gedacht), diente zur schnellen Benachrichtigung der Drucker, wenn die Gestapo im Anzug war." (Biene 6, 1961). Vom besagten Röhrensystem vermuten übrigens andere, Plath habe damit die Zöglinge in ihren Stuben von seinem Büro aus überwachen wollen.

"In jedem Jahr fanden im Gossner-Haus auch die Tagungen der Erziehungskammer der Bekenntenden Kirche Deutschlands in Form von Reichstagungen unter der Leitung von Superintendent Lic. Albertz-Spandau statt. Was da zusammenkam, waren lauter angeschlagene Leute: Theologen und Pädagogen aus allen Landeskirchen. Unter ihnen war auch stets ein Vertreter der Bekenntenden Kirche Österreichs, Pastor Pommer-Graz. Es waren Brüder und Schwestern darunter, die wiederholt verhaftet waren und Rede-, Schreib- und Reiseverbot hatten. Trotzdem machte das Gossner-Haus während der Tagung den Eindruck völliger Verlassenheit, denn die Teilnehmer der Tagung hatten die Weisung, nur alle 10 Minuten einzeln das Haus zu verlassen oder zu betreten. Niemand konnte auf den Gedanken kommen, daß hier eine Reichstagung stattfand.

Es war am 29. und 30. April 1943, also mitten im Kriege, als die letzte dieser Tagungen durchgeführt wurde. Das Thema des Tages wurde an Ort und Stelle improvisiert. Es lautete: 'Utopischer Tag'. Alle Verhandlungen gingen von der Voraussetzung aus, daß der Krieg verloren, die nationalsozialistische Regierung gestürzt und das Reich zusammengebrochen war. Man faßte die Tatsache ins Auge, daß nach der tragischen Niederlage unseres Volkes ein Neuaufbau auch auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts von Grund auf erfolgen würde. Um dann auch für diesen schweren Dienst gerüstet zu sein, wurde ein umfassendes Schulprogramm entworfen. Alle schriftlichen Unterlagen wurden vernichtet. Nur ein einziges Exemplar des Protokolls wurde tief im Keller zwischen den alten Akten der Gossner-Mission deponiert. Es ist beim Brand des Hauses mit allen Akten der Gossner-Mission verbrannt. Aber einer der Teilnehmer mußte wohl doch eine Kopie mit nach Hause genommen haben: nach dem Kriege wurde dieses Schulprogramm der Bekenntenden Kirche Deutschlands in einem schweizerischen Schulblatt veröffentlicht. Es konnte beim Wiederaufbau der kirchlichen Arbeit nach Friedensschluß einen guten Dienst tun." (Biene 6, 1961)

Bisher wurde in diesem Kapitel vor allem aus der Jubiläumsausgabe der "Biene" zum 125-jährigen Bestehen der Gossner Mission am 12.12.1961, der Dezember-Nummer 1961 zitiert. Aber auch in der Festschrift für Hans Lokies zu seinem 60. Geburtstag 1955, erschienen unter dem Titel "Mission draußen und drinnen", findet sich eine Menge Information über jene Zeit.

Zum Beispiel beschreibt dort Pfarrer Otto die religionspädagogische Arbeit im Gossnerhaus, eine Arbeit, die dem Hause auch nach dem Kriege noch lange das Gepräge gegeben hat. 1934 war der Bund "Haus und Schule" unter Lokies' Vorsitz von Frankfurt/Oder nach Berlin ins Gossnerhaus übersiedelt. Neben den Kursen für die "illegalen Brüder" gab es seit November 1936 auch die "Kurse für kirchlichen Unterricht", ein Angebot für "alle, die im eigenen Umgang mit der Heiligen Schrift leben, die im Dienst der Gemeinde Schriftauslegung treiben oder sich auf solche Arbeit rüsten." Unterrichtet wurden: praktische Unterrichts-

proben, Bibelkunde, Singen, Katechetik, Glaubenslehre, Jugendpsychologie und Einführung in die Leitung von Bibelkursen.

Klara Hunsche erzählt in derselben Festschrift von den Religionslehrern, die an evakuierten Schulen oder in Kinderlandverschickungs-Lagern tätig waren: "Die in Berlin Gebliebenen hielten die Verbindung untereinander fest. Ihr Zusammenkunftsort war das Gossnerhaus. Nun hieß es, die in alle Winde zerstreuten Lehrer und Kinder in Verbindung mit fremden Gemeinden zu bringen. Unser noch vorhandener Schriftwechsel gibt ein lebendiges Bild von diesem Dienst. Oft war es schlechthin unmöglich, aus der Abgeschlossenheit der Lager herauszukommen. Nun übernahm dieser oder jener aus unserem Kreise im Lager für kleine Gruppen Religionsunterricht, auch Konfirmandenunterricht. Bis zum Schluß ging es darum, die Bedrängten zu stützen, die Einsamen zu stärken. Das 'mutuum colloquium fratrum' ging weiter bis in die letzten Tage des April 1945, als der 'Fluchtweg' noch zum 'Besuchsweg' wurde. Gedrucktes Schrifttum hatten wir schon lange nicht mehr. Aber eine mit der Schreibmaschine vervielfältigte monatliche Sonntagsandacht, der 'Hausgottesdienst', verband noch etwa 80 Lehrer in der Zerstreuung und wurde nicht nur von einzelnen, sondern auch hie und da mit einer kleinen Schülergruppe in irgendeinem entlegenen KLV-Lager gelesen."

Zu dem gedruckten Schrifttum, das damals nicht vorhanden war, gehörte auch die Biene. Sie konnte von Juni 1941 bis November 1949 nicht erscheinen. Bis zum Kriegsende war sie verboten, und dann gab es kein Papier.

Wie schon angedeutet, ist das Missionshaus bei Kriegsende noch ein Opfer der Flammen geworden. Sowjetische Kampftruppen haben es in den letzten Kriegstagen an allen vier Ecken angezündet. Dazu Pfarrer Jannasch: "Trotz des Krieges hatten wir es nie nötig, einen Gottesdienst ausfallen zu lassen; denn immer waren die jeweiligen Bombenschäden, besonders der Schutt von der Decke, so rechtzeitig beseitigt, daß die Gemeinde sich getrost versammeln konnte; und nur ganz selten ist der Gottesdienst durch Alarm vorzeitig beendet worden. So hat der Gossnersaal endlich auch eine letzte äußere Gefahr höchst wunderbar überstehen dürfen, als in der bösen Russennacht das ganze Missionshaus ein Opfer der Flammen wurde und der Brandschutt unmittelbar vor der Saaltür niederging, ohne daß dem Saal selbst ein Leid geschah. Schon vierzehn Tage später konnten wir wieder Gottesdienst darin halten. Ein kostbares Gefäß evangelischen Gemeindelebens und kirchlicher Planungs- und Aufbauarbeit war uns erhalten worden, wirklich wie ein Brandscheit aus dem Feuer." (Biene 6, 1961)

Die Ausführlichkeit dieses Kapitels ist ein Zeichen dafür, daß in jener Zeit die Arbeit der Gossner Mission auf die Arbeit in Deutschland zunehmend beschränkt war, und infolge zunehmender Reiseschwierigkeiten in Deutschland wiederum auf das Gossnerhaus in Berlin-Friedenau. Darum umfaßt eine Geschichte des Missionshauses für jene Zeit einen Großteil der Aktivitäten der Gossner Mission insgesamt.

Andererseits hat die Gossner Mission im Rahmen der Bekennenden Kirche damals in der Auseinandersetzung mit dem Staat und in der Auseinandersetzung innerhalb der Kirche klar Stellung bezogen und sich damit einer kirchen- und gesellschaftspolitischen Herausforderung im eigenen Lande gestellt. Auch dadurch rückte das Missionshaus in den Mittelpunkt des Geschehens.

Zur Zeit Johannes Gossners waren "Mission drinnen" und "Mission draußen" ausgewogen gewesen. In den folgenden Jahrzehnten hatte dann die "Mission draußen" überwogen, zuletzt hatte dann aus den erwähnten Gründen die "Mission drinnen" im Vordergrund gestanden. Nach dem Kriege ist es dann wieder zu einem ausgewogenen Verhältnis gekommen, so daß auch das Missionshaus wieder etwas stärker in den Hintergrund rückte, zumal die "Mission drinnen" von anderen Zentren der Gossner Mission aus organisiert wurde.

8. Wiederaufbau nach 1945

Das Büro der Gossner Mission war nach der Zerstörung des Missionshauses in die Stubenrauchstraße 12 verlegt worden. Etwa acht Jahre sollte es dauern, bis das Missionshaus wieder bezogen werden konnte.

In die Zeit, als das Gossnerhaus eine Ruine war, fiel der denkwürdige Besuch des indischen Präsidenten der Gossnerkirche, Pfarrer Joel Lakra, im Jahre 1947. Eine anschauliche Beschreibung dieses Besuchs steht am Beginn des Buches von Hans Lokies "Die Gossnerkirche in Indien". Dort heißt es:

"Die Hauptstadt Deutschlands war ein einziges Trümmerfeld. Auch das Gossnersche Missionshaus und das einst von Pastor Johannes Evangelista Gossner gegründete Elisabeth- Diakonissen- und Krankenhaus fand er, Joel Lakra, als Ruinen vor. Aber er schien durch den Anblick der grauenhaften Zerstörung nur wenig beeindruckt zu sein. Als ihn ein Berliner Pfarrer fragte, was er dazu sage, erhielt er die Antwort: 'Ja, wissen Sie denn nicht, Herr Pfarrer, daß diese Welt vergeht?'"

Das "Seminar für kirchlichen Dienst" konnte nach dem Kriege am Rande des Grunewaldes, am Ufer der Krummen Lanke, in einer Villa in der Fischerhüttenstraße in Zehlendorf, unterkommen. In der zweiten Nummer der Biene nach dem Kriege, im Mai 1950, schreibt der Leiter des Seminars, Günther Schulz, über dieses Haus: "Wie ist eigentlich nun die Kirche von Berlin-Brandenburg zu diesem Haus gekommen, wo doch ihre Armut am Tage liegt? Hier zeigt sich die erste Beziehung zwischen der Heimatkirche und der Gossnerschen Missionsgesellschaft. Das Haus war 1945 ausgebombt und wurde dann von der Gossnerschen Missionsgesellschaft wiederhergestellt. Auf diese Weise konnten wir die Gaben unserer Missionsfreunde noch verwenden, bevor die Reichsmark wertlos geworden war. Dieses damals in den Aufbau des Hauses gesteckte Geld kann das Seminar heute gewissermaßen abwohnen."

"Warum hat die Gossnersche Mission dieses Haus nun für den erwähnten Zweck der Kirchenleitung übertragen? Nun, wir waren der Meinung, daß die katechetische Arbeit echte Missionsarbeit ist. Wir haben es in unseren Wohnwagen im Oderbruch erlebt, wie ganze Gemeinden wieder zusammentraten, weil ihre Jugend durch Katecheten regelmäßig überwiesen wurden. Außerdem gehört es ja zur Tradition der Gossnerschen Missionsgesellschaft, seit den Tagen Vater Gossners, Jugendunterweisung und Kindergottesdienstarbeit zu fördern und zu pflegen. Es ist auch ein guter Beitrag der Gossnerschen Missionsgesellschaft für die Missionierung der Heimat, wenn unsere Katecheten bei der Ausbildung in einem solchen Haus gewissermaßen ganz selbstverständlich den missionarischen Impuls zu spüren bekommen. Außerdem sind nun aber 10 Prozent aller Schüler dieses Seminars Gossner-Missionsschüler. Missionsschüler und Katecheten werden gemeinsam ausgebildet, ja jeder Missionsschüler muß zuerst an einem normalen katechetischen Zweijahreskurs teilnehmen, sich in die Lebensgemeinschaft dieses Hauses eingliedern und sich dann in der praktischen katechetischen Arbeit eine Zeitlang bewähren."

"Das Zehlendorfer Seminar ist also kein Missionshaus im eigentlichen Sinne. Aber es ist ein Haus, in welchem die Missionsarbeit in der Heimat und in Indien unter maßgeblicher Verantwortung der Gossnerschen Missionsgesellschaft vorbereitet wird."

Natürlich enthielt gleich die erste Nachkriegsbiene im Dezember 1949 einen Aufruf an alle Freunde, den Wiederaufbau des Gossnerhauses zu unterstützen. In diesem Zusammenhang wurde nicht nur über das Seminar in Zehlendorf berichtet, sondern auch der Aufbau des neuen Arbeitszentrums in Mainz-Kastell bekanntgegeben. Über das Haus in Berlin-Friedenau gab es immerhin die gute Nachricht, daß Betsaal, Kellergeschoß und Hausmeisterwohnung wiederhergestellt werden konnten. Dann aber kam der Wiederaufbau durch die Währungsreform ins Stocken, und der Neubeginn der Arbeiten am Haus war für 1950 geplant.

Es hat aber noch vier Jahre gedauert. Am ersten Advent 1953 konnte Bischof Otto Dibelius das Haus einweihen. Aus dem roten Backsteinbau war, unter Verwendung der alten Außenmauern, ein hell verputzter schlichter Bau ohne Schnörkel und Verzierungen geworden. Ins Erdgeschoß zog wieder die Buchhandlung ein, und zwar genau an dem Tage, an dem sie 120 Jahre alt wurde, am 16. November 1953.

9. Die letzten 25 Jahre

Nach dem Wiederaufbau knüpfte die Arbeit im Gossnerhaus zunächst an die Arbeit während des Dritten Reiches an. Die Erziehungskammer war bis 1967 im 3. Stock untergebracht, zwischen der Gossner Mission im 1. Stock und der Wohnung des Missionsdirektors im 3. Stock. Hier wurde die Katecheten- ausbildung für den Religionsunterricht an den Berliner Schulen aus dem Boden gestampft. Darüber schreibt Christian Berg in der Festschrift für Hans Lokies in einem offenen Brief an den Jubilar:

"Nicht wahr, Du erinnerst Dich sicher auch noch sehr deutlich jenes nebligen, kalten Februar-Tages 1947, als Bruder Symanowski uns beide ins Johannesstift fuhr? Die bevorstehende Konferenz von Beauftragten für den katechetischen Dienst aus allen Kirchen der damaligen sowjetischen Besatzungszone bewegte uns sehr.

"Dir brannte das Problem der christlichen Unterweisung hunderttausender evangelischer Kinder in Berlin auf der Seele, seit das Berliner Schulgesetz der Kirche die Verantwortung dafür zugeschoben hatte. Es war nach der personellen und finanziellen Seite eine ungeheure Last, vollends nachdem über 80% der Eltern den Willen zur "Christenlehre" für ihre Kinder klar bekundet hatten.

"Mir war in einer wenige Monate vorher während mehrerer Wochen unternommenen Visitationsreise durch die Zone die katechetische Frage als die drängendste und notvollste unter der Fülle der übrigen Hilfs-Aufgaben deutlich geworden. Aber ich kam mir im Blick auf die meiner Bitte entsprechend zusammentretende Konferenz doch wie ein 'Reiter über den Bodensee' vor. Nach Absprache mit dem damaligen Leiter des Hilfswerks Dr. Gerstenmaier sowie auf seinen ausdrücklichen Wunsch war ich mit dem phantastisch klingenden Angebot gekommen, daß bis zu 10.000 Katecheten mit großzügigster Unterstützung des Hilfswerks in den nächsten Jahren ausgebildet würden."

In Berlin hat die Gossner Mission diese Aufgabe für die Landeskirche ausgeführt, bis die Kirche diese Arbeit in ihre eigene Verantwortung übernahm und die Erziehungskammer schließlich 1967 aus dem Gossnerhaus auszog.

Der unversehrte Saal erlaubte ebenfalls eine Anknüpfung an die Zeit des Krieges. Er wurde sonntägliche Predigtstätte, wo sich vor allem die Personalgemeinde von Hans Lokies sammelte. Das änderte sich, als Hans Lokies 1962 in den Ruhestand trat und nach Hannover übersiedelte. In der unmittel-

baren Nähe der Kirche Zum guten Hirten und der neuerbauten Philippus-Kirche war eine weitere Predigtstätte nicht zu halten, zumal die beiden Pastoren in der Gossner-Mission öfter auch sonntags in der Bundesrepublik unterwegs waren. (Berg)

Der Saal wurde darum 1965 mit Hilfe der Kirche von Berlin-Brandenburg gründlich renoviert und umgestaltet. Die Kirche knüpfte an ihre Hilfe den Wunsch, daß die Beziehungen der Gossner Mission zur Gemeinde Zum guten Hirten und zum Kirchenkreis Schöneberg durch die Nutzung des neuen Saales intensiviert werden sollten. Es wurde also beschlossen, daß die Gemeinde Zum guten Hirten zweimal im Monat für den Gottesdienst im Saal verantwortlich sein sollte. Am 2. Advent 1965 konnte der 2. Vorsitzende des Kuratoriums, der Schöneberger Superintendent Dr. Julius Rieger, den Saal neu einweihen. Die Gemeinde Zum guten Hirten hat dann einige Monate lang ihre Familiengottesdienste darin gehalten, aber nach dem Weggang von Pfarrer Müller hörte diese kurze Zusammenarbeit wieder auf. (Berg; Biene 1/1966)

Geprägt wurde der neue Saal zweifellos von dem Bild des Schweizer Malers Willy Fries zum Gleichnis vom großen Gastmahl. Willy Fries hat mit diesem Bild die Geschichte des Gossnersaales während des Dritten Reiches aufgenommen und an die Verfolgten und Ausgestoßenen erinnert, die Gott zu seinem großen Gastmahl eingeladen hat, nachdem die zuerst Geladenen nicht kommen wollten.

Anfang 1967 begannen im Saal regelmäßige Vorträge zum Thema "Weltmission heute". Zweimal im Monat hielten Fachleute Vorträge über die Probleme der "Mission in sechs Kontinenten" und nahmen damit die oekumenische Missionsdiskussion auf. Der Besuch war "nicht direkt entmutigend", aber auch nicht das Gegenteil. Der Saal wurde bald nur noch für gelegentliche Veranstaltungen benutzt. (Berg)

1971 mietete ihn die Kirchenmusikschule als Unterrichtsraum für ihr C-Seminar. Da in diesem Seminar eine berufsbegleitende Ausbildung angeboten wird, sollte der Unterricht an einem zentralen Ort und nicht im Johannesstift in Spandau stattfinden. Eine Übungorgel wurde im Saal aufgestellt, später noch eine kleine elektronische Orgel in einem Nebenraum im Erdgeschoß. Theorie, Klavier und Gesang wurden im 1. Stock im Sitzungsraum der Gossner Mission unterrichtet. An den Fortschritten der zukünftigen C-Organisten konnten die Mitarbeiter der Gossner Mission durch diese räumliche Nähe immer regen Anteil nehmen.

Da die Gossner Mission Missionare in größerer Zahl nach dem Kriege nicht mehr nach Indien aussandte, wurde auch die Tradition des Missions-Seminars nicht direkt im neuen Hause aufgenommen. Diese Tradition lebte aber zunächst in der Katechetenausbildung fort und erfuhr noch eine andere Veränderung durch das Programm für indische Stipendiaten. Aufgrund einer Vereinbarung mit der Gossnerkirche sollten indische Theologen und Fachleute in verschiedenen Berufszweigen in Deutschland studieren, um dann der Gossnerkirche mit ihren Fähigkeiten dienen zu können. Dadurch sollte eine gut ausgebildete Führungsschicht in der Gossnerkirche entstehen.

Als erste Inder trafen 1953, noch vor Abschluß des Wiederaufbaus, Marsallan Bage und Saban Surin in Berlin ein, nahmen zunächst an einem Seminar für den kirchlichen Dienst teil und studierten dann an der Kirchlichen Hochschule. Marsallan Bage promovierte an der Freien Universität und beide kehrten 1957 nach Indien zurück. Zwischen 1958 und 1962 kamen dann acht weitere Stipendiaten aus Indien nach Berlin und wohnten im 4. Stock des Missionshauses. Zusammen mit deutschen Studenten bildeten sie dort eine Wohngemeinschaft.

Wegen Schwierigkeiten mit der Sprache und den wissenschaftlichen Anforderungen wurde das Programm jedoch nicht weitergeführt. Überdies kehrten nur die insgesamt 4 Theologen (einer ohne Abschluß) vollständig nach Indien zurück, während von den Nichttheologen nur diejenigen zurückgingen, die hier keinen Abschluß schafften. Diejenigen, die ihr Ingenieurstudium abschlossen, blieben jedoch in der Bundesrepublik, so daß das Programm auf diesem Gebiet seinen Zweck verfehlte, der Gossnerkirche zu qualifizierten Fachleuten zu verhelfen. Eine Medizinstudentin heiratete hier. 1968 schloß der letzte der bis 1962 gekommenen Stipendiaten sein Studium ab, und damit war das Programm abgeschlossen.

Der 4. Stock wurde dann als Gäste-Etage genutzt, bis die dafür notwendigen Dienstleistungen so teuer wurden, daß die Etage fest an Studenten und andere junge Leute vermietet wurde, die dort wiederum eine Wohngemeinschaft bildeten, aber diesmal ohne Verpflegung und Betreuung durch das Haus.

1972 vergrößerte sich die Gossner Mission in Berlin um eine Gemeindedienst-Referentin. Mit dieser dritten Kollegin intensivierte sich die Öffentlichkeitsarbeit und Reisetätigkeit der Gossner Mission von Berlin aus. Das war insofern notwendig, weil aus Mangel an Indien-Rückkehrern die Reisetätigkeit zum Thema Indien allmählich zurückging, und für die neuen Arbeitsgebiete in Nepal und Zambia ebenfalls keine Rückkehrer als Reisemitarbeiter zur Verfügung standen. Rückte damit das Haus in Berlin stärker ins Zentrum der Öffentlichkeitsarbeit, so hatten andere Vorgänge die Arbeit der Gossner Mission aus dem Haus in Berlin herausgezogen.

Einer dieser Vorgänge war zweifellos die Übersiedelung von Pfarrer Horst Symanowski nach Mainz-Kastell, in eine neu gegründete Zweigstelle West der Gossner Mission. Dort errichtete er mit Hilfe oekumenischer Aufbau-lager ein neues Gossnerhaus. Das Mainzer Seminar für den kirchlichen Dienst in der industriellen Gesellschaft hat der Gossner Mission nicht nur ein völlig neues Arbeitsgebiet innerhalb und außerhalb der Bundesrepublik erschlossen, sondern auch ganz neue Freundeskreise und Partnerorganisationen im In- und Ausland. Vom Büro in Berlin war die Arbeit in Mainz-Kastell, seit 1970 in Mainz, praktisch unabhängig.

Der andere Vorgang war die Gründung der "Gossner Mission in der DDR" Ende 1954 unter der Leitung von Pfarrer Bruno Schottstädt. Damit gab die Gossner Mission in Berlin-Friedenau die Verantwortung für die gesamte Arbeit im Gebiet der DDR und für die Beziehungen zu Partnern in sozialistischen Ländern ab. Die Gossner Mission in der DDR ist eine vollkommen selbständige Organisation.

Der Auszug der Kirchlichen Erziehungskammer aus dem Gossnerhaus hatte hier eine völlig neue und ungewohnte Lage geschaffen. Zum ersten Mal in seiner Geschichte wurde das Haus von der Gossner Mission nicht voll genutzt. Auch das Programm für indische Stipendiaten lief aus. Es war nicht abzusehen, daß der Raumbedarf der Gossner Mission sich drastisch wieder vergrößern würde.

Die Berliner Missionsgesellschaft, die nach dem Mauerbau neben ihrem Haus in Friedrichshain ein Büro in Westberlin brauchte, war unweit des Gossnerhauses in der Prinzregentenstraße untergekommen. Die Betheler Missions-synode hatte 1962 die Vereinigung von Mission und Kirche beschlossen und die Missionsgesellschaften zu Instrumenten der Kirchen für ihren Missionsauftrag erklärt. Die Berliner Kirche ernannte 1967 einen Landespfarrer für Mission und Oekumene. Im Zuge dieses Zusammenrückens von Kirche und Missionsgesellschaften rückten auch die Missionsgesellschaften im Jahre 1968 enger zusammen.

Dies geschah zunächst dadurch, daß die Berliner Missionsgesellschaft als Mieter mit ins Gossnerhaus einzog und sich im 2. Stock einrichtete. Im 3. Stock erhielt der Landespfarrer für Mission und Oekumene neben der Wohnung des Missionsdirektors (damals von "Missionsinspektor" Martin Seeberg bewohnt) sein Büro. Außerdem verlegten der Jerusalemverein und die Deutsche Ostasien-Mission ihre Büros ins Gossnerhaus, das aufgrund dieses Zusammenziehens den Namen "Haus der Mission" erhielt. Das Haus war danach wie folgt aufgeteilt: im Erdgeschoß Buchhandlung, Hausmeister und Küche nebst Speisesaal für die Gäste; im 1. Stock Gossner Mission mit der Deutschen Ostasien-Mission; im 2. Stock Berliner Mission mit dem Jerusalemverein; im 3. Stock Dienstwohnung und Landespfarrer für Mission und Oekumene; im 4. Stock Gästezimmer.

Aber die Entwicklung blieb an diesem Punkt nicht stehen. 1974 wurde das "Berliner Missionswerk" gegründet, dem die Berliner Mission, die Ostasien-Mission und der Jerusalemverein beitraten, während die Gossner Mission nur ihre Öffentlichkeitsarbeit in Berlin integrierte. Mit der Gründung des Berliner Missionswerkes entfiel die Stelle des Landespfarrers für Mission und Oekumene. Jerusalemverein und Ostasienmission zogen in den 3. bzw. 4. Stock. Für den 1975 neu ernannten Beauftragten für den Kirchlichen Entwicklungsdienst im Missionswerk wurde im 4. Stock Raum geschaffen.

Aus Kostengründen mußte die Gossner Mission 1976 den Küchenbetrieb, der in den letzten Jahren nur noch als Kantine für die Mitarbeiter im Hause geführt worden war, einstellen. Das Missionswerk zog mit Druckerei und Öffentlichkeitsreferat aus einem Nachbarhaus in die freiwerdenden Räume ein.

1978 zog Missionsdirektor Seeberg mit seinem Ausscheiden aus der Gossner Mission auch aus seiner Dienstwohnung im 3. Stock aus, und gleichzeitig wurden die vermieteten Räume im 4. Stock freigemacht. Das Missionswerk mietete diese beiden Etagen jetzt ganz.

Damit nutzte die Gossner Mission nur noch die 1. Etage sowie die Räume für die Buchhandlung und den Hausmeister im Erdgeschoß. Die neue Verteilung im Hause brachte insofern Probleme mit sich, als das Missionswerk in seinen Etagen natürlich verschiedene Veränderungen und Umbauten und schließlich sogar zur Raumbeschaffung einen Anbau am Hause vornehmen wollte. Um- und Anbauten bedeuten größere Investitionen. Dafür entscheidet man sich nicht gern, wenn man in einem Hause nur Mieter ist. Wenigstens ein Miteigentum am Hause war darum der Wunsch des Missionswerkes.

Daraufhin mußte die Gossner Mission mit sich zu Rate gehen und ihr Verhältnis zu ihrem angestammten Hause klären. Eine intensive Diskussion fand statt, bei der eine erstaunliche Freiheit gegenüber diesem Besitz zutage kam. Es war deutlich, daß die Gossner Mission das Haus vermutlich nicht wieder vollständig würde nutzen wollen oder können. Vielmehr wird es auch in Zukunft (wie schon jetzt) ganz überwiegend nicht den Bedürfnissen der Gossner Mission, sondern denen des Missionswerkes dienen. Insofern war es schon kein "Gossnerhaus" mehr, sondern wirklich das "Haus der Mission". Andererseits befindet sich das Berliner Missionswerk noch in einer Wachstumsphase, so daß es selbst mit den jetzt zur Verfügung stehenden Räumen nicht mehr lange auskommen wird. Ohne die Möglichkeit eines Anbaus würde es sich darum wohl nach einer anderen Unterkunft umsehen müssen. Das wiederum konnte nicht im Interesse der Gossner Mission liegen, denn das Missionswerk ist hinsichtlich des Arbeitsinhalts wie auch der Organisation der ideale Partner

im Hause. Die Teilintegration der Gossner Mission ins Missionswerk legt natürlich auch das räumliche Beisammenbleiben nahe.

Die lange und bewegende Tradition des Hauses verpflichtet stark. Eine solche Tradition bricht man nicht leichtfertig ab. Aber das Missionswerk ist nicht irgendjemand. Es gehört gewissermaßen mit zur Familie, zur Mission ebenso wie zur Berliner Kirche. Das Missionswerk kann die Gossnertradition übernehmen und weiter pflegen.

Und so hat sich die Gossner Mission dem Wunsch des Berliner Missionswerkes nicht verschlossen und ihm das Gossnerhaus zum Kauf angeboten. Am 1. April 1979 ist das Haus übergeben worden. Seitdem ist die Gossner Mission Mieter beim Berliner Missionswerk. Das C-Seminar muß sich jetzt eine neue Bleibe suchen.

Ebenfalls am 1. April ist die Gossner-Buchhandlung an das Missionswerk übergegangen. Die Gossner Mission beschränkt sich jetzt also auf die 1. Etage.

Damit ist eine längere Entwicklung abgeschlossen. Missionsseminar und Katechetenausbildung, indische Studenten und Gäste-Etage, das alles hat aufgehört. Katechetenausbildung und Buchhandlung sind von der Berliner Kirche übernommen worden. Die Gossner Mission hat sich anderen Aufgaben zugewandt, auf deutschem Boden ebenso wie in Übersee. Die Partnerschaft zur Gossnerkirche wird ohne Entsendung von Personal praktiziert, und dadurch mit geringem Verwaltungsaufwand. Personalentsendung nach Nepal und Zambia sind neu dazugekommen. Aber die Vorbereitung der ausreisenden Mitarbeiter wird von "Dienste in Übersee" durchgeführt. In Mainz ist ein neues Gossner-Zentrum entstanden, wohin die Gossner Mission jetzt Gäste einladen kann.

Freunde haben uns vorgehalten: "Aber man trennt sich doch nicht von Grundbesitz". Die Weisheit dieser Welt mag mit diesem Rat wohl recht haben. Aber wir wollten nicht zum Nachteil des Berliner Missionswerkes um jeden Preis auf diesem Grundsatz bestehen. Und damit kommen wir zurück zum Anfang dieser Rückschau. Johannes Gossner trennte sich von der Berliner Mission über der Frage des Missionshauses. Damals war das eine grundsätzliche Frage, und gerade darum führte sie auch zum Ausscheiden Gossners. Diesmal haben wir die Frage des Hauses nicht grundsätzlich, sondern praktisch erwogen und entschieden. Johannes Gossner hat damals durch seine Haltung eine innere Freiheit gegenüber solchen weltlichen Dingen wie einem Missionshaus zum Ausdruck gebracht. Er wollte und konnte ohne einen Verwaltungsapparat und einen Verwaltungssitz auskommen. Wir können das nicht mehr. Aber wir wollen uns nicht noch einmal wegen eines Missionshauses streiten und uns schon gar nicht deswegen zerstreiten. Soviel Freiheit gegenüber unserem eigenen Missionshaus haben wir uns bewahrt. Und wir glauben, daß es dieselbe Freiheit der Kinder Gottes von weltlichen Dingen ist, die uns einst Johannes Gossner vorgelebt hat.

Die Zukunft unserer Mitarbeit in der weltweiten und auch ganz nahen Mission Gottes kann uns kein Haus sichern. Das kann nur Gott, indem er fortfährt, uns als seine schwachen Werkzeuge zu gebrauchen, bis er uns vielleicht eines Tages aus der Hand legt. In Gottes Hand wollen wir die Zukunft der Gossner Mission gern und vertrauensvoll legen.

Quellen

- Berg: Christian Berg, Die Gossner Mission 1962-1967, ein Arbeitsbericht, Lettner, Berlin, 1967
- Biene: Die Biene auf dem Missionsfelde, Zeitschrift der Gossner Mission
- Bork: W. Bork, K.H.Chr. Plath - ein Leben im Dienst des himmlischen Königs, Gossner Mission, Berlin, 1929
- Dalton: Hermann Dalton, Johannes Gossner, ein Lebensbild aus der Kirche des 19. Jahrhunderts, Gossner Mission, Berlin, 1898/3
- Das Haus: Hans Lokies, Das Haus (hektographiert) 1967
- Festschrift: Festschrift zum 75-jährigen Bestehen der Gossnerschen Mission, Gossner Mission, Berlin, 1911
- Gottes Wege: H.O.Kausch, Gottes Wege mit Gossners Mission, ein Gedenkblatt zum 75-jährigen Jubiläum, Gossner Mission, Berlin, 1911
- Holsten: Walter Holsten, Johannes Evangelista Gossner - Glaube und Gemeinde, V&R, Göttingen, 1949
- Jauchzet: Jauchzet dem Herrn alle Welt! - Die Hundertjahrfeier der Gossnerschen Mission, Gossner Mission, Berlin, 1936
- Hans Lokies, Die Gossnerkirche in Indien, durch Wachstumskrisen zur Mündigkeit, Lettner, Berlin, 1969
- Mission draußen und drinnen, Festgabe für Hans Lokies, Lettner, Berlin, 1954
- Plath: Georg Plath, Karl Plath - Inspektor der Gossnerschen Mission, Bahn, Schwerin, 1904
- 50 Bilder: 50 Bilder aus der Gossnerschen Kols-Mission, Gossner Mission, Berlin, 1895



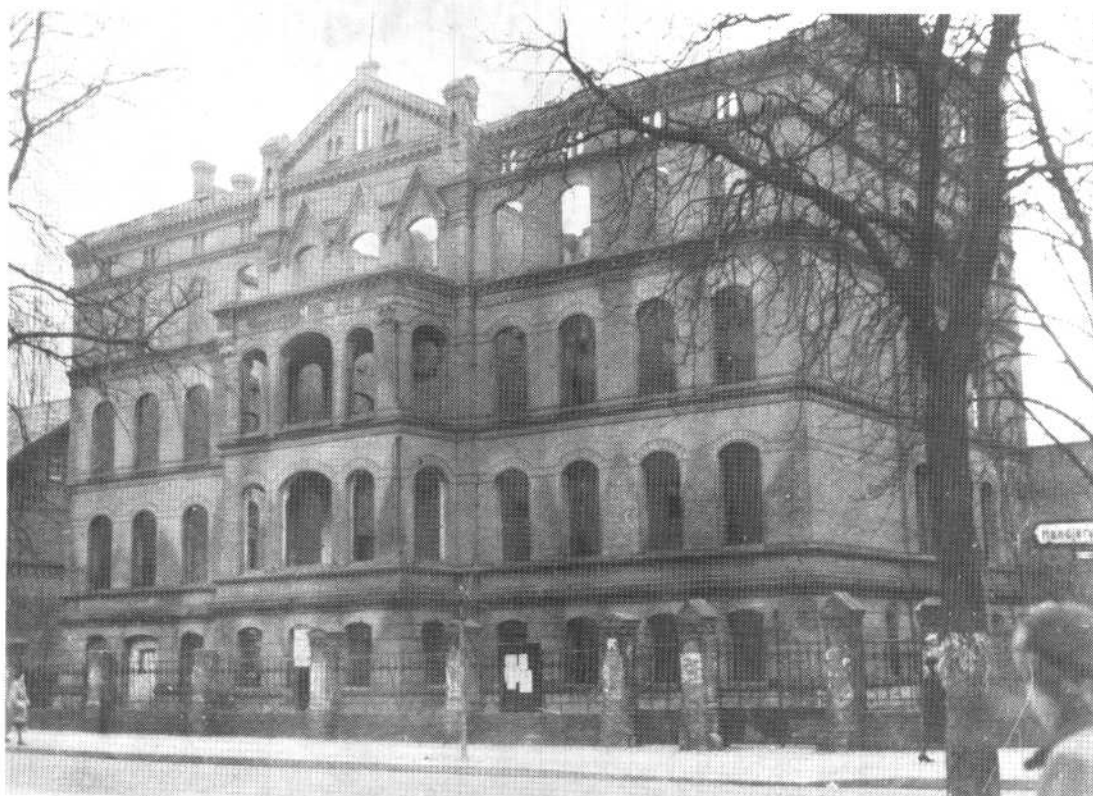
Gossnersches Missionshaus 1890



Betsaal, angebaut 1935



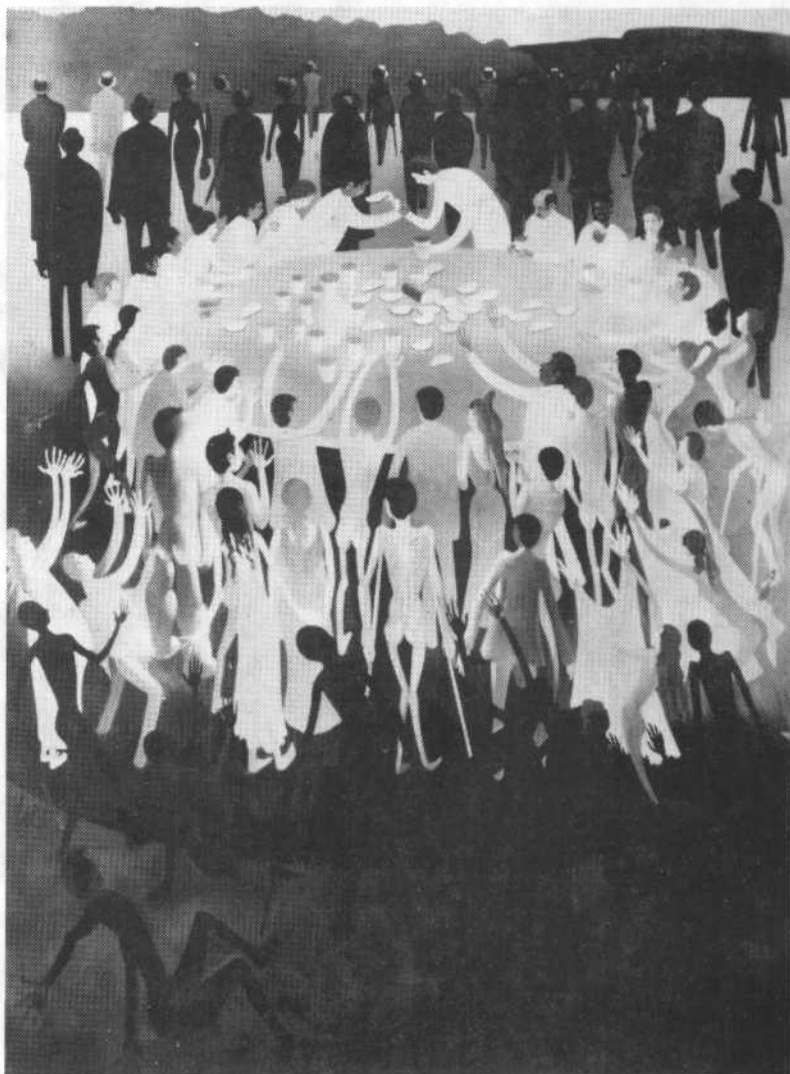
Das alte Gossnerhaus in der Potsdamer Straße 31



Ruine 1945



Wiederaufbau 1954



Willy Fries,
Das große Gastmahl

A b s c h r i f t

Wannsee, im Advent 1951

Dem Kuratorium der Gossnerschen Missionsgesellschaft

legt Unterzeichneter seine Übersetzung der Ordnungen der Gossner-Kirche vor, wie sie von der Mahasabha (Synode) der Gossner-Kirche im Jahre 1949 beschlossen und, soviel wir wissen, im Jahre 1950 in zweiter und letzter Lesung angenommen worden sind.

Die Ordnungen sind in Hindi verfasst und in einem Heft von 47 Seiten gedruckt worden. Dies Heft enthält folgende Ordnungen (die hier beigefügten Seitenzahlen beziehen sich auf die vorliegende deutsche Übersetzung):

A	Die Grundordnung der Kirche	Seite 1 - 17
	Die Ausführungsbestimmungen dazu	" 18 - 21
	Regeln für die Leitung der Sitzungen der Mahasabha"	22
B	Die Grundordnung für den Geistlichen Stand . .	" 23 - 29
C	Grundordnung, Ausführungsbestimmungen und Geschäftsordnung der Synoden	" 30 - 38

Die Erklärung folgender Kunstausrücke will das Verständnis der Ordnungen erleichtern:

mandli = Gemeinde einer Dorfschaft

Katechistenschaft = Zusammenfassung der von einem Katechisten betreuten Dörfer oder tolas = Weiler

parish = Pfarrbezirk, das Arbeitsgebiet eines Pastors

Ilaka = Gemeindebezirk, aus mehreren Pfarrbezirken zusammengesetzt

Synode = Kirchenkreis, bestehend aus mehreren Gemeindebezirken, zuweilen nur aus mehreren Pfarrbezirken

Jede Katechistenschaft, jeder Pfarrbezirk, jeder Gemeindebezirk hat einen Panch = Vorstand, Rat, Ausschuss

Die Synode hat keinen Panch, sondern eine Sabha, im folgenden ist Sabha der Synode übersetzt durch Synodalrat, Synodalvorstand

gez. S t o s c h

Übersetzung.

Die Generalsynode (Mahasabha) der Goßner Evangelical Lutheran Church in Chotanagpur und Assam dankt für die Erklärung des Kuratoriums der Goßnerschen Missionsgesellschaft vom 3.11.1950 und die Vereinbarung vom 3.11.1950, die wie folgt lautet:

"Das Goßner Kuratorium ist erfreut, daß die G.E.L.C. selbständig geworden ist, sodaß für die Missionare keine Notwendigkeit besteht, wieder eine verwaltungsmässige Verantwortung zu übernehmen und erklärt, daß es seine Missionare entsprechend unterrichten wird", ferner:

"daß das Kuratorium der Goßnerschen Missionsgesellschaft davon überzeugt ist, daß es bei der gegenwärtigen Lage der autonomen G.E.L.C. nicht länger erforderlich oder wünschenswert erscheint, Missionare mit verantwortlichen Verwaltungsaufgaben zu betrauen und ihnen Stimmrecht zu geben."

Die MAHASABHA der G.E.L.C. schlägt dem Kuratorium der Goßnerschen Missionsgesellschaft folgende Richtlinien vor:

R i c h t l i n i e n :

- 1) Das Verhältnis zwischen der G.E.L.C. und dem Kuratorium der Goßnerschen Missionsgesellschaft soll das von Tochter und Mutter sein.
- 2) Das Kuratorium der Goßnerschen Missionsgesellschaft wird auf Ansuchen der G.E.L.C. Missionare zur Arbeit in der G.E.L.C. entsenden.
- 3) Die Missionare auf dem Feld arbeiten mit als Freunde und Helfer bei der Entfaltung der G.E.L.C. für eine bestimmte Zeitdauer und erkennen persönlich die jedem Einzelnen durch das Kuratorium bekanntgegebenen Richtlinien der G.E.L.C. an.
- 4) Das Kuratorium der Goßnerschen Missionsgesellschaft übernimmt es als Tat christlicher Liebe, für den Unterhalt seiner Missionare auf dem Goßnerfeld aufzukommen. Es ist vorgesehen, daß diese Bezüge durch die Kasse der G.E.L.C. zur Auszahlung gelangen sollen.
- 5) Alle Missionare sollen eingeladen werden, an der MAHASABHA teilzunehmen. Die männlichen Missionare werden - einer nach dem andern in alphabetischer Reihenfolge - zu den Sitzungen des C.C. eingeladen. Die Missionare werden ferner zur Teilnahme an den Sitzungen ihrer eigenen Synoden aufgefordert. Sie dürfen alle Gemeinden besuchen und sollen, soweit es ihnen möglich ist, an den kirchlichen Veranstaltungen teilnehmen. Dem zuständigen Synodal-Präsidenten ist von solchen Besuchen Mitteilung zu machen.
- 6) Alle Missionare, die in der G.E.L.C. arbeiten, werden ordentliche Mitglieder der Goßnerkirche.
- 7) Alle ordinierten Missionare werden Mitglieder der Pastorenkonferenz (Ministerium) der Goßnerkirche.

- 8) Jeder Missionar bekommt eine bestimmte Aufgabe innerhalb der Kirche zugewiesen, wie Evangelisation unter Nichtchristen, Unterrichtstätigkeit am Theologischen Seminar, Herausgabe christlicher Literatur, Tätigkeit in caritativen Einrichtungen etc.
- 9) Die G.E.L.C. sorgt für angemessene Unterbringung der auf dem Felde arbeitenden Missionare.
- 10) Diese Richtlinien (Terms) können im gegenseitigen Einvernehmen der beteiligten Körperschaften abgeändert werden.

Es wird beschlossen, daß durch die hier dargebotenen Richtlinien alle anderen, bisher dem Kuratorium der Goßnerschen Missionsgesellschaft vorgelegten, für überholt erklärt werden.

Es wird ferner beschlossen, daß die MAHASABHA anerkennt, daß ausserdem ein gemeinsames Missionsfeld (J.M.F.) besteht, welches innerhalb der G.E.L.C. von einem Joint Mission Board verwaltet wird, das nach Vorschriften arbeitet, die von der MAHASABHA und dem Kuratorium gemeinsam festgelegt sind. (Vgl. Protokoll der Mahasabha 1953, Seite 49-52) Diese Vorschriften lauten wie folgt (s.J.M.Bd. Satzung.)

31.3.1954

5. Artikel

Appellation .

§ 1.

Klagesachen aller Art. Wenn ein Gemeindeglied oder eine Gruppe mit der Entscheidung des Katechistenschaftsrats unzufrieden ist, kann an den Rat des Pfarrbezirks appelliert werden, nächste Instanz ist dann der Rat der Ilaka. Gibt es in einer Synode keine Ilakas, so wird von der Entscheidung des Rates des Pfarrbezirks an den Rat der Synode appelliert, der die letzte Instanz ist, in jedem Falle.

Wenn ein nicht ordinierter Gemeindeangestellter gegen den Beschluß des Katechistenschaftsrates Berufung einlegen will, so ist der Instanzenweg: Pfarrbezirksrat, Ilakaratsrat, Synodalarat, Kirchenrat. Die Entscheidung des Kirchenrats ist endgültig.

Handelt es sich um einen ordinierten Geistlichen, so ist der Fall zunächst vom Ministerium der Synode zu beraten, das seine Entscheidung zur Bestätigung dem Synodalarat vorzulegen hat. Ist ein Pastor mit dessen Entscheidung nicht zufriedengestellt, so kommt der Fall unter Artikel 8 der Ordnung des Ministeriums der G.E.L.-Kirche. Die Entscheidung des Ministeriums der G.E.L.-Kirche und des Kirchenrats ist endgültig.

Berufung an die Mahasabha der G.E.L.-Kirche ist niemandem gestattet.

§ 2.

Die Mahasabha hat weder Recht noch Befugnis, sich mit irgendwelchen Klagesachen, Appellationen und Rechtsentscheidungen zu befassen. In juristischen Fragen liegt endgültige Entscheidung beim C.C.

§ 3.

Wenn in einer Synode ein Amtsträger oder ehrenamtlich Beschäftigter oder mit sonst einer Aufgabe Betrauter von seiner Aufgabe für kurze Zeit durch die Synode entbunden wird, oder schuldig befunden, seines Amtes oder seines Auftrages ganz enthoben wird, so können die Genannten, wenn sie sich beleidigt fühlen, an das C.C. appellieren.

6. Artikel

Muster für Tagesordnungen (Order of Business) :

1. Andacht mit Ansprache; 2. Anwesenheitsliste; 3. Protokollverlesung; 4. Berichte der Amtsträger; 5. Wahlen ; 6. Bericht der Kommissionen; 7. Bericht über erledigte Beschlüsse der vorangehenden Tagung; 8. Sonstiges; 9. Einsetzung der Kommissionen; 10. Schlußandacht.

7. Artikel

Geschäftsordnung.

Die für die Mahasabha der G.E.L.-Kirche geltenden geschäftsordentlichen Regeln gelten auch für den Synodalarat.

MT-Gespräch mit Pastor Hanukh Minj

„Mein Großvater war ein indischer Zauberpriester“

Der indische Pfarrer spricht abends in Häverstädt im Gemeindehaus

Häverstädt. Nur klein von Statur ist der 45jährige indische Pastor Hanukh Minj, dem wir im Pfarrhaus von Häverstädt begegneten. Jeden Abend spricht er während der Bibelwoche im Gemeindehaus über die Apostelgeschichte, heute am Freitag noch, morgen am Sonnabend und am Sonntagmorgen im Gottesdienst. Seit 2½ Jahren weilt der indische Pastor in der Bundesrepublik und wird hier im ganzen fünf Jahre bleiben. Was will dieser indische Geistliche bei uns in Deutschland? „Im Auftrage meiner jungen Mutterkirche möchte ich einen kleinen Dank abstellen für das, was die Evangelische Kirche in Deutschland uns in 125 Jahren getan hat.“

Der westfälische Pastor Grothus aus Oberbauerschaft, der früher Pfarrer in Recklinghausen war und dann nach dem zweiten Weltkrieg in Espelkamp mit aufgebaut hat, fährt mit Hanukh Minj durch das Land der roten Erde. Pastor Grothus ist pensioniert, aber es macht ihm Freude, den Inder zu begleiten, war er doch früher selbst der Goßner-Mission, die seit 1840 in Indien wirkt, eng verbunden.

Der indische Pastor brauchte aber schon längst keine Begleitung mehr, denn er spricht mittlerweile fließend Deutsch. In seiner Heimat, in dem großen Teegartengebiet von Asan, ist unser indischer Gast Synoden-Präsident. Das entspricht bei uns dem Amt des Superintendenten.

Wir fragten Pastor Minj: „Wie lange ist Ihre Familie schon christlich?“ „Vom Vater her!“ „Und was war Ihr Großvater?“ Pastor Minj lächelt, zögert für ein paar Sekunden und sagt: „Mein Großvater? Das war ein indischer Zauberpriester.“

Der Vater aber ist bereits in eine christliche Schule gegangen. Alle Kinder des Dorfes gingen zu jener Zeit schon in die Christenlehre, und als Vater Minj 14 Jahre alt war, ließ er sich taufen. Großvater Zauberpriester ließ sich später ebenfalls taufen, aber ganz hat er den Dämonen dennoch nie entsagt, waren doch seit undenklichen Generationen die Minj alle Zauberpriester gewesen, ihr geheimnisvolles Wissen immer wieder vererbend.

Die Familie Minj zählt sich nicht zu den Hindus, sondern zu den Ureinwohnern des Landes, die hier bereits saßen, bevor vor Tausenden von Jahren arische Völkstämme nach dem heutigen Indien zogen. Die Leute um

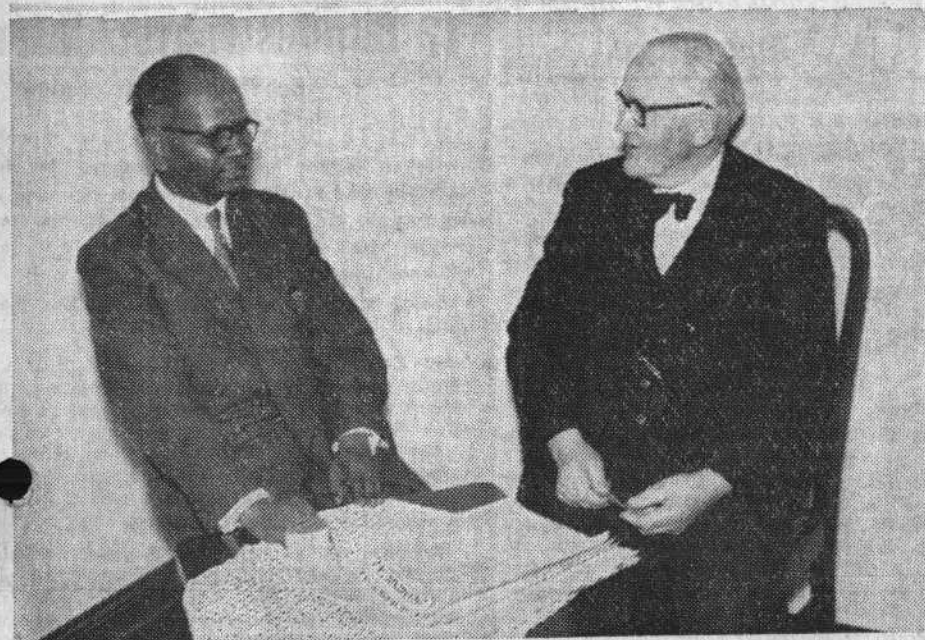
Asan hingen der animistischen Religion an, die sich die Natur und ihre Kräfte beseelt dachte.

In das Teegartengebiet von Asan kam vor 125 Jahren die Goßner-Mission aus Berlin. Daraus wurde die zweitgrößte junge evangelische Kirche mit 200 000 Seelen und 130 Pastoren. In Indien gibt es unter 400 Millionen Indern nur 10 Millionen Christen, die Hälfte sind dies Katholiken und zur anderen Hälfte evangelische Christen verschiedener Richtungen. In Indien aber spielt die Konfession eine untergeordnete Rolle. Über die verschiedenen Formen strebt man zur Einigkeit, um die große gemeinsame Aufgabe zu erfüllen.

Schon der Vater von Pastor Minj war vom Evangelium ergriffen, so daß er zum Laienprediger wurde. Den Sohn Hanukh ließ er in Ranchi bei Kalkutta Theologie studieren.

Von der Goßner-Kirche wurde der Inder nun nach Deutschland geschickt, und er sagte uns in seiner sehr höflichen und liebenswürdigen Art: „Ich bemerke hier überall, wenn ich die Gemeinden besuche, die große Liebe der Gemeinden für unsere Goßner-Kirche.“

Und doch wird der indische Pastor verschiedene Eindrücke bei uns gewinnen. Er erzählte uns von einem Gespräch mit einem Mitglied der indischen Botschaft in Bonn. Er traf den Landsmann im D-Zug, und er wurde gefragt: „Sind Sie ein Christ?“ „Ja, ich bin ein Pastor.“ „Und was machen Sie hier in Deutschland? Wissen Sie“, meinte der Inder von der Botschaft, „ich sehe hier in Deutschland keinen



Links der indische Pastor Minj und rechts der ihn begleitende westfälische Pfarrer Grothus aus Oberbauerschaft. Foto: MT G. Seele

Unterschied, wer hier ein Christ ist und wer kein Christ ist.“

Das ist eine Schau von außen, und es ist eine sehr beachtenswerte Erscheinung, daß heute in der Welt die jungen Kirchen viel lebendiger sind als die alten in den Ursprungsländern der Mission.

Es gibt dort auch kein säkulares soziales Denken, sondern das alles wächst aus der Religion. Pastor Minj kommt aus einem Gebiet, wo zur Zeit von 50 deutschen Firmen das größte Stahlwerk Asiens gebaut wird. Unter den „Workern“, den Arbeitern, wird um religiöse Fragen diskutiert, und auch für die deutschen Ingenieure und Techniker ist ein eigener deutscher Pfarrer dorthin entsandt worden.

Pastor Minj wird noch einige Jahre in dem Land weilen, aus dem die Missionare seiner Väter und Brüder kamen. Das letzte Jahr seines Aufenthaltes in Deutschland wird er die Missions-Akademie in Hamburg besuchen und dann zurückkehren in seine indische Heimat.

—0—

30 Jahre Blindenheim Meschede

Münster. (Inw) In diesen Wochen fährt sich zum 30. Male der Tag, an dem der damalige Landeshauptmann von Westfalen, Dieckmann, auf der Nördelt am Maiknapp bei Meschede das erste Blinden-Alters- und Erholungsheim im westdeutschen Raum einweihte.

Zehntausende von Blinden aus allen Teilen Deutschlands, vornehmlich aber aus Westfalen, haben in den vergangenen drei Jahrzehnten in den Wäldern und Bergen des Sauerlandes Erholung gefunden, wie der Landschaftsverband Westfalen-Lippe mitteilte.

Bei den schweren Fliegerangriffen auf Meschede im Februar 1945 wurde auch das Blindenheim zerstört. Gleich nach dem Zusammenbruch begann der Westfälische Blindenverein mit dem Wiederaufbau, und schon im Jahre 1946 konnten die Blinden ihr Heim wieder beziehen. 1950 wurde in unmittelbarer Nähe des ersten Hauses ein zweites Heim errichtet. Jetzt ist geplant, an den Ufern des neuen Henne-sees ein Bootshaus zu errichten. In den letzten Jahren haben sich auch blinde Schicksalsgenossen aus Holland, der Schweiz, aus Spanien und Italien, aus Griechenland und der Türkei in Meschede erholt.

Keine Verlängerung



Das Amt Windheim berichtet.



Amt Dützen

Barkhausen a. d. P. (20) Der frühere Kohlenhändler Wilhelm Görke, Edelweißstraße 7, und der Rentner August Gothe, Parkstraße Nr. 2, feiern heute ihren 79. Geburtstag. Beide Jubilare erfreuen sich der besten Gesundheit. Wir wünschen den beiden einen geruhsamen Lebensabend.

Arbeiten am Todesstollen

sollen bald beendet sein

Paderborn. (Inw) Mit dem Abschluß der Freilegungsarbeiten am „Todesstollen“ bei Altenbeken (Kr. Paderborn) rechnet man bis Ende dieses Monats, teilte das Kreisbauamt in Paderborn mit. Voraussetzung sei, daß das günstige Wetter anhalte. Die Arbeiten wurden am Dienstag wieder aufgenommen. Infolge des Regens in der vergangenen Woche war das Gelände so stark verschlammmt, daß ein Bagger nicht eingesetzt werden konnte. Die letzten Nachfröste im Eggegebiet haben den Boden gefroren, so daß der Bagger jetzt wieder arbeiten kann. In den nächsten Tagen beginnen die Arbeiter damit, die letzten Felstrümmer über der Bombeneinschlagstelle, unter der noch Tote des Bombenangriffs auf den Altenbeken Eisenbahnviadukt 1945 vermutet werden, vorsichtig mit Hacke und Schaufel zu entfernen.

Polizeidirektor lädt Eltern ins Kino ein

Sollen Jugendkriminalität bekämpfen helfen

Bielefeld (hi) Der Bielefelder Polizeidirektor Theo Lohr geht einen neuen Weg, um alle Eltern für die Mitarbeit im Kampf gegen die bedenklich steigende Jugendkriminalität zu gewinnen. Alle Eltern werden bei freiem Eintritt ins Kino eingeladen, wo der französische Spielfilm „Vor der Sintflut“ gezeigt, von einem Kriminalkommissar erläutert und anschließend mit den Eltern diskutiert wird. Der Film ist zweimal von der Zensur verboten worden, weil er helle Empörung der Elternschaft, die sich in ihrer Nachlässigkeit in der Jugend-erziehung gebrandmarkt sah, auslöste.

„Sicher werden viele Eltern erstaunt sein, daß sie ausgerechnet von der Kriminalpolizei ins Kino eingeladen werden“, sagt Polizeidirektor Lohr, „wir möchten ihnen aber mit diesem Spielfilm zeigen, wie häufig aus dem elterlichen Versagen heraus Kinder und Jugendliche zu Rechtsbrechern werden.“ — Im vergangenen Jahr wurden nach Mitteilung der Polizei im Bundesgebiet 241 750 junge Menschen straffällig, und zwar 110 028 Heranwachsende (14 Jahre), 95 722 Jugendliche (14

17 Bundeswehrsoldaten vom Wagen geschleudert

Schöffengericht: „Fahrer hatte nicht genügend Erfahrung“

Rinteln. (Ini) Der schwere Zusammenstoß zwischen einem Mannschaftswagen der Bundeswehr und einem Postomnibus, bei dem am 13. August auf der Bundesstraße 82 bei Deckbergen zwei 18 Jahre alte Soldaten des Sanitätsbataillons in Bad Eilsen getötet und vier verletzt wurden, hatte ein gerichtliches Nachspiel.

Das Erweiterte Schöffengericht in Rinteln verurteilte nach 14stündiger Verhandlung den Fahrer des Mannschaftswagens, den 28 Jahre alten Sanitätsgefreiten Werner Tutschek wegen fahrlässiger Tötung in zwei Fällen in Tateinheit mit fahrlässiger Körperverletzung zu neun Monaten Gefängnis. Die Strafe wurde zur Bewährung ausgesetzt.

Das Gericht vernahm 21 Zeugen und drei Sachverständige. Das Unglück geschah, als eine Fahrzeugkolonne der zweiten Kompanie des Sanitätsbataillons auf der Rückfahrt von einer Exkursion zwei Radfahrer überholt. Als Fahrer

des vierten Fahrzeugs in der Kolonne hatte Tutschek nur auf seinen Vordermann geachtet und mit ihm gleichzeitig das Überholmanöver begonnen.

Als ihm auf der Gegenfahrbahn der Postbus, den er vorher nicht gesehen hatte, auf sich zukommen sah, bremste er seinen Wagen scharf ab und riß ihn nach rechts herüber, wodurch das Heck des Mannschaftswagens vor den Bus geschleudert wurde und 17 Soldaten auf die Straße flogen. Der Busfahrer, der seine Fahrt beim Passieren der Kolonne unvermindert beibehalten hatte, brachte sein Fahrzeug nach dem Zusammenstoß in Bruchteilen von Sekunden zwischen zwei Bäumen hindurch auf einem Acker neben der Straße zum Stehen. Von den 25 Insassen im Bus wurde niemand verletzt.

Das Gericht sah die Schuld Tutscheks als erwiesen an. Trotz der Instruktionen vor Antritt der Fahrt könne niemand dem Angeklagten von seiner Verantwortung befreien, erklärte es in der Urteilsbegründung. Das Gericht ließ allerdings durchblicken, daß letztlich die

Bürokraten rührten keinen Finger

Taub gegen Hilferufe einer Witwe — Ein ungesetzlicher Abbruch

Havixbeck. Mit einer Vergütung von 100 DM will der Gemeinderat von Havixbeck (Landkreis Münster) den Schaden beheben, der einer Witwe entstanden ist, weil die Gemeindeverwaltung auf ihre Hilferufe nicht reagierte. Warum die Gemeindeverwaltung die Hände in den Schoß legte, konnte auch der Gemeinderat nicht klären. Dies ist die Geschichte des haarsträubenden Vorfalles:

Die Witwe Woltering bewohnt seit etlicher Zeit in den Baumbergen auf Havixbecker Gebiet ein Behelfsheim. Mit Zustimmung des Grundbesitzers hatte sie sich nebenan einen Schuppen gebaut, in dem sie ihr Vieh — ein Schwein, ein Schaf, Kaninchen und Hühner — sowie ihre Futtermittel unterbrachte. Inzwischen ging das Grundstück in andere Hände über. Zwischen dem neuen Herrn und der Witwe kam es zu Spannungen. Eines Tages wurde der Frau sogar das Licht abgetrennt.

Der neue Grundbesitzer nahm nun den Schuppen der Witwe aufs Korn. Er befehlte ihn als baufällig und verlangte seinen Abbruch. Die Witwe weigerte sich, zumal ihr von Amts wegen keinerlei Mitteilung zugegangen war, daß der Schuppen die Sicherheit gefährde.

An einem der letzten Abende gab der Grundherr kategorisch bekannt, er werde den Schuppen

führte am nächsten Morgen zur Gemeindeverwaltung. Als sie wieder nach Hause ging, hatte sie den Eindruck, ihre Bitte um Hilfe sei auf fruchtbaren Boden gefallen und die Dinge würden ihren gesetzlich geregelten Lauf nehmen. Aber sie irrte sich. Am folgenden Tage wurde das kleine Gebäude dem Erdboden gleichgemacht. Daß man dabei nicht gerade zimperlich zu Werk ging, erklärt sich aus der spannungsgeladenen Atmosphäre. Ihr Vieh hatte die Witwe bei Verwandten und Nachbarn unterbringen können.

Das „offizielle Klima“ von Havixbeck macht ein weiterer Vorfall deutlich, der im Gemeinderat ebenfalls angeprangert wurde: Bei dem Abbruch kamen einige nicht gerade wertlose Eichenbretter abhanden. Als sich die Witwe daraufhin an den Ortpolizisten wandte, soll sie nach Mitteilung eines Gemeindevertreters die Antwort erhalten haben: „Die Bretter sind weg. Da lohnt sich das Schreiben nicht, die kriegen Sie doch nicht wieder!“

Der Gemeinderat will sich nun dafür einsetzen, daß der Witwe Woltering alsbald eine ausreichende Wohnung mit geeigneten Gelassen für Vieh und Vorräte beschafft wird. Auf diese Weise hofft er, über das „Schmerzengeld“ hinaus die Sünden seiner Verwaltung wiedergut-

verantwortung auch von der Bundeswehr getragen werden müsse.

Als Inhaber des Führerscheins B und C der Bundeswehr, die der Gefreite erst knapp fünf Monate zuvor erworben hatte, sei Tutschek nach zivilen Maßstäben nicht legitimiert gewesen, einen Mannschaftswagen mit 17köpfiger Besatzung zu fahren. Tutschek sei fraglos mit der ihm anvertrauten Aufgabe überfordert gewesen und habe die Situation ohne ausreichende Erfahrung und Ausbildung nicht meistern können. Die Staatsanwaltschaft will klären, ob die Bundeswehr ihre Soldaten mit dem Führerschein C als Fahrer für Mannschaftswagen kommandieren kann, für die im zivilen Bereich des Straßenverkehrs einen Omnibusführerschein benötigt wird.

Als Sachverständiger versuchte Oberstleutnant Kolb diesen Umstand damit zu erklären, daß die Bundeswehr zur Zeit etwa 10 000 Omnibusführerscheine benötige, aber nur 100 Busse zu Ausbildungszwecken zur Verfügung habe. Aus dem Gutachten Kolbs ging hervor, daß die Mannschaftswagen der Bundeswehr vom Typ Natoford sehr ungünstig konstruiert sind und ihr Schwerpunkt ungewöhnlich hoch liegt. Ein Umstand, der sich nach Ansicht des Staatsanwalts mit der lebenden Last von 17 Soldaten in der kritischen Situation vor dem Unfall verheerend auswirken mußte.

Verkehrsverband gegen Heide-Kitsch

Lüneburg. (Ini) Der Verkehrsverband Lüneburger Heide hat sich in einem Rundschreiben an seine Mitglieder dafür eingesetzt, daß dem „Kitsch mit der Heideromantik“ Einhalt geboten wird. Die Verkehrsämter und -vereine wurden aufgefordert, kitschige Ansichtskarten von der Lüneburger Heide aus dem Verkehr zu ziehen. Nach der Ansicht des Verkehrsverbandes verursacht der „Heidekitsch“ mehr Schaden als Nutzen für den Fremdenverkehr. Die Vernichtung derartiger Ansichtskarten bedeutet nach Auffassung des Verkehrsverbandes eher einen Gewinn für die Werbung.

Hasen sind Feinschmecker

Münster (Inw) Hasen und Kaninchen sind Feinschmecker. Diese Feststellung mußten schon viele Obstbaumbesitzer machen, wie die Landwirtschaftskammer Westfalen-Lippe mitteilte. Die Rinde der Stämme der guten Sorten wie Cox-Orangen, Renette, Goldparmäne, Loxtons Superb und James Grieve werden von den Hasen und Kaninchen genau so bevorzugt, wie die Früchte dieser Bäume von den Menschen. Erst wenn der Obstgarten keine dieser Delikatessensorten mehr aufweist, begnügen sich Hasen und Kaninchen mit der Rinde einfacherer Sorten. Die Kammer rät Obstbaumbesitzern, die Zäune und Baumschützer auf schadhafte Stellen zu kontrollieren, wenn sie keine Löcher finden, an ihren Obst-

Üebersetzung des Schreibens vom 2.5.1951
betr. Organisations- und Arbeitsplan des Gossner Joint Mission Field.

Joint Mission Field.

Schick - Klimkeit 10.11.51

1. Das Gebiet des Joint Mission Field soll zunächst Mayurbhanj, Keonjhar und die angrenzenden Gebiete mit Chaibassa als Vorposten umfassen, obwohl Chaibassa zum Verwaltungsgebiet der G.E.L.-Kirche gehört.
2. Es soll ein gemeinsames Aufsichtskomitee bestehend aus 4 Mitgliedern, 2 von der G.E.L.-Kirche und 2 vom Gossnerkuratorium gewählt, gegründet & werden. Das Joint Board hat das Recht, seinen eigenen Vorsitzenden und Sekretär auf 2 Jahre zu wählen, wobei die beiden Ämter je von einem Vertreter der G.E.L.-Kirche und einem Vertreter des Gossnerkuratoriums besetzt werden.
3. Das Joint Board ist die endgültige Instanz für alle Fragen, die das Missionsfeld betreffen. / und seine Arbeit
4. Das Joint Board bildet keinen eingetragenen Verein, sondern wird der G.E.L.-Kirche eingegliedert.
5. Die G.E.L.-Kirche wie auch das Gossnerkuratorium hat das Recht, jederzeit seine Mitglieder zu ersetzen.
6. Alle Mitarbeiter des Joint Mission Field, ob Ausländer oder Inder, werden vom Joint Board angestellt, abgesetzt, entlassen oder versetzt
7. Mitarbeiter für das Joint Mission Field werden vom Joint Board sowohl aus Deutschland wie aus der G.E.L.-Kirche berufen. Diese (Deutschland und die G.E.L.-Kirche?) sind für die Stellung von Arbeitskräften für den Joint Board verantwortlich.
8. Das Gossner Kuratorium ist verantwortlich für die Finanzierung des Joint Board, doch wird die G.E.L.-Kirche nach Kräften dazu beisteuern.
9. Der Tarif der G.E.L.-Kirche gilt für alle von der G.E.L.-Kirche gestellten Kräfte.
10. Der Tarif und die Urlaubsbestimmungen des Gossnerkuratoriums gelten für die von diesem berufenen Mitarbeiter.
11. Alle Neukonvertiten sollen Gemeinden bilden, die der G.E.L.-Kirche den Pracharak pans, Gemeinden, Llokes und Synoden angeschlossen werden, und es soll dafür Sorge getragen werden, dass sie von Anfang an sich selbst erhalten.
12. Evtl. neu hinzukommender Besitz soll auf den Namen der G.E.L.-Kirche eingetragen werden. Wird ein vom Joint Board erworbener Besitz veräußert, so soll der Erlös von der Kasse der G.E.L.-Kirche dem Joint Board überwiesen werden, damit dieses neuen Besitz für die Missionsarbeit erwerben kann.
13. Für die gegenseitigen Beziehungen zwischen dem Board und der G.E.L.-Kirche sollen die geltenden Regeln für die Mitgliedschaft bei der G.E.L.-Kirche auch auf die ausländischen Mitarbeiter des Joint Mission Field angewendet werden. (Versuchsweise aufgenommener Punkt bis zur Klärung im Laufe der Zeit).

K

Die Gossnerkirche in Indien.

"Ein Land, eine Regierung, eine Religion", das war der Ruf und die Hoffnung vieler hinduistischer Kreise, als Indien die Selbständigkeit erlangte. Selbst in den entlegenden Dörfern der Junglegebiete war diese Parole Tagesgespräch geworden. Die religiös-politisch gefärbte Presse sorgte dafür, daß solche und ähnliche Hoffnungen aufrecht erhalten wurden. "Die Zeit des Christentums in Indien ist vorüber, wir werden die Christen aus unserer Mitte entfernen, wie man eine Fliege aus der Milch entfernt", so schrieben die radikalen Hindus in ihren Zeitschriften in Ranchi. Man war bemüht, jede weitere Ausbreitung des Christentums zu unterbinden und dann auch die Christen entweder zu ihrem alten Glauben zurückzugewinnen oder aber ihnen den Weg in die hinduistische Religion zu ermöglichen. Reiche Hindus stifteten große Summen, um die Ausdehnung des Christentums auf die jetzt frei gewordenen Staaten zu verhindern. Ein hinduistischer Kaufmann in Ranchi stiftete allein eine Summe von Rs 100.000,- um den ehemaligen Staat Surguja vom Christentum abzuriegeln und die dortige Bevölkerung zu hinduisieren. Der Hinduismus schien erwacht zu sein und wollte die ihm anscheinend gebotene Gelegenheit im Frei Indien voll ausnutzen. Besondere Gesellschaften wurden gegründet, um die hinduistische Religion zu propagieren, Schulen wurden gegründet, um besonders den christlichen Schulen entgegenzuwirken und großzügige Stipendien den Kindern der rückständigen Klassen, sofern sie nicht Christen waren, zugesichert. Man ging in der Tat mit großem Kosten- und Kräfteaufwand ans Werk. Hindu Missionare durchzogen die Dörfer der Urbevölkerung oder wurden an zentralen Plätzen stationiert. Der Erfolg schien ihnen auch nicht auszubleiben. In Surguja liessen sich an einem Tage bis zu 500 Uraus als Hindus eintragen und warteten der Erfüllung großer Versprechungen. Sie sollten von nun ab mit den hinduistischen Dorfbesitzern auf gleicher Stufe stehen, da sie nun zur selben Religion gehörten.

Die Beteuerung der großen Liebe der Hindus gegenüber der rückständigen Bevölkerung war etwas ganz Unerhörtes. Die riesigen Geldsummen, die ausgegeben wurden, schienen Beweis dafür zu sein, daß diese Liebe echt war. Hatte der Hinduismus den Karmaglauben aufgegeben und glaubte nun etwas an der schicksalhaft bedingten Gebundenheit der Rückständigen Bevölkerung ändern zu können, oder war die angeblich neu entdeckte Liebe gegenüber den Kastenlosen und Unterdrückten nur Mittel zum Zweck? Man sah zwar überall die neugebauten Schulen, aber es waren keine ansehnlichen Bauten, sondern nur einfache Lehmhütten, auch die erst recht großzügigen Stipendien wurden recht bald beschnitten. Schulen wurden auch nur in der Hauptsache da gegründet, wo christliche Schulen bereits eingerichtet waren. Wo noch nichts von kirchlicher Arbeit zu spüren war, schien man es auch mit dem Eröffnen von Schulen keine Eile zu haben. In der gleichen Zeit kämpften die christlichen Schulen um ihr Dasein. Aus "technischen Gründen" blieben die Staatszuschüsse jahrelang aus. Der weit größere Teil aller kirchlichen Einnahmen mußte für die Erhaltung der Schulen zur Verfügung gestellt werden. Die Kirchen aller Denominationen weigerten sich aber ihre Schulen zu schließen oder sie dem Staat zu übergeben. Man fürchtete, daß sobald die kirchlichen Schulen geschlossen sein würden, auch die der hinduistischen Gesellschaften bald eingehen würden, da sie ja dann ihren negativen Zweck erfüllt gehabt hätten. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Schulen vielfach andere kirchliche Arbeiten gelähmt haben. Aber unsere Gemeinden waren sich dessen bewußt, daß es sich hier um eine Kraftprobe handelte, die zu bestehen sie gewillt waren und darum auch große Opfer brachten. 1)

1) Gerade in diesen Tagen erhalten wir die Nachricht, daß sich jetzt die Regierung bereit erklärt hat, unserer Kirche für das Jahr 1953 für die Aufrechterhaltung ihrer Schulen Rs 10, 100,- auszus zahlen.

In Anbetracht der großen Ausgaben, mit denen die Unterhaltung eines riesigen

riesigen Schulapparate für insgesamt 325 Schulen innerhalb der Gossnerkirche verbunden ist, kann man die berechnete Frage stellen, ob das nicht eine Verschwendung von Kirchengeldern bedeutet, andererseits aber ist auch die missionarische Bedeutung der Schulen unverkennbar. Einmal wird hier der kirchlichen Jugend eine christliche Erziehung geboten, wie sie in den Staatsschulen, so weit sie überhaupt vorhanden sind, gar nicht möglich ist. Und abgesehen von einigen Ausnahmen, wo der Religionsunterricht recht zweifelhaft ist, ist die christliche Erziehung doch unverkennbar. In unserer Kirche kommt es vor allem auch darin zum Ausdruck, daß wir keinen Mangel an kirchlichen Arbeitern haben und sogar andere kirchliche Denominationen vielfach mit Arbeitern versorgen, die selbst keine geeigneten Leute in ihrer eigenen Mitte aufzuziehen können. 1) Die geringe Bezahlung der kirchlichen Arbeiter kann auch nicht als Grund dafür gelten, daß sich so viele der Kirche zur Verfügung stellen, hat doch die heutige Jugend in der sich immer breiter machenden Industrie weit bessere Aussichten, wenn man die finanziellen Vergünstigungen in Betracht zieht, es ist aber unseren Leuten vielfach Ehrensache, auch gegen eine geringe Bezahlung als Katechisten zu arbeiten. Ferner haben die Schulen aber auch eine direkte missionarische Bedeutung. Fast alle Gemeinden haben jährlich einen gewissen Prozentsatz neuer Christen auf Grund ihrer Schulen zu verzeichnen, vor allem von den oberen Klassen. Und es sind auch keine Ausnahmen, wenn die durch die Schule zu Christen gewordenen Jungs die besten Zeugen des Evangeliums werden, die vielfach schon bei der Taufe den Wunsch aussprachen, einmal als Katechisten oder Pastoren zu arbeiten. Auch wenn dieser Schritt Bruch mit der Familie und Kaste bedeutet, was auch heute noch keine Ausnahme ist, schrecken diese jungen Leute nicht davor zurück. 2) (Siehe letzte Seite -1.. 2 -)

Die Tatsache, daß die hinduistischen Gesellschaften sich in ihrem Kampf gegen das Christentum vor allem gegen die Schulen wenden, ist der beste Beweis, wie auch sie die christlichen Schulen einschätzen. Vielfach bieten die christlichen Schulen unseren Christen aber auch die einzige Möglichkeit, ihren Kindern eine Schulerziehung angedeihen zu lassen. Es sind wiederholt Klagen laut geworden, daß christliche Kinder in Staatsschulen keine Aufnahmen finden konnten.

Evangelische Arbeit der Kirche.

Als die Missionare 1915 das Missionsfeld verlassen mußten, zählte die Kirche noch nicht einmal 100,000 Christen. In den darauf folgenden Jahren sind viele unserer Christen zur anglikanischen oder katholischen Kirche übergegangen. Und da die Organisation damals fast vollkommen darniederlag, haben sich die Zahlen derer, die die Kirche verlassen haben, nie ermitteln lassen. Es ist aber Tatsache, daß die Kirche damals einen großen Verlust zu verzeichnen hatte. Wenn aber trotzdem nach etwa 30 Jahren die Zahl der Christen auf 190,000 gestiegen ist, muß man der Tatsache gerecht werden, daß die Kirche eine reichliche evangelistische Tätigkeit entfaltet hat. Auch wenn man den normalen Zuwachs der Gemeinde aus Kindertaufen mit in Betracht zieht, bleibt die Zahl der Neutaufen aus den Heiden doch recht beträchtlich.

Vielfach ist die evangelistische Arbeit der Kirche ganz im Stillen vor sich gegangen und war durch eine allgemeine Erweiterung der Ortsgemeinde gekennzeichnet. Solange die finanzielle Lage der Kirche recht kritisch war, konnte die Arbeit auch nicht in der Weise ausgedehnt werden, daß neue Plätze besetzt wurden, aber dennoch ist die Zeugniskraft der Gemeinden nie erloschen. Jahr für Jahr sind fast in allen Gemeinden Neutaufen zu verzeichnen gewesen.

Eine große evangelistische Bedeutung muß ferner den Neusiedlern beigegeben werden, denen die Heimat zu eng wurde und die sich in einer gar heidnischen Umgebung niederließen. Sie haben sich fast in allen Fällen als Christen und Gemeinden gefühlt, und wenn auch in aller Bescheidenheit, in ihrer neuen Umgebung Gottesdienste gehalten. Oft wurden sie erst nach Jahren von der Kirche entdeckt, und wiederholt stellte es

heraus

heraus, daß der Pastor schon bei seinem ersten Besuch Taufbewerber in den Unterricht aufnehmen konnte. Ähnliches gilt von denen, die in die Industriegebiete auswanderten, auch sie haben dort als Salz und Licht gewirkt. Eine mehr organisierte evangelistische Tätigkeit begann die Kirche in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg. Bahnbrechend war die durch die christlichen Schulen gegangene Jugend, die sich nun zum ersten Male zu Jugendgruppen organisierte und singend und predigend durch die Dörfer zog. So sind vor allem in Jashpur ganze Gemeinden durch diese Jugendgruppen ins Leben gerufen worden. Diesem Beispiel folgend haben dann auch die Jugendgruppen der an Jashpur angrenzenden Gemeinden eine fruchtbare Tätigkeit entfaltet. Jährlich stattfindende Freizeiten richten das Augenmerk der Jugend auf ihre evangelistische Aufgabe. Es ist eine erfreuliche Tatsache, daß die Jugend selbst die Initiative ergriff und sie nicht von aussen her künstlich organisiert wurde.

In den Gebieten, wo der hinduistische Widerstand am stärksten war, wurde der individuelle Kontakt mit den Nichtchristen durch freiwillige Reisekatechisten aufgenommen. Als sich diese Arbeit als fruchtbar erwies, wurde eine ganze Anzahl solcher Katechisten angestellt, die nun ganz systematisch die Dörfer und Familien besuchen. Sobald sich eine willige Zuhörerschaft gefunden hat, wird mit dem Taufunterricht begonnen.

In dem neu erschlossenen Surguja Staat hat die Kirche die Arbeit in Verbindung mit der N. M. S. aufgenommen. Auch dort war der Boden durch Reisekatechisten vorbereitet. Bis zum 1. März 1953 sind dort 1200 Taufbewerber getauft worden. 6 Pastoren und 100 Katechisten stehen dort im Dienst. Durch die oben erwähnte Hinduisierung großer Kreise der Urbevölkerung, sind im Augenblick ganze Dörfer dem Christentum verschlossen. Die Arbeiter sind oft starken Widerständen und Entbehrungen ausgesetzt, aber sie spüren auch den Segen Gottes, der auf ihrer Arbeit ruht.

Bibelübersetzungen und literarische Arbeit.

Als die ersten Missionare 1845 nach Indien kamen, fanden sie die Hindi-Bibel, die durch William Carey, der 1800 nach Serampur übersiedelte, zum erstenmal übersetzt worden war, bereits vor. Die erste Sprache in Chotanagpur, in die die Bibel von Dr. Nottrott übertragen wurde, war das Mundari. Die Uraus und Kharias hatten bis dahin keine Bibel in ihrer Muttersprache.

Pastor Urbanus Kujur wurde 1949 damit beauftragt, die Bibel ins Urau zu übersetzen. Das Neue Testament ist bereits im Druck erschienen, während das Alte Testament noch einer Revision unterzogen wird. An der Bibelübersetzung für die Kharias arbeitet Pastor Samuel Bage, bis dahin ist erst das Johannesevangelium im Druck erschienen.

Gesangbücher sind in alle vier Sprachen übersetzt worden und erleben fast jährliche Neuauflagen. Vor allem die Lieder, denen die eigenen Volkslieder zugrunde gelegt wurden, sind in den fast allen Gemeinden sehr geschätzt. Die Zahl dieser Lieder ist so ins unendliche gestiegen, daß sie gar nicht alle gedruckt werden können. Gemeinden und auch Einzelpersonen haben oft einen eigenen Liederschatz, der handschriftlich weiterverbreitet wird.

Kleinere Schriften belehrenden und erbaulichen Inhalts wurden von den Leiterinnen der Frauen-Bibelschule (Tabita) in Druck gegeben und fanden besonders bei den Dorfgemeinden einen erfreulichen Widerhall. Im allgemeinen muß aber gesagt werden, daß die Kirche in literarischer Hinsicht noch vieles nachzuholen hat.

Kirche und missionarische Zusammenarbeit

Nachdem die Kirche 1919 die Autonomie erlangt hatte, war sie auch bestrebt, diesen Status aufrecht zu erhalten, besonders als die Missionare wieder nach Indien zurückkehren durften. Die Entwicklung der letzten 20 Jahre hat es gezeigt, daß der Drang nach autonomer Verwaltung ein gesunder war und der Kirche gute Dienste geleistet hat. Fühlte man sich bis dahin in vieler Hinsicht vom Missionar abhängig, so galt es nun, selbst die Initiative zu ergreifen. Naturgemäß waren es erst nur einige wenige, die mit besonderer Verantwortung betraut werden konnten. Aber es war der beste Weg, das Verantwortungsgefühl zu wecken. Einen weiteren Weg vorwärts bedeutete

tete die Einführung der synodalen Verfassung. Sie brachte eine Dezentralisierung der Verwaltung, bewirkte aber, daß die einzelnen Synoden sich ihrer Verantwortung viel stärker, als es bis dahin der Fall gewesen war, bewußt wurden.

Die geistliche Betreuung der Gemeinden, das Schulwesen wie auch die finanzielle Verwaltung wurde den Synoden übertragen. Zuschüsse aus der Zentralkasse fielen nun ganz fort, dagegen wurden den 15 neu gebildeten Synoden bedeutende Lasten auferlegt. Andauernde Missernten brachten es mit sich, daß sie ihr Soll nicht erfüllen konnten, aber sie haben ihre eigenen Arbeiten nicht nur aufrecht erhalten, sondern vielfach auch noch weiter ausgebaut. Es hat sich auch ein gesunder Wettstreit in den Synoden bemerkbar gemacht, so vor allem, was Kirchen- und Schulbauten wie auch missionarische Arbeit betrifft.

Auch in der Kassenverwaltung bemüht am sich dem in Indien so üblichen Verdacht durch eine geordnetere Kassenführung aus dem Wege zu gehen. Verfassungsgemäß darf kein Pastor oder Katechist irgend eine Kasse verwalten, meistens sind es wohlhabende Landbesitzer oder besser gestellte Industriearbeiter, denen diese Pflichten übertragen werden. Obwohl die Klagen noch nicht verstummt sind, hat sich in den letzten Jahren doch eine gesunde Entwicklung Bahn gemacht.

Nachdem die Kirche in dieser Weise recht tatkräftig ihre eigenen Angelegenheiten ohne den Missionar zu regeln begann, entstand die Frage, welchen Platz in Zukunft der westliche Missionar in der Kirche haben sollte. Es war erwiesene Tatsache, daß die Kirche sich auch ohne die Hilfe der Missionare verwalten konnte. Aber der Ruf nach Missionaren war nicht verstummt und man war gerne bereit, ihre Ratschläge zu hören. Darum wurden sie eingeladen, um "Freunde und Helfer" der Kirche zu sein. Es gab auch noch einige Zweige, wo der Missionar fruchtbar wirken konnte, ohne der Verselbständigung der Kirche im Wege zu stehen. Die Aufgabenkreise wurden aber scharf umrissen, sie wurden eingeladen, um als Lehrer am Seminar mitzuwirken, die Kirche in ihrer missionarischen Arbeit zu unterstützen und Gemeindegliederinnen wie auch Religionslehrerinnen auszubilden. Die Ausdrücke "Freunde und Helfer" waren mit großem Bedacht gewählt worden, und man kann es der Kirche nicht verdenken, daß sie die westlichen Missionare mit scharfen Augen beobachtet. Es sind unter den führenden kirchlichen Persönlichkeiten Indiens Klagen laut geworden, daß viele Missionare besonders kritikstüchtig veranlagt wären und überall etwas auszusetzen hätten, ohne sich die Mühe zu geben, sich auch nach dem Guten umzusehen, das in den jungen Kirchen auch da ist. Die Kirchen Indien haben heute genügend Kenntnisse über die Lage der westlichen Kirchen und der westlichen Christenheit, um zu wissen, daß auch dort die Kirchen aus Menschen bestehen und alle Anzeichen menschlicher Schwäche an sich tragen. Darum wird jede Kritik seitens des Missionars als aus einem pharisäischen Geist entspringend gebrandmarkt. Es genügt darum nicht, daß ein Missionar die Autonomie anerkennt und ihre Verfassung unterschreibt, er muß sich auch schon dazu bequemen jeden Überlegenheitsdünkel abzustreifen und wirklich "Freund und Helfer" der Kirche zu werden. Die Kirche ist bereit jede Kritik, die mit diesen Ausdrücken in Einklang steht anzuhören und anzunehmen.

Der beste Beweis dafür, daß die Kirche die westliche Zusammenarbeit haben will, ist das neue Abkommen zwischen der Gossnerkirche in Indien und der Heimatleitung in Berlin, nach dem neue Gebiete von beiden gemeinsam missioniert werden. Hier ist auch für die westlichen Kirchen eine Möglichkeit geschaffen, die missionsarbeit dem Missionsbefehl unseres Herrn zufolge neu in Angriff zu nehmen.

Die Kirchen Indien haben es sehr begrüßt, daß die JMK in Willingen den Unterschied zwischen alten und jungen Kirchen hat fallen lassen und von

einer Mission der Kirchen spricht. Wir haben im Joint Board einen Weg gefunden, wo westliche und östliche Kirchen als gemeinsame Partner in gemeinsamer Arbeit stehen. Es wird aber viel davon abhängen, ob von beiden Seiten, der Kirche hier draussen wie auch daheim die geeigneten Leute gefunden werden, die in gemeinsamer Verantwortung und gegenseitigem Verstehen ans Werk gehen werden.

gez. Klinik.

1954 2

- 1) Auf der Utkal Christian Council Konferenz klagten amerikanische Missionare darüber, daß sie zwar keine finanziellen Schwierigkeiten hätten, um ihre Arbeit weiter auszudehnen, aber sie hätten keine Leute, die sich zur Verfügung stellten.
- 2) Im Seminar befinden sich im Augenblick zwei Studenten, deren Eltern und Verwandten Heiden sind, einem ist die Heimat auch für die Ferien versperrt.

Üebersetzung

Bericht über die Orissa (Missions) -reise.

Bericht des Hinberufers der Survey Commission (Inspektionskommission).

*See-
Hippin.*

Die Survey Commission trat ihre Reise am 26. April von Chaibassa aus an. Das erste Ziel der Reise war Joshipur im früheren Mayurbhanj Staat. Joshipur ist etwa 60 Meilen südlich von Chaibassa und hat nur eine kleine Gemeinde, die zu unserer Kirche gehört. Sie würde sich gut als Ausgangspunkt für Missionsarbeit im West-Mayurbhanj eignen, aber die Kommission war sich nicht klar darüber, ob sie sie zum Hauptstützpunkt für ganz Mayurbhanj machen sollte. Da Joshipur herum ist die Bevölkerung im wesentlichen hinduistisch, aber weiter oben in den Bergen sind mehrere Gruppen unserer Adibasi-Leute, wo Mission getrieben wird. Wenn unsere Arbeit in diesen Gebieten intensiver getrieben werden soll, müssen wir einen Stützpunkt entweder in Joshipur oder in den Simlipal-Bergen bestimmen. Zu diesem Zweck müßte eine kleine Sonderkommission dorthingehen, um den geeignetsten Platz zu finden.

Von Joshipur ging die Kommission weiter nach Baripada, der Hauptstadt Mayurbhanjs, ungefähr 60 Meilen östlich von Joshipur. Erst gingen wir zum Collector Mr. Mathew. Wir sagten ihm den Grund unserer Reise und unseres Besuchs und fragten ihn, welchen Platz er für die neue Missionsarbeit vorschlagen würde. Er meinte, wenn wir ungestört arbeiten wollten, könnten wir das am besten irgendwo in den Simlipal-Bergen tun. Er meinte, in der Ebene würden uns vielleicht die Hindus Schwierigkeiten machen. Aber, sagte er, wenn wir auch ärztlich und sozial arbeiten wollten, so sei Baripada zu empfehlen. Wir fragten ihn, wie die Möglichkeiten für einen Grundbesitzkauf für eine Station in der Nähe von Baripada seien. Er schlug vor, wir sollten uns an die London Mission Trust wenden, die drei große Grundstücke in Baripada verwaltete. Der frühere Besitzer war Sir Hamilton, und es besteht die Bestimmung, daß dieser Besitz niemals zur Ausbeutungs- oder Geschäftszwecken verwendet werden darf, sondern dem Wohl des Landes dienen soll. Mr. Mathew meinte, es sei nicht ausgeschlossen, daß die jetzigen Besitzer eines dieser Grundstücke für Missionszwecke zu einer Anerkennungsgebühr abgeben würden. Zwei dieser Grundstücke haben wir uns angesehen, eines in der Nähe der Stadt und eines 6 Meilen entfernt. Das zweite erschien uns ganz gut für eine Missionsstation geeignet. Dieser Besitz enthält einen großen Obstgarten, Gartenland, einen großen Wassertank, Wälder und auch ein ziemlich ordentliches Bungalow und einen Brunnen. Die Größe beträgt etwa 80 acres (Morgen). Die Kommission schlug vor, nähere Erkundigungen über dieses Grundstück einzuziehen, und wenn es zu haben wäre, sollte der Joint-Mission-Board eine seiner Hauptzentren nach Baripada legen. Als erstes müßte hier ein landwirtschaftlicher Fachmann dort stationiert werden, der den Besitz in eine Musterfarm oder eine landwirtschaftliche Schule umwandelt. Geld brauchte nur für den Anfang investiert werden, später würde diese Art Arbeit sich selbst erhalten und womöglich noch eine Einnahmequelle für sich selbst erhalten um die weitere Missionsarbeit in Mayurbhanj bilden. Die Kommission war der Ansicht, daß - wo immer Mission angefangen wird - sie mit sozialer Arbeit zusammen mit der Verkündigung getrieben werden muß. Und wenn wir auch in Baripada zunächst mit der sozialen Arbeit anfangen würden, so würde dies doch im christlichen Geist geschehen, und die Evangelisationsarbeit würde einsetzen, sobald wir hier festen Fuß gefaßt hätten. Dann würde naturgemäß Baripada sich zum Zentrum unserer Arbeit in Mayurbhanj entwickeln.

Als wir Baripada verließen, besuchten wir die Baptisten-Mission, die in der Stadt ihren Sitz hat. Wir fragten erst nach den Schritten ihrer Ar-

beit, besonders im Hinblick auf den Widerhall bei der nichtchristlichen Bevölkerung. Sie sagten, ihre Arbeit sei sehr entmutigend und was den Widerhall bei der nichtchristlichen Bevölkerung betreffe, könnten sie uns nichts sagen, daß sie seit Jahren draußen keine Verkündigung getrieben hätten. Sie haben nur eine kleine Gemeinde in Baripada und ein Aussätzigenheim. Dann fragten wir sie, ob sie etwas dagegen hätten, wenn wir nach Mayurbhanj kämen, und sie antworteten, wir könnten kommen und verkündigen, wann wir wollten. Sie hätten nichts dagegen.

Von Baripada gingen wir nach Balasore, um mit den amerikanischen Baptisten Fühlung zu nehmen, um zu erfahren, was sie für Absichten für Mayurbhanj hätten. Aber alle Missionare waren nach den Bergen unterwegs; wir trafen nur eine Missionarin, Miss Bauers, an, die an einer Mädchenschule arbeitet. Sie sagte, die Arbeit dort zöge sich wesentlich an der Eisenbahnlinie entlang, und obwohl sie uns keine definitive Auskunft geben konnte, meinte sie, ihre Mission würde wohl wenig Interesse an der Arbeit in den Staaten haben, da sie ihre festen Gebiete hauptsächlich zwischen der Bahn und der See hätten.

Die Baptisten sind auch noch nicht in die frühere Keonjhar-Provinz gekommen und werden wohl in allernächster Zeit auch nicht dorthin gehen. Hier sind die Möglichkeiten unbegrenzt. Nur im Norden gibt es ein paar Gemeinden, die von Chaibassa aus versorgt werden. Im Süden gibt es überhaupt keine Christen. In Keonjhar arbeitet jetzt eine von unseren Lehrerinnen (7 graduate), Frä. Topno, die als Sozialbeamtin in diesem Bezirk arbeitet. Sie sagte, Keonjhar sei in jeder Beziehung sehr zurück, Christen kennt man nicht einmal den Namen nach. Dasselbe gilt von dem kleinen Pal Lahara Staat, wo wir auf dem Weg nach Barkot am Brahmani-Fluß in Bamra vorbeikamen. Auf dem Wege von Keonjhar nach Pal Lahara trafen wir auf die Juan-Adibasis. Sie haben offenbar keine Verbindung mit den übrigen Adibasis. In ihren Dörfern sprechen sie ihre eigene Sprache und ihr Besitz gehört der Gemeinschaft. Meist leben sie in den Bergen, aber wir trafen sie bei der Arbeit als Kulis bei den "leave contractors". Wir sollten hier die Missionsarbeit auch in Auge behalten.

Von Pal Lahara kamen wir auf dem Brahmani-Fluß nach Barkot. (Von Barkot nach Deogarh, Bamra, sind es etwa 20 Meilen) In Barkot werden Vorbereitungen zum Bau einer Brücke über den Brahmani getroffen. Auch soll die Talcher Bahnlinie über Barkot nach Raurkela weitergeführt werden. Auf beiden Seiten des Brahmani sind viele Mundadörfer. 8 Meilen nördlich von Barkot in Angaw haben sich 12 unserer christlichen Familien aus Gangpur als Siedler niedergelassen. Die Kommission war der Überzeugung, daß irgendwo in der Nähe von Barkot eine Hauptstation des Joint-Mission Board errichtet werden müsse. Von hier aus kann die Arbeit nach den Süden von Bamra und Bonal ausgedehnt werden, wo bisher noch nichts geschehen ist. Von hier aus kann auch Talcher, Pal Lahara und Keonjhar erreicht werden. Aufgrund der vorgesehenen guten Straßen- und Eisenbahnverbindungen wäre dies auch der geeignete Ort für ein Krankenhaus. Gerade die Adibasis haben bisher keine ärztlichen Betreuungsmöglichkeiten. In Barkot sagte man uns, daß kein Adibasi jemals Medikamente in den staatlichen Apotheken kauft. Das ist nicht deswegen, weil sie keine ärztliche Hilfe brauchen, sondern weil sie meinen, sie wären bei den höheren Kasten verhaßt und nicht wegen, von ihnen Medizin zu nehmen.

Wir erfuhren, daß am Brahmani entlang noch Land zu haben wäre, das sich sehr gut für eine Station und ein Krankenhaus eignen würde. Gerade in Barkot sollte unverzüglich mit der Arbeit begonnen werden; unsere Kirche hat sich schon so weit ausgedehnt, daß sie bereits in Angaw bei Barkot

eine Gemeinde hat, und bis jetzt hat noch keine andere Mission Interesse an diesem Gebiet. Jedoch kommen & jetzt einige Katholiken nach den Süden von Samra, obwohl im Augenblick keine Gefahr der Einnischung in Süd-Samra oder den anderen Staaten besteht.

Abschließend schlägt die Kommission vor, daß für den Anfang folgende Plätze von der Joint-Mission-Board besetzt werden sollten:

1. Ein Stützpunkt in Joshipur oder den Himalpalbergen;
2. Eine Hauptstation in Baripada;
3. Barkot als Hauptstation für den Süden.

Obwohl es auch dringend nötig wäre, Keonjhar zu besetzen, kann die Kommission keine Vorschläge für Stationen dort machen, da der Joint-Board nicht in der Lage sein wird, befriedigende Arbeit in allen Staaten zu leisten.

gez. J. A. L. i. m. k. e. i. t

Witelfen stoff: Schale, Pflanzstoffe, der
Folgen: Witelfen Witelfen

Witelfen stoff: Schale, Pflanzstoffe, der
Folgen: Witelfen Witelfen

Witelfen stoff: Schale, Pflanzstoffe, der
Folgen: Witelfen Witelfen

Witelfen stoff: Schale, Pflanzstoffe, der
Folgen: Witelfen Witelfen

Witelfen stoff: Schale, Pflanzstoffe, der
Folgen: Witelfen Witelfen

Witelfen stoff: Schale, Pflanzstoffe, der
Folgen: Witelfen Witelfen

Witelfen stoff: Schale, Pflanzstoffe, der
Folgen: Witelfen Witelfen

Witelfen stoff: Schale, Pflanzstoffe, der
Folgen: Witelfen Witelfen

Witelfen stoff: Schale, Pflanzstoffe, der
Folgen: Witelfen Witelfen

L

UNTER NEUEN FAHNEN (Weise: Dein Wort, o Herr,
führt uns zusammen)

Du hast uns, Herr, herausgerufen
Aus aller falschen Sicherheit.
Hinstürzt, was unsre Väter schufen
Nach ihrer Art für ihre Zeit;
Wir müssen unter neuen Fahnen
Nach deines Geistes Wink und Rat
Durch Wüsten, die kein Fuß betrat,
Den Weg uns zäh und stürmisch bahnen.

Doch gehst du selber deinem Volke,
Dass es getrost dir folgen kann,
In einer Rauch- und Feuerwolke
Auf seinem dunklen Weg voran;
Denn was du, Herr, von letzten Zeiten
Gesagt einst deiner Jüngerschar,
Das wird jetzt Wirklichkeit und wahr
Und kann uns auf dem Wege leiten.

Drum habt der Zeichen acht, ihr Christen!
Gebundene Mächte werden frei.
Wie Adler sich zum Raube rüsten,
erhebt sich Krieg- und Kriegsgeschrei.
Und schon gesattelt sind die Pferde,
die einst im Geist Johannes sah;
Denn ihre Stunde ist nun da
Zum Todesritt durch diese Erde.

Und überall, wo Menschen wohnen,
Erschliesst sich auf dem Erdenrund
Der dunkle Abgrund der Dämonen;
Die lästern Gott mit frechem Mund.
Es regen sich des Kreuzes Feinde,
Und der der Lüge Vater heisst
Verführt durch seinen Lügengeist
Selbst etliche aus der Gemeinde.

Doch kennst du, Herr, auch die Getreuen
In all den Kirchen jung und alt,
Die sich vor keinem Götzen scheuen
Und keiner menschlichen Gewalt,
Die dich frei öffentlich bekennen
Und gehen in des Geistes Kraft
Selbst in den Tod durch Kerkerhaft,
Indem sie deinen Namen nennen.

Gib, Herr, dass auch in unserm Munde
Sich, wenn wir deine Zeugen sind,
Das rechte Wort zur rechten Stunde,
Zum Lobpreis deines Namens find'.
Und wenn wir dann als Leiderprobte,
getreue Knechte vor dir steh'n;
Dann lass das Ziel uns gnädig seh'n;
Das heil'ge Land, das hochgelobte.

-.--.-.-.-.-.-

MISSIONSLIED

(Weise: O Jesu, süßes Licht,
2. Weise: O Gott, du frommer Gott)

O Herr, dem die Gewalt
im Himmel ist gegeben,
dazu auch auf der Erd'
die Macht zum Tod und Leben:
ohn' dich, o Lebensfürst,
sind wir verloren längst,
ohn' dich lebendig tot,
wenn du nicht Leben schenkst.

"Geht hin in alle Welt!",
hast machtvoll du geboten,
durch dein lebendig Wort
zu wecken auf die Toten.
Wohlan, noch gilt dein Wort;
dein Wort ist uns Befehl:
So gib, daß man auch uns
zu deinen Zeugen zähl'!

Es wird - so sagt die Schrift -
den Völkern rings auf Erden,
noch eh' das Ende kommt,
das Heil verkündigt werden.
Drum hebt das Haupt und seht,
was Gottes Geist uns zeigt:
der Himmel rötet sich,
der Tag hat sich geneigt.

Schon setzt den einen Fuß
der Cherub auf die Erde,
den andern auf das Meer
mit herrischer Gebärde,
und seine Stimme ruft
aus über Meer und Land
das Evangelium,
das alle Welt umspannt.

Wenn Christus, unser Herr,
sieghaft auf weißem Zelter
auszieht zum letzten Streit,
tritt er die Völkerkelter.
Da wird sein Sieggewand
von Blut so purpurrot,
o Seele, das bedenk
vor deiner letzten Not!

Wenn Christus, unser Herr,
die Sichel wird anschlagen
zum letzten Ernteschnitt,
dann wird die Welt verzagen.
O Seele, zage nicht:
Wer Gott sich ganz ergibt,
der spürt auch im Gericht
die Lieb', mit der Gott liebt.

-.-.-.-.-

Liebe Brüder und Schwestern!

Der Brand des Missionshauses:

Es war am 27. April gegen 11 Uhr vormittags, als die russischen Panzer vor dem Missionshause hielten. Etwa 150 Menschen aus der Nachbarschaft, in hunderten von Bombennächten zusammengeschüddet, harrten im Luftschutzkeller totentstill der Dinge, die da kommen sollten. Die kleine Hausgemeinde hatte sich schon in der Frühe mitten unter dem Artilleriebeschuß zur Morgenandacht versammelt und die Lesung des Tages gelesen, eine Missionsverheißung, so unerschöpflich hoch, so unwahrscheinlich hell, daß sie unsrer Ohnmacht zu spotten und den Hohn des Unglaubens herauszufordern schien: "Die Völker werden dazulaufen, und viele Heiden werden gehen und sagen: Kommt, laßt uns hinauf zum Berge des Herrn gehen und zum Hause des Gottes Jakobs, daß er uns lehre seine Wege und wir auf seiner Straße wandeln" (Micha 4, 1-2). Dazu die Strophe des bekannten Missionsliedes, die in den Vers ausklingt: "Wo's noch nicht Tag geworden, da zünd dein Feuer an!" "Dein Feuer": das heilige Feuer, reine Glut!

Nur wenige Stunden später, und es sollte ein ganz anderes Feuer angezündet und das liebe alte Goßner-Haus - haargenau im Jahre des hundertjährigen Jubiläums der Kolsmission - ein Raub der Kriegsfackel werden. Zunächst freilich schien es, als sei die letzte Stunde des Krieges gekommen und der Friede vor der Tür. Schon war das Grauen der ersten Begegnung überwunden, schon wuschen sich die russischen Offiziere in der Missionsküche mit warmem Wasser---. Da plötzlich Detonationen von deutschen Panzerfäusten und Gewehr-schüssen in nächster Nähe! Tote und Verwundete auf russischer Seite zur Vergeltung wurden mehrere Häuser, darunter auch das Missionshaus niedergebrannt. Da das Feuer sogar die Kellerräume ergriff, wurde auch die große Missionsbibliothek restlos vernichtet; nur die wichtigsten Akten konnten geborgen werden. Auch wir, die Hausinsassen, haben fast alles verloren; so blieb mir selbst von meiner eigenen Bücherei nur, was ich bei mir trug - eine Taschenbibel, ein Gesangbuch und ein Lösungsbüchlein - erhalten.

Einen Augenblick wollte uns, die wir aus einem Splittergraben des Missionsgartens ohnmächtig zuschauen mußten, wie das große dreistöckige Gebäude in wenigen Stunden niederbrannte, Groll und Bitterkeit überkommen; es war uns zumute, als hätte uns Gott, der Herr, unversehens einen Schlag mitten ins Gesicht versetzt und wollte uns sagen, daß er unseres Dienstes nicht mehr bedürfe. Da wurde uns ein Zeichen seiner uns immer noch zugewandten Partner-zigkeit geschenkt. Schon war das Feuer vom Hause auf den Anbau, auf das Dach unseres zu ebener Erde gelegenen, 1935 im Kirchen-kampf erbauten Betsaales, übergesprungen: dem Sammelort unserer Bekenntnis- und zugleich Missionsgemeinde. Wir sahen noch, wie durch ein ausgebranntes Loch im Dache glühende Brandschelte herabstürzten und die Stalter in Brand setzten. Schon begann die äußerste Stuhlreihe Feuer zu fangen. Dann aber wurden, o Wunder, die Flammen ohne jedes menschliche Eingreifen - wie durch eine unsichtbare Hand - gelöscht. Man betrachtet das eine einzige stark angekohlte Stuhlreihe und fragt sich heute noch kopfschüttelnd, wie es nur möglich war, daß das Feuer hier zum Stillstand

kam. Denn auch das Nachbarhaus brannte, und auch an dieses ist die Saal angebaut, sodaß er ständig zwischen zwei hohen Rauch- und Feuersäulen und im Funkenregen beider Brände lag. Dennoch blieb der Kirchsaal uns erhalten, vom ganzen Missionsgrundstück einzig der Ort, an dem sich die Gemeinde um Gottes Wort und Sakrament sammelt, der Ort, der es verhindert, daß ein Missionshaus im Leben der Heimatkirche isoliert dasteht, der Ort, der das Leben einer Missionsgesellschaft mit dem Leben der Heimatkirche zusammenstimmt, sie in ihre Arbeit, ihre Kämpfe und ihre Leiden hineinstellt und erst dadurch bevollmächtigt, Mission in Auftrag der Kirche zu setzen. In Luma der Ort, an dem die Einheit von Kirche und Mission sichtbar in Erscheinung tritt.

Kirche und Mission.

Dieses Gottesgeschenk, daß der Kirchsaal noch steht, sehen wir als Vink und Weisung an, den Wiederaufbau der Goßnerschen Mission in Gottes Namen dort aufzunehmen, wo ihre Arbeit in engster Verbindung mit der Kirche steht. Noch während der Kampftage wurden tägliche Abendgottesdienste eingerichtet. In dem Augenblick, als die Bekennende Kirche die Kirchenleitung übernahm und sich wieder in die Gesamtkirche eingliederte, stellten wir den Saal der Gesamtgemeinde Friedenau, deren Gotteshaus bisher noch unbenutzbar ist, als eine weitere öffentliche Predigtstätte zur Verfügung. Am Himmelfahrtsfeste hielt ich in ihm nach 8 Jahren Reichsredeverbot den ersten Missionsgottesdienst in voller Freiheit. Die während des Krieges erbaute Orgel begleitete unsere Lob- und Danklieder. Der Kirchsaal war es denn auch, in dem wir am 4. November die Hundertjahrfeier der Goßnerschen Kolmission festlich begingen. Am Vormittag hatten Probst Dr. Böhm und Pfarrer Dr. Jannasch in den Gemeindefhäusern der Nathanielgemeinde und der Gemeinde "zum guten Hirten" und ich in unserem Betraum den Festgottesdienst gehalten. Hier fand am Nachmittag auch der Festakt statt, den der Vorsitzende unseres Kuratoriums, Dr. Moeller, jetzt Direktor des Stadtsynodalverbandes Berlin, leitete und zu dem Bischof D. Dr. Dibelius und Probst Dr. Böhm die Segenswünsche der Kirchenleitung und der Bekennenden Kirche überbrachten. Als Festredner dienten außer mir die Brüder Graetsch, Betzke und Symanowski, die beiden letzteren ausdrücklich mit dem Thema "Kirche und Mission".

Mission und Jugendunterweisung.

Aus der uns in den letzten Jahren geschenkten neuen Zusammenschau von Kirche und Mission nahm ich endlich auch die Berufung in die neugebildete Kirchenleitung durch Bischof D. Dr. Dibelius und zugleich den Auftrag an, nebenamtlich die Kammer für Erziehung und Unterricht beim Evangelischen Bischof von Berlin zu leiten. Mission ist nicht nur Verkündigung der christlichen Heilsbotschaft an die Außenstehenden, in die Heidenwelt, sondern auch die Weitergabe des Evangeliums hier in der Heimat an die nächste Generation. Wenn dieser Dienst an der Jugend nicht geschieht, altert die Missionsgemeinde und stirbt aus. Aus dieser Erkenntnis heraus hat die Goßnersche Mission schon seit 1934 auf dem Gebiete der kirchlichen Unterweisung mit dem "Band für christliche Erziehung in Haus und Schule" und der Schulkammer der Bekennenden Kirche aufs engste zusammengearbeitet. Jetzt können die während dieser Zeit gemachten Arbeitserfahrungen im Dienst der Gesamtkirche fruchtbar gemacht werden. Zunächst galt es, den vom Berliner Magistrat angeordneten Religionsunterricht in den Schulen wieder einzuführen, nunmehr in

Ranchi (Indien), im März 1954

Liebe Brüder und Schwestern!
Liebe Mitarbeiter und Helfer!

Ihr könnt Euch nicht vorstellen, welche eine Freude uns Gott bereitet hat: Zwei Heimat- und alle Feldarbeiter der Gossner Mission sind in dieser Stunde hier in Indien versammelt. Wir sitzen in Ranchi, im Zentrum der Gossner Kirche, beieinander um über unsere zukünftige Arbeit zu beraten. Ihr werdet fragen, wie es denn eigentlich zu diesem wunderbaren Zusammentreffen gekommen ist. Bekanntlich führt Missionsdirektor ~~kökias~~ Pastor Lokies seit Beginn dieses Jahres hier in Indien einen Besuchsdienst durch, der ihn in alle Gebiete der Gossnerkirche bringt. Und nun die grosse Ueberraschung: Gerade in diesem Augenblick hat, für uns völlig unerwartet, der Leiter unserer Zweigstelle West in Mainz-Kastel, Pastor Symanowski, von dem Weltkirchenrat den Auftrag erhalten, ein ökumenisches Arbeitslager in Thailand zu leiten. Auf der Hinreise nach Bangkok kann nun auch er die Gossnerkirche für 3 Wochen besuchen. So befindet er sich in unserer Mitte.

Wir möchten nun diese ausserordentliche Stunde nützen und Euch an unserer Beratung ein wenig teilnehmen lassen. Wir grüssen Euch aus Indien und möchten Euch teilnehmen lassen an dem, was wir erleben.

Vor unseren Augen liegt das indische Missionsfeld ausgebreitet wie in dieser Jahreszeit ein indisches Reisfeld, ausgedörrt und durstig. Es wartet auf den grossen Regen, den Gott allein schenken kann. Wir haben nur einen Auftrag, und der muss genügen.

Aber unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf, ob wir denn selbst und im besonderen auch die selbständige Gossnerkirche hier die geistliche Kraft und Vollmacht besitzen, den Missionsauftrag zu erfüllen, der vor uns liegt.

Nun, wir können es der Heimatgemeinde aus eigener Erfahrung bezeugen, dass die Gossnerkirche in Indien wirklich Kirche ist. Sie hat Gottes Wort und Sakrament. Sie hat das Gebet. Es gibt hier grosse Gemeinden, die in einer völlig christlichen Umgebung und Atmosphäre leben wie z.B. Takarma, das sich selbst das Herz der Kirche nennt. Ranchi ist das Hirn der Kirche. Hier hat die Kirchenleitung ihren Sitz. Hier werden die Gegensätze innerhalb der Kirche ausgetragen. Hier wird geplant, hier wird entschieden.

Und doch gibt es gerade im Kerngebiet der Kirche ganz alte Gemeinden, deren Glieder seit Jahrzehnten mit Heiden in einem Dorf zusammenleben, ohne dass diese auch nur auf den Gedanken kommen, sich zu bekehren. Das ist Missionsfeld im innersten Raum der Kirche.

Dazu kommen die beiden Auswanderungsgebiete in den Duars (südlich des Himalaja) und in Assam (in der Nordostecke Indiens). Dorthin wandern jährlich Tausende von Christen und Nichtchristen aus, um in den Teeplantagen zu arbeiten. Unsere Christen haben sich dort zu Gemeinden zusammengeschlossen, die gegenwärtig eine Seelenzahl von rund 20'000 erreicht haben. Es leben aber dort etwa 2'200'000 Adivasis (d.h. Ureinwohner Indiens), zu denen auch unsere Christen gehören. Niemand kümmert sich um sie, auch unsere Christen nicht.

II Wir möchten ferner auf eine Anzahl von Gemeinden ganz besonderer Art aufmerksam machen. Das sind die neu entstehenden Industrie-Gemeinden. Im Gebiet der Gossner Kirche befindet sich nämlich das indische Stahl- und Kohlezentrum: die rote Erde Indiens. Die Christengemeinden, die sich dort bilden, sind oft sehr klein, aber missionarisch von höchster Bedeutung. Unsere Christen sitzen an diesen Plätzen wie in einem Glaskasten. Von ihrem Tun und Treiben wird der Wert oder Unwert des christlichen Glaubens abgelesen. Die Arbeiter, die dort zusammenströmen, kommen aus allen Gegenden Indiens. Sie kommen und gehen. Wir können nur wünschen, dass sie nicht gehen, ohne die Gabe des Evangeliums empfangen zu haben.

III Endlich weisen wir auf unsere eigentlichen Missionsgebiete hin, die sich in einigen ehemaligen indischen Fürstenstaaten neu erschlossen haben. Dazu gehört z.B. Surguja, für dessen Missionierung die Gossner-Kirche selbst die Verantwortung trägt. Sie hat dort eine stattliche Schar von indischen Missionaren und Evangelisten in ein offenes Kampffeld geworfen, mitten in die am dichtesten bevölkerten Dörfer hinein. In einigen anderen Gebieten, z.B. in Singbhum und Majurbhanj, arbeitet die Kirche mit unserer Missionsgesellschaft zusammen. Hier ist der missionarische Vorstoss auf eine andere Weise vorangetragen worden, nämlich durch die Sammlung von einzelnen Christen, christlichen Familien und Dorfgemeinschaften, immer in der Hoffnung, dass von ihnen ein Funke in das breite Land überspringen möchte. Und der Funke ist übergesprungen. So liegt z.B. aus einem Dorf in Majurbhanj die Bitte um Taufunterricht vor: der erste Einbruch in ein Land von etwa 10 Millionen, in dem gegenwärtig kaum 200 Christen leben.

IV Liebe Brüder und Schwestern, Ihr werdet verstehen, dass uns angst und bange wird, wenn wir an die Verantwortung denken, die uns aus dieser missionarischen Situation entsteht. Wir können die Last nicht allein tragen. Darum bitten wir Euch um Eure herzliche Anteilnahme, Hilfe und Fürbitte.

Betet mit uns: zunächst für uns selbst, dass Gott uns Missionare zu seinem Dienst recht zurüste; betet für die Gossnerkirche in Indien, um alle ihre Glieder, Pastoren und Laien, dass Gott ihnen eine neue Missionsfreudigkeit schenke, und betet auch für Euch und alle, die in Deutschland den Namen Jesu Christi liebhaben, dass auch in unserer Heimatkirche ein neuer Missionswille erwachse, zur Fürbitte, Mitarbeit und zu jedem Opfer bereit.

Wir grüssen Euch mit dem Gruss, der uns hier von allen Seiten entgegenklingt: "Jishu Sahay - Christus ist der Retter"

Pastor Lokies, Berlin-Friedenau
Pastor Symanowski, Mainz-Kastel
Missionar Borutta, Chaibasa
Missionar Klimkeit, Ranchi
Missionar Lic. Schultz, Ranchi
Missionsschwester Anny Diller, Govindpur
Missionsschwester Hedwig Schmidt, Govindpur
Missionsschwester Ilse Martin, Ranchi

Ranchi, den 27.1.1954.

Nun habe ich schon das Kernland unserer Gossnerkirche besucht, zuerst in einem 3-Tage-Trip mit Bruder Klimkeit, dann in einem 5-Tage-Trip mit Bruder Borutta und Bruder Schultz. Immer waren Präsident Joel Lakra und der Sekretär Horo mit dabei. Unterwegs schlossen sich uns auch noch andere Pastoren an. Bruder Borutta fuhr den großen Wagen, in dem 7 - 8 Personen Platz haben. Außerdem begleitete uns noch der Jeep des Church Councils, der vor allem Gepäck mitnahm.

Zuerst wurde das Munda- und dann das Jraon-Land besucht. Die Empfänger waren überall überaus herzlich aber auch anstrengend. In Takarma war die Munda-Gemeinde geradezu außer sich. Ich nahm alle Ehren, die mir erwiesen wurden, in Turen Namen entgegen. Ein großer Teil der dort und in Khutitoli erfahrenen Liebe geht aber auch auf die lebendige Erinnerung an meine Eltern zurück.

Bis jetzt habe ich die Synoden Govindpur, Burju, Tokat, Takarma, Khutitoli, Koronjo, Kinkel, Chainpur, Gumla und Lohardaga besucht. Das waren die Zentren. Daneben gab es auch Besuche bei größeren Landgemeinden und unterwegs wurden wir ständig durch "roadblocks" aufgehalten. Das bedeutet, daß die rechts und links der Straße liegenden Gemeinden, ein Tor aufgebaut hatten, an dem wir Halt machen mußten. Auf dem Wege von Khutitoli nach Kinkel gab es 6 solcher Roadblocks. Der Weg dorthin war der Schlimmste. Schwierig war auch die Straße nach Chainpur, der höchsten Station unserer Kirche. Von Gumla bis Chainpur sind es nur 54 Km. Wir hatten aber dabei 19 Flüsse zu überqueren. Durch den großen Sankh-Fluß mußte das Auto von 50 Personen gezogen werden. Wir watenet hindurch.

Überall habe ich zunächst Grüße entgegen genommen und Grüße ausgerichtet und habe aber dann den Gemeinden immer ein besonderes Gotteswort gesagt. Darüberhinaus gab es Versammlungen für die besonderen Gemeindegruppen (Frauen, Jugend, Katechisten, Lehrer und Laien) und abends Bhajans singen. In Khutitoli ging es die ganze Nacht hindurch. Dort sangen sie nicht nur, sondern tanzten auch christliche Bhajans. Auf vielen Stationen hatten wir abends Gruppen-Gespräche. Ich habe viel gelernt. Überall fand ich Vertreter der jungen Generation, die ich ermutigte, sich zusammenzuschließen und dafür zu sorgen, daß ihre Vertreter in die Mahasabha und das Church Council gewählt werden. Außerdem gibt es auch unter unseren Christen Politiker, die in das Provinz Parlament von Bihar gewählt sind. Das Parlament hat 350 Mitglieder darunter 40 Adhivasis und unter diesen 8 Christen (davon 5 von uns). Aus diesen Zahlen ist zu erkennen, welche eine Minderheit zunächst die Adhivasis und dann erst recht die Christen gegenüber der Hindu-Mehrheit darstellen. Umso wichtiger ist es, wenn unsere christlichen Parlamentarier in der Mahasabha und dem Church Council zu Wort kommen. Das ist eine weitere Anregung, die ich geben kann. Das Wichtigste aber an dieser Reise war das Zusammenwirken der Brüder mit Präsident Joel Lakra, dem Sekretär und mir. Ich glaube, daß sich durch dieses Zusammensein auf der Reise, auf ganz natürliche Weise das Verhältnis der Brüder untereinander und zu Präsident Joel Lakra entspannt hat. So bin ich für den bisherigen Verlauf der Reise sehr dankbar.

Jetzt geht es nach Sambalpur, Assam und den Duars (am Himalaja). Dieser Trip dauert fast 3 Wochen. In 2 Stunden brechen wir auf.

Mit herzlichem Gruß und allen guten Wünschen

Gez. Hans Lokies.

LIEBE BRÜDER UND SCHWESTERN

Ranchi (Indien), im März 1954

LIEBE MITARBEITER UND HELFER

Eine große Freude hat uns Gott bereitet: Zwei Heimat- und alle Feldarbeiter der Goßner Mission sind in dieser Stunde hier in Indien versammelt. Wir sitzen in Ranchi, dem Zentrum der Goßner Kirche, beieinander um über unsere zukünftige Arbeit zu beraten. Missionsdirektor Pastor Lokies führt seit Beginn dieses Jahres in Indien einen Besuchsdienst durch. Und Pastor Symanowski, der Leiter unserer Zweigstelle

West in Mainz-Kastel ist im Auftrag des Weltkirchenrates auf der Reise nach Thailand, um in Bangkok ein ökumenisches Arbeitslager zu leiten, und kann auf der Hinreise während 3 Wochen die Goßner Kirche besuchen. So kam es zu diesem wunderbaren Zusammentreffen.

Wir grüßen Euch aus Indien und möchten Euch teilnehmen lassen an dem, was wir erleben.

DAS KERNGEBIET DER GOSSNERKIRCHE

Vor unseren Augen liegt das indische Missionsfeld ausgebreitet wie in dieser Jahreszeit ein indisches Reisfeld, ausgedörrt und durstig. Es wartet auf den großen Regen, den Gott allein schenken kann. Wir haben nur einen Auftrag, und der muß genügen. Aber unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf, ob wir denn selbst und im besonderen auch die selbständige Goßner Kirche hier die geistliche Kraft und Vollmacht besitzen, den Missionsauftrag zu erfüllen, der vor uns liegt. Wir können es der Heimatgemeinde aus eigener Erfahrung bezeugen, daß die Goßner Kirche in Indien wirklich Kirche ist. Sie hat Gottes Wort und Sakra-

ment. Sie hat das Gebet. Es gibt hier große Gemeinden, die in einer völlig christlichen Umgebung und Atmosphäre leben, wie z. B. Takarma, das sich selbst das Herz der Kirche nennt. Ranchi ist das Hirn der Kirche. Hier hat die Kirchenleitung ihren Sitz. Hier wird geplant, hier wird entschieden.

Und doch gibt es gerade im Kerngebiet der Kirche ganz alte Gemeinden, deren Glieder seit Jahrzehnten mit Heiden in einem Dorf zusammenleben, ohne daß diese auch nur auf den Gedanken kommen, sich zu bekehren. Das ist Missionsfeld im innersten Raum der Kirche.

DIE CHRISTEN IN INDIEN IM GLASKASTEN

Zum Kerngebiet der Kirche kommen die beiden Auswanderungsgebiete in den Duars (südlich des Himalaja) und in Assam (in der Nordostecke Indiens). Dorthin wandern jährlich Tausende von Christen und Nichtchristen aus, um in den Teeplantagen zu arbeiten. Unsere Christen haben sich dort zu Gemeinden zusammengeschlossen, die gegenwärtig eine Seelenzahl von rund 20 000 erreicht haben. Es leben aber dort etwa 2 200 000 Adivasis (d. h. Ureinwohner Indiens, zu denen auch unsere Christen gehören); niemand kümmert sich um sie, auch unsere Christen nicht. Wir möchten ferner auf eine Anzahl von Gemeinden ganz besonderer Art aufmerksam machen: die neu

entstehenden Industrie-Gemeinden. Im Gebiet der Goßner Kirche befindet sich das indische Stahl- und Kohlezentrum: die rote Erde Indiens. Die Christengemeinden, die sich dort bilden, sind oft sehr klein, aber missionarisch von höchster Bedeutung. Unsere Christen sitzen an diesen Plätzen wie in einem Glaskasten. Von ihrem Tun und Treiben wird der Wert und Unwert des christlichen Glaubens abgelesen. Die Arbeiter, die dort zusammenströmen, kommen aus allen Gegenden Indiens. Sie kommen und gehen. Wir können nur wünschen, daß sie nicht gehen, ohne die Gabe des Evangeliums empfangen zu haben.

DER FUNKE IST ÜBERGESPRUNGEN

Endlich weisen wir auf unsere eigentlichen Missionsgebiete hin, z. B. Surguja, für dessen Missionierung die Goßner Kirche selbst die Verantwortung trägt. Sie hat dort eine statliche Schar von Missionaren und Evangelisten in ein offenes Kampffeld geworfen, mitten in die am dichtesten bevölkerten Dörfer hinein. In einigen Gebieten, z. B. in Singbhum und Majurbhanj, arbeitet die Kirche mit unserer Missionsgesellschaft zusammen. Hier ist der missionarische Vorstoß auf eine andere Weise vorgetragen worden, nämlich durch die Sammlung von einzelnen Christen, christlichen Familien und Dorfgemeinschaften, immer in der Hoffnung, daß von ihnen ein Funke in das breite Land überspringen möchte. Und der Funke ist übergesprungen. So liegt z. B. aus einem Dorf in Majurbhanj die Bitte um Taufunterricht vor: der erste Einbruch in ein Land von etwa 10 Millionen, in dem gegenwärtig kaum 200 Christen leben.

Liebe Brüder und Schwestern, wir können die Last der Verantwortung, die uns aus dieser missionarischen Situation entsteht, nicht allein tragen. Darum bitten

wir Euch um Eure herzliche Anteilnahme, Hilfe und Fürbitte. Betet mit uns: zunächst für uns selbst, daß Gott uns Missionare zu seinem Dienst recht zurüste; betet für die Goßner Kirche in Indien, um alle ihre Glieder, Pastoren und Laien, daß Gott ihnen eine neue Missionsfreudigkeit schenke, und betet auch für Euch und alle, die in Deutschland den Namen Jesu Christi liebhaben, daß auch in unserer Heimatkirche ein neuer Missionswille erwachse, zur Fürbitte, Mitarbeit und zu jedem Opfer bereit.

Wir grüßen Euch mit dem Gruß, der uns hier von allen Seiten entgegenklingt: „Jishu Sahay — Christus ist der Retter“.

Pastor Lokies, Berlin-Friedenau, z. Zt. Ranchi
Pastor Symanowski, Mainz-Kastel, z. Zt. Ranchi
Missionar Borutta, Chaibasa
Missionar Klimkeit, Ranchi
Missionar Lic. Schultz, Ranchi
Missionsschwester Anny Diller, Govindpur
Missionsschwester Hedwig Schmidt, Govindpur
Missionsschwester Ilse Martin, Ranchi

Unsere Anschriften:

Goßnersche Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystraße 19/20, Postscheckkonto 520 50 Berlin-West,
Goßner Mission, Mainz-Kastel, Eleonorenstraße 64, Postscheckkonto 1083 05 Hannover.



GOSSNERSCHE MISSION

Berlin-Friedenau
und
Mainz-Kastel

Komm
herüber
und
hilf
uns.

Dieser junge Inder ist dem Mann aus Mazedonien vergleichbar, der dem Apostel Paulus im Traum erschien und ihn bat: „Komm herüber und hilf uns“. Die Gossner-Mission braucht unsere Hilfe.

Ranchi, den 17.2.54

Hiermit möchte ich Ihnen einen Zwischenbericht über meine Reise geben. Sie begann, wo einmal die evangelische Mission in Indien überhaupt begann: in Trankebar. Ich traf gerade zum Neujahrs-Gottesdienst der Gemeinde dort ein und hielt im Anschluß daran eine Ansprache. Die Gemeinde ist erstaunlich klein. Der Grund dafür ist einfach darin zu sehen, daß Trankebar eine sterbende Stadt ist. Sie lebt davon, daß sowohl die Tamulenkirche wie auch die römisch-katholische Mission dort ein Schulzentrum besitzen. In den Ferien ist die Stadt und auch die Kirche wie ausgestorben. Sowohl die Tamulenkirche wie auch die Regierung haben Wiederbelebungsversuche unternommen, die ein wenig romantisch anmuten, aber verständlich sind; denn Trankebar ist gesättigt von Geschichte. Ich bin dankbar dafür, daß meine Reise dort begann.

Am Sonntag nach Neujahr hatte ich in Madras die Predigt zu halten. Bischof Sandegren selbst übernahm die Übersetzung ins Tamulische. Dann fuhren Bischof Sandegren, sein Bruder und ich zusammen zu der Triannual Conference der FELC nach Rajahmundry. Wir hatten auf der Fahrt eine gute Gelegenheit, über alle für die indische Missionsarbeit wichtigen Fragen zu sprechen. Auch die Probleme der Evang.-Luth. Goßnerkirche von Chota Nagpur und Assam wurden bis in die Finanz- und Personal-Fragen hinein diskutiert. Es stellte sich dabei heraus, daß unsere Meinungen weitgehend übereinstimmen.

An der Konferenz in Rajahmundry, die vom 4. - 7.1. stattfand, war ich aktiv nur durch einen Vortrag über die kirchliche Lage in Ostdeutschland beteiligt, den ich gleich am ersten Abend hielt. Ich war aber sehr dankbar für die Gelegenheit, recht viel über die gegenwärtige Lage der Mission in Indien zu sehen und zu hören. Die für mich wichtigsten Punkte der Tagesordnung waren folgende:

1. Das Calcutta - Werk, das von der Federation finanziert und von der Goßnerkirche durchgeführt wird.
Es handelt sich um die Sammlung der in Calcutta lebenden Lutheraner zu einer Gemeinde.
2. Das Surguja - Committee, das die Missionierung des ehemaligen Fürstenstaates Surguja durch rund 100 Uraun-Pastoren und -Katechisten der Goßner-Kirche finanziert. Soweit ich sehen kann, vollzieht sich jetzt die dortige Arbeit reibungslos. Nur die Frage, ob die dort gewonnenen Christen der Goßner-Kirche angeschlossen werden oder eine eigene Kirche bilden sollen, ist noch ungeklärt.
3. Die Frage einer lutherischen Kircheneinheit in Indien und eines Kirchenbundes mit allen in Indien arbeitenden protestantischen Denominationen. Der zu dieser Frage gefaßte Beschluß lautet wörtlich: "We keep in mind the final goal and believe that every step leading us nearer to it should be carefully considered, whether it be a Federation of all Protestant Churches in India or otherwise." - Ich hatte aber den Eindruck, daß schon der erste Schritt, die Bildung einer geeinten lutherischen Kirche in Indien, mit der auch die Frage einer bischöflichen Verfassung zusammenhängt, auf Schwierigkeiten stößt. So beklagte sich Bischof Sandegren darüber, daß ihm in dieser Frage gerade seine Tamulen wenig Verständnis entgegenbrächten. Die Santal-Kirche vertritt - ähnlich wie die Goßner-Kirche - die Auffassung, daß sich zuerst die Lutheraner in Nordindien, ebenso wie die in Südindien zu Kirchen zusammenschließen sollten. Das wäre der organische Weg im Gegensatz zum mechanischen, der ohne Rücksicht auf die Sprachgrenzen durchgeführt würde.

Die Goßner-Kirche hatte 4 Delegierte entsandt. Es fiel auf, daß sich unter ihnen im Gegensatz zu allen anderen Kirchen kein Missionar befand. Bischof Sandegren machte den Vorschlag, die Goßner-Kirche darum zu bitten, daß in Zukunft auch einer unserer Missionare zu den Konferenzen der Federation entsandt werden solle. Die Zahl der indischen Delegierten brauche nicht verkürzt zu werden. Es sei technisch möglich, einem weiteren Delegierten Sitz und Stimme zu geben. Die Reisekosten solle die Goßnersche Missionsgesellschaft übernehmen. Ich werde dieser Anregung gern nachkommen und dem Church Council in Ranchi das Angebot Bischof Sandegrens unterbreiten. Auf Grund meiner eigenen Eindrücke halte ich die Teilnahme unserer Missionare an solchen Missionskonferenzen für geeignet, sie aus ihrer Isolierung herauszulösen, die weder für sie selbst, noch für die Goßner-Kirche fruchtbar sein kann.

Ich selbst nahm die Gelegenheit wahr, die Vertreter der verschiedenen lutherischen Kirchen in Indien persönlich kennenzulernen. Es scheint, daß zwischen der Tamulen- und der Telegu-Kirche eine ähnliche Rivalität besteht, wie die zwischen den Urauns und Mundas in unserer eigenen Goßner-Kirche. Es spielen da gewisse Minderwertigkeitskomplexe der einen Gruppe gegenüber der anderen eine Rolle. Das scheint mir auch der Grund dafür zu sein, daß es mit der Frage der Einigung aller lutherischen Kirchen in Indien nicht recht vorwärts geht. Eine Gruppe fürchtet dann, von der anderen überfahren zu werden. Das ist zwar keine Begründung aus dem Heiligen Geist, aber ein Faktum, mit dem man rechnen und auf irgendeine Weise fertig zu werden versuchen muß.

Mit der Santal- und Jaipur-Kirche wurden Besuche vereinbart.

Am 9. Januar besuchte ich einen Teil der Calcutta-Gemeinde, die zu einem erheblichen Teil aus der gehobenen Schicht der Adivasis (Urauns, Mundas, Oriyas und einzelnen südindischen Lutheranern) besteht. Ich war diesmal bei den christlichen Eisenbahnern zu Gast. Der Gastgeber war ein Diningcar-Manager. Das Essen machte einem indischen Diningcar alle Ehre. Unter den Gemeindegliedern war auch ein Ingenieur, der früher in den Tata-Werken gearbeitet hatte.

Hier stieß ich nun zum ersten Mal auf die neue Generation der Adivasi, der ich später in Chota-Nagpur immer wieder begegnen sollte (Clerks, Teachers, Politicians, Drivers, Railwaymen und andere), die die Träger des Fortschritts sind. Es wird sehr darauf ankommen, sie bei der Kirche festzuhalten und ihnen die Stellung einer mitbestimmenden Laiengruppe einzuräumen.

Am 10. Januar traf ich dann in Ranchi ein und wurde dort mit einer überwältigenden Herzlichkeit empfangen. Diese Empfänge wiederholten sich dann auf allen größeren Stationen. Zieht man davon alles Überschwengliche ab, das zur indischen Höflichkeit gehört, so bleibt doch noch ein wirklich ehrlicher Rest von Liebe und echter Anhänglichkeit an die alte Mission. In allen Ansprachen und vor allem auch in den von den Gemeinden gesungenen Bhajans (geistliche Lieder), spielen Goßner und Goßners Missionare eine große Rolle. Die Begegnung mit dem Missionar war das Ende der prähistorischen und der Anfang der historischen Periode dieses Volkes: der Missionar natürlich als der Bote Jesu Christi. Da ich nun mit den meisten alten Missionaren persönlich bekannt bin, konnte ich in allen Gemeinden Auskunft über sie geben: die beste Anknüpfung, die ich überhaupt finden konnte. Meine Auffassung, daß die Visitation der Goßner-Kirche nur durch jemand in fruchtbarer Weise durchgeführt werden könne, der mit der Geschichte und dem Leben der Goßner-Kirche aufs engste verbunden ist, wurde überall bestätigt.

Ich füge das Programm meiner Reise, das das Church Council aufgestellt hat, bei. Es ist ein überbürdetes Programm und läßt mir kaum Zeit zum Schreiben und Nachdenken. Jedes Mal stellt sich heraus, daß auch die Rasttage mit Besuchen belegt sind. Aus diesem Grunde hat das Church Council auf meine Bitten eine Verlängerung meines Aufenthalts um 14 Tage erbeten. Es muß am Ende meiner Reise noch etwas Zeit sein, um im Headquarier der Goßner-Kirche, also Ranchi, die Schlüsse aus meinen Beobachtungen zu ziehen und ein entsprechendes Gespräch mit den leitenden Männern der Kirche zu führen.

Das Programm ist so, wie es aufgestellt ist, abgewickelt worden. So habe ich zunächst das Uraun- und dann das Munda-Land gesehen. Im Anschluß daran machten Präsident J. Lakra und ich Besuche in Benagaria bei Missionar Gausdal in der Santal-Kirche. Hier wurde eine engere Zusammenarbeit zwischen beiden Kirchen vereinbart. Die Santal-Kirche versprach, 2 Santal-Katechisten für die Missionsarbeit der Goßner-Kirche unter den Ho's zu stellen. Sie ist bereit, Schülerinnen in unsere Tabita-Schule nach Govindpur zu schicken. Außerdem hat sie einen Dozenten für unser theol. College in Ranchi in Aussicht gestellt. Es sollen dann auch Santal-Studenten dort Aufnahme finden. Ein weiteres Zusammengehen beider Kirchen wurde für die Zukunft ins Auge gefaßt.

Im Serampur-College fand die jährliche Convocation statt, zu der Vertreter aller protestantischen Kirchen aus Indien erschienen waren. Ich selbst erhielt den Auftrag, im Sonntagsgottesdienst über den Stand der theologischen Forschung und das kirchliche Leben in Deutschland zu sprechen. Mit Bischof Sandegren, der auch in Serampur erschienen war, tauschte ich die bisher gemachten Erfahrungen aus. Wir beiden hatten den Eindruck, daß die Visitationsreise einen guten Verlauf nimmt.

Nach einem zweiten Besuch der Calcutta-Gemeinde, in der ich den Gottesdienst hielt, begann die Reise nach den Duars und nach Assam. Hier geht die Goßner-Kirche den aus dem Stammland Chota Nagpur in die Teegärten ausgewanderten Christen nach. Die Arbeit in Assam datiert von 1901, die in den Duars (Vorbergen des Himalaja, südlich Darjeeling) ist neuesten Datums. In Assam sind es die Mundas, in den Duars die Urauns, die zuerst als Plantagenarbeiter und dann als freie Siedler eine neue Heimat suchen und finden. Die christlichen Urauns in den Duars waren bisher von der reformierten schottischen Mission betreut worden. Sie fühlten sich aber vernachlässigt und baten ihre Heimatkirche um Anschluß. Nach mancherlei Hin und Her ist es nun zu einem agreement mit der schottischen Mission gekommen. Darnach wird jeder Christ, der einen ausdrücklichen Antrag stellt, ohne Weiteres aus dem Verband der schottischen Mission entlassen und der Duar-Synode angeschlossen, die der Goßner-Kirche affiliated ist. Die gleiche Behandlung erfahren auch alle Christen, die sich umgekehrt um die Mitgliedschaft bei der Mission der Kirche von Schottland bemühen.

Wir besuchten eine Teegarten- und eine Dorf-Gemeinde. In den Teegärten drängte sich ganz unwillkürlich der Eindruck auf, daß hier, im Norden Indiens, noch ein letzter Rest des alten Imperialismus bewußt festgehalten wird: "Was wollen Sie," sagte zu uns der britische Teegarten-Manager, der uns als seine Gäste aufgenommen hatte, "das Kapital ist in unseren Händen, die Teegärten und die Arbeiter; hier sind wir noch die Herren." - So freundlich er zu uns war, so wenig war er mit unserem Verhältnis zu den indischen Christen einverstanden und gab uns handgreifliche Beispiele für seine, unserem Verhalten entgegengesetzte Pädagogik. Er wollte vor aller Augen eindrucklich

machen, daß Kulis eben als Kulis zu behandeln seien: eine schwierige Situation für den indischen Pastor, der die christlichen Arbeiter in den Teegärten zu sammeln hat. Zugleich wird der Wunsch der Arbeiter verständlich, sobald wie möglich mit dem ersparten Geld ein Stück Regierungsland zu erwerben und sich dort als freie Bauern anzusiedeln. Das gilt für Christen und Nichtchristen! Der christliche Arbeiter empfindet die Teegärten als "Ägypten" und die neue Bauernsiedlung als "Kanaan". Wir haben diesen Übergang aus einer Welt in die andere deutlich bei dem sich unmittelbar anschließenden Besuch eines solchen christlichen Siedlerdorfes erlebt. Das Haus, in dem wir wohnten, war ganz neu errichtet - ohne einen Nagel oder ein künstliches Bindemittel: ein Meisterwerk jahrtausendealter Handfertigkeit. Die Gemeinde hatte auch schon ein Grundstück für die Kirche erworben und darauf eine, nur für den Augenblick unseres Besuches bestimmte, luftige bunte Kirche aus Bambus und Papier hingezaubert.

Die Liebe der Adivasis zum Boden ist eine Macht, die auch bei dem Aufbau der Kirche nicht übersehen werden darf. Das Gefühl für Freiheit wurde uns nach unseren Besuchen in den Teegärten nur zu verständlich. Den Proviant hatten wir uns freilich aus den Teegärten mitgebracht. Daß der Pastor und die Christen ihn als "Fleisch aus Ägypten" bezeichneten, zeigt zugleich den urwüchsigen Sinn für Humor, den die Adivasis haben.

Die Situation in den Teegärten Assams ist völlig anders. Die Arbeit ist dort schon über 50 Jahre alt. Das Verhältnis zwischen den Pastoren und den Teegarten-Managern ist überall denkbar gut. Die alteingesessenen Arbeiter haben sich längst zu Siedlungen zusammengeslossen und sind reich geworden. Wir besuchten ein Christendorf, in dem für 1 Ztr. Reis im Jahr 100 Ztr. geerntet werden. Hier war das biblische Maß der hundertfältigen Frucht wirklich erreicht. Ohne Zweifel aber hatte zugleich das geistliche Leben in Assam gelitten. In die Gemeinden ist Sicherheit und Sittlichkeit eingekehrt. Nur dadurch, daß Assam über wirklich vorzügliche Pastoren verfügt, ist größerer Schaden verhütet worden. Die Pastoren haben dafür gesorgt, daß überall Kirchen und Kapellen gebaut wurden. So sind seit dem Weggang der Missionare 3 große neue Kirchen und 5 - 6 neue Kapellen entstanden. Aber eins fehlt Assam, was Chota Nagpur hat, die kleine Schicht einer neuen Intelligenz. Darum legten der Präsident und der Sekretär der Kirche, die mich zusammen mit einem Missionsbruder auf allen Reisen begleiteten, gerade in Assam ganz besonderen Nachdruck auf die Gründung christlicher Schulen.

Der zweite Mangel, auf den überall hingewiesen werden mußte, war der Mangel an Missionssinn. Wir haben in den Duars 3000 Uraus-Christen, die sich zur Goßner-Kirche halten. 1000 Uraus-Christen gehören zur schottischen Mission; aber an nichtchristlichen Uraus zählt man rund 300.000. Unter ihnen treibt niemand Mission.

In Assam sind es 1.900.000 aus Chota Nagpur ausgewanderte nichtchristliche Uraus, um die sich unsere rund 20.000 Assam-Christen auch nicht kümmern.

Es steht außer Frage, daß hier die Goßner-Kirche versagt, wenn sie das Evangelium nur für sich empfängt, ohne es an andere weiterzugeben. Der Hinweis auf die Vorbildlichkeit der alten Missionare, die unermüdlich von Teegarten zu Teegarten gingen, um zunächst die Christen ausfindig zu machen, dann aber auch den Heiden das Evangelium zu predigen, drängte sich unwillkürlich auf. Er wurde nicht von mir, sondern von dem Präsidenten und Sekretär der Kirche ausgesprochen.

Ich fasse meine Beobachtungen, aus denen sich bestimmte Anregungen für das Church Council ergeben, zusammen:

1. Die Schulfrage

Als ich herkam, war ich geneigt, den forcierten Aufbau von Schulen und im besonderen Hochschulen als eine Äußerung des die Kirche bedrohenden Säkularismus aufzufassen. Ich tue es nicht mehr und glaube auch nicht, daß man diese Frage dogmatisieren darf. Man muß sie als ein lebensnotwendiges, sachliches Anliegen der Adivasis, und gerade auch der christlichen Adivasis, ansehen. Sie sind auch in der Adivasi-Provinz Bihar, also ihrer Heimat, den Hindus gegenüber eine Minderheit, was den politischen Einfluß und die wirtschaftliche und soziale Stellung betrifft. Ihrer Zahl nach müßten sie die Mehrheit bilden. Zur Bihar-Regierung gehört aber kein Adivasi. Das Bihar-Parlament zählt unter 350 Delegierten 40 Adivasis, darunter 10 Christen. Bihar ist ein reiches Land, dessen unermeßliche Bodenschätze nur zu einem sehr geringen Teil ausgenutzt worden. Das größte Stahlwerk Indiens befindet sich hier in Jamshedpur. Ein zweites wird geplant. Kohle wird in Ramgarh und im Kohlenzentrum Assansol über Tag abgebaut. In Lohardaga wird Bauxit gewonnen. Auch Gold und Silber findet sich; nur daß die Adivasi-Bauern es verheimlichen. Als eine Goldader gefunden wurde, baute man gleich einige Hütten darauf, um sie zu verbergen. Beim Brunnengraben stieß man auf einen großen Silberklumpen und vergrub ihn sofort, um ja nicht der Polizei und der Regierung zu verraten, daß es etwas derartiges im Lande gäbe. Das Motiv für solches Handeln ist die Angst des Adivasi-Bauern vor der Enteignung. Es ist aber klar, daß diese bauernschlau und doch kindischen Methoden, das Land in seiner Unberührtheit zu erhalten, auf die Dauer vor der zielbewußten, von der Regierung geleiteten Industrialisierung versagen müssen. Dann beginnt eine neue Hindu-Invasion in das Adivasi-Reich. Waren es früher die Zamindare, die die kleinen bäuerlichen Siedler unterdrückten, so werden es jetzt die Hindu-Unternehmer und Hindu-Angestellten sein - einfach deswegen, weil sie den Adivasis an Bildung überlegen sind. Kommen aber die Hindus wirklich über das Land als die Neu-Besitzenden und politisch Einflußreichen, dann gerät auch die christliche Kirche in eine Notlage, wenn sie keine den Hindus gewachsenen und geistig ausgerüsteten Führer hat. Aus diesem Grunde suchen auch unsere christlichen Adivasis für ihre Kinder eine höhere Schulbildung. Daß sich die Kirche dabei sowohl finanziell wie auch personell (es fehlen die geeigneten christlichen Lehrer) übernommen hat, sieht sie selber ein. Auch die Korrektur in dem empfindlichen finanziellen Fragen erfolgt automatisch. Aber das Anliegen selbst muß ich nach Lage der Dinge persönlich bejahen, und das umso mehr, als auch schon die Hindus zu einem Gegenstoß angesetzt haben. Es handelt sich da um die sogenannte "Adam jati sowa mandal" (Dienstgemeinschaft), die von Narain ji, Ranchi, geleitet wird, den ich persönlich besucht habe. Mr. Narain ist ein sehr kluger zielbewußter Hindu, der die Hinduisierung der Adivasis durch Gründung von Adivasi-Schulen eingeleitet hat: eine Art hinduistischer Gegenmission. Seltsamerweise nämlich werden die Schulen, die meist einen provisorischen Bau darstellen, nur an solchen Orten einge-

richtet, an denen sich auch schon christliche Schulen befinden. Mr. Narain verfügt über große Geldmittel und ermöglicht eine kostenlose Schulerziehung, so daß auch arme Christen ihre Kinder in seine Schulen schicken. Dem Gesetz gemäß sind auch seine Schulen religiös neutral; aber da die Lehrer meist Hindus sind, werden die Schüler unmerklich in den Bann des Hinduismus hineingezogen.

Die gesteigerte Schultätigkeit der Kirche wird auch von hier aus verständlich.

2. Die religiöse Unterweisung der Kinder

Bei meinen Besuchen in den Gemeinden fanden überall auch Besprechungen in den verschiedenen Gemeindegruppen statt (Katechisten, Ältesten, Lehrer, Frauen, Jugend).

Eine große Rolle spielte überall die Frage der christlichen Unterweisung der Kinder. Es handelt sich dabei nicht nur um die Kinder, die Schulen besuchen, sondern um die weit größere Anzahl der nicht eingeschulten Kinder. Zwar ist auf Grund der indischen Verfassung den christlichen Kirchen gestattet, christliche Schulen zu halten, aber soweit diese Schulen auf Regierungsmuschüsse angewiesen sind, sucht die örtliche Regierung auch diese Schulen religiös zu neutralisieren. Es wird den Lehrern auch technisch immer schwieriger gemacht, den Religionsunterricht in der Schule und während der Schulzeit zu geben. Auch hier spürt man seit den letzten Wahlen den stärkeren Einfluß der orthodoxen Hindus. In die Textbücher schleicht sich der Hinduismus in Form des Mythos ein. Gespräche mit Lehrern führten zu dem Ergebnis, daß die Kirche ein kirchliches Unterrichtswerk "An der Schule entlang" ("along the schools") einrichten müsse und dazu die aktiven christlichen Lehrer, aber auch besondere kirchliche Lehrkräfte, schulen müsse. Hier sei auch Raum für eine Betätigung der Laien. Die beiden indischen Studenten Surin und Bage sollen nach ihrer Rückkehr aus Deutschland mit dieser Aufgabe beauftragt werden; aber schon jetzt sollte auf ein regelmäßiges Abhalten der Kindergottesdienste und die Einrichtung von Sonntagschulen, wo sie noch nicht bestehen, der stärkste Nachdruck gelegt werden.

3. Sammlung der Laien

Der neue Sekretär der Kirche, Horo, gehört zu der jungen Adivasi-Intelligenz, von der schon die Rede war. Zu dieser Gruppe rechnet auch eine Laienbewegung, die von Mr. Kandulna in Jamshedpur geführt wird. Auch außerhalb der Provinz Bihar gibt es eine kleine gebildete Adivasi-Schicht, die zu unserer Kirche gehört. Sie muß gesammelt und zur kirchlichen Mitarbeit herangezogen werden. Es darf nicht das eintreten, was in den alten Kirchen meist der Fall ist, daß sich die Gebildeten von der Kirche distanzieren. Die Willigkeit zur aktiven Mitarbeit in der Kirche ist gerade bei den jungen Vertretern dieser Schicht offenkundig. Diese Stunde darf nicht verpaßt werden, auch wenn die junge Generation in vielen Fragen opponiert. Das Church Council muß willig gemacht werden, auch auf diese Stimmen zu hören.

4. Das kirchliche Eigentum

Durch meine Besuche habe ich nur einen ungefähren Begriff von der Größe des kirchlichen Eigentums bekommen, das die alten Missionare der Jungen Kirche übereignet haben. Darnach scheint mir die Kirche so reich an Landbesitz zu sein, daß sie ihre finanziellen Nöte leicht beheben könnte, wenn sie das Kirchenland recht auszunützen verstünde. Aus Mangel an Sachkenntnis maße ich mir hier keine Kritik an, habe aber einen bestimmten Vorschlag zu machen. Bischof Sandegren berichtete mir, daß die Tamulenkirche einen schon früher in der Leipziger Mission tätigen landwirtschaftlichen Sachverständigen aus Deutschland zurückerwarte. Er ist bereit, ihn für 2 - 3 Monate der Goßner-Kirche auszuleihen, um ein Gutachten zu dieser Frage zu erarbeiten. Präsident J. Lakra, mit dem ich darüber sprach, willigte gern in diesen Vorschlag ein.

5. Die Isolierung der Missionare in der Kirche, die zweifellos besteht, muß irgendwie aufgehoben werden, wenn ihr Dienst wirklich fruchtbar sein soll. Ein Anfang dazu wurde durch meine Reise gemacht, auf der mich die Missionars-Brüder abwechselnd begleiteten. Es zeigte sich, daß sie vielen Gemeinden völlig unbekannt waren. Nachdem auch sie zu den Gemeinden gesprochen hatten, wurden sie zur Wiederkehr eingeladen. Aus dieser Beobachtung heraus möchte ich dem Church Council den Vorschlag machen, die Missionare zu dem Besuchsdienst der Gemeinden ständig heranzuziehen. Eine solche praktische Zusammenarbeit unserer Missionare mit den führenden Persönlichkeiten der Kirche scheint mir auch der beste Weg zu sein, sich gegenseitig kennenzulernen und Spannungen auszuschießen.

6. Über die Missionsarbeit der Kirche kann ich erst berichten, wenn ich die Gebiete in Surguja, Singbhum und Bamra besucht habe.

Für Assam scheint mir über den allgemeinen Missionsappell hinaus die konkrete Weisung notwendig und durchführbar zu sein, daß die 4 - 5 reichsten Assam-Gemeinden das Gehalt für je einen Katechisten zahlen, der hauptamtlich Missionsarbeit in den Teegärten treiben soll.

7. Endlich möchte ich nur kurz andeuten, daß die Frage der neuen Constitution unserer Kirche bei den Pastoren und vor allem in der Laiengruppe eifrig diskutiert wird. Es geschah aus guten Gründen, daß der Urheber dieser Constitution, Dr. Struck, eine Dezentralisierung der Vollmachten von der zentralen Leitung der Kirche auf 15 Synoden vorschlug. Nun ist aber vielleicht des Guten zuviel geschehen. Statt eines Präsidenten gibt es jetzt 16! Mir selbst macht die Bestimmung, daß der Präsident und der Sekretär der Kirche alle 4 Jahre wiederzuwählen sind (ganz nach dem politischen Vorbild der amerikanischen Verfassung), viel zu schaffen. Diese Ordnung trägt viel dazu bei, bei jeder Wahl die Kirche in Parteien zu spalten und Rivalitäten hervorzurufen. Was können ein Präsident und ein Sekretär der Kirche schon in 4 Jahren Bleibendes schaffen? Soweit ich gehört habe, erheben sich Stimmen für eine Änderung der Constitution. Man hat mich gebeten, deutsche Kirchenordnungen zum Vergleich zur Verfügung

zu stellen. Mir scheint bei der Behandlung dieser Frage größte Behutsamkeit am Platz zu sein. Sie kann nur von der Kirche selbst und ihren leitenden Organen entschieden werden.

Zum Schluß möchte ich nur noch auf einen, unsere Christen beunruhigenden Vorgang hinweisen, der sich sowohl in Chota Nagpur, wie auch in Assam abspielt. Amerikanische Missionen verkaufen ihr Missions-Eigentum entweder an die Regierung oder, wie z.B. die Mission der Disciples in Chota Nagpur (Lohardaga), sogar an die Römisch-Katholische Mission. Ich weiß nicht die Gründe, die die amerikanischen Missionen dazu veranlassen. Sie mögen durchaus berechtigt sein; aber die indischen Christen haben für ein solches Verfahren kein Verständnis, sondern fühlen sich dadurch irgendwie im Stich gelassen.

gez. Hans Lokies

Fortsetzung des Visitationsberichtes (Zwischenbericht
vom 17.2.1954.)

Die Reise durch die Gemeinden wurde pausenlos, mit einer nur 2-tägigen Pause in Ranchi durchgeführt. Die letzte Reise, die 3 Wochen dauerte, führte durch die Missionsgebiete. Den Abschluss brachte die vergangene Woche mit gesamtkirchlichen Tagungen am Sitz der Kirchenleitung, Ranchi. Auf allen Reisen war ich von Präsident Joel LAKRA, dem jeweiligen Präsidenten der Synode und 1-2 Missionarsbrüdern begleitet. Diese Zusammenarbeit hat sich für das Verhältnis von Kirche und Mission überaus günstig ausgewirkt. Der Besuch in den Gemeinden trug evangelistischen Charakter. Im besonderen wurde überall der Ruf zu eigener Missionsinitiative an die Gemeinden weitergegeben.

Im folgenden berichte ich über den Besuch :

1. im Industriegebiet,
2. auf den Missionsfeldern der Kirche und des Joint Missions-Boards und
3. über die abschliessenden zentralen Veranstaltungen im Headquarter der Kirche, Ranchi.

1. das Industriegebiet:

Es handelt sich dabei um die Gemeinden in den TATA-Werken in Jamshedpur und in den verschiedenen Eisenerzminen des Distrikts Singbhum (Provinz Bihar) und der Provinz Orissa. Kennzeichnend für alle diese Gemeinden ist das aktive Laienelement, das meist die Leitung der Gemeinden in den Händen hat, während der von der Kirchenleitung beauftragte Geistliche (Pfarrer oder Katechist) in den Hintergrund tritt. Hier und da ist sogar eine leichte Spannung zwischen Laien- und Pfarrerschaft spürbar; aber die Energie und im besonderen auch der Missionswille der Laien verdient Anerkennung. Fast an allen Stellen, die wir besuchten, war Land für Kirchen- und Schulbau angekauft. Man plante den Bau einer Kirche, weil die vorhandene Kapelle zu klein geworden war. Die Bergwerksgesellschaften, auch nichtchristliche, zeigen für diese Pläne großes Entgegenkommen und stellen Land und Baumaterial zur Verfügung, weil sie die Bildung einer Gemeinde als das einzig wirk-same Mittel erkannt haben, bei der sonst fluktuierenden Arbeiter-schaft wenigstens die Christen am Arbeitsplatze festzuhalten.

In diesen kleinen Industriegemeinden ist eine Steigerung des Lebens- und Bildungsstandards festzustellen. Hier findet der Adhivasi (Ureinwohner) eine Aufstiegsmöglichkeit, die er begierig ergreift. So hat sich dort eine dünne Schicht Adhivasi-Intelligenz gebildet, zu der der Driver, Clerk, Engineer, Manager Assistant und in ganz seltenen Fällen auch ein Manager gehört (z.B. in den TATA-Werken in Jamshedpur.) Aber auch das Leben des gewöhnlichen Industriearbeiters verändert sich zusehends. Er wächst aus der Bindung an die Dorfgemeinschaft heraus und sucht nach neuen Formen des Gemeinschaftslebens, z.B. im Klub. Er muss nach der Stechuhr arbeiten und lernt, was Zeit und Pünktlichkeit bedeuten. Er hat in den von den Bergwerksgesellschaften geschaffenen Wohnstätten vielfach elektrisches Licht und fließendes Wasser. Das sind zwar Einflüsse, die von außen kommen, aber dennoch seine Lebens- und Denkweise merklich verändern. Stellenweise kommen sich unsere christlichen Arbeiter, die diesen Einflüssen ausgesetzt sind, schon ein wenig fremd in ihrer im ganzen bäuerlich eingestellten

Kirche vor - so wie der europäische Arbeiter sich in der verbürgerlichten Kirche als Fremdkörper empfindet. Sie wünschen sich einen Pfarrer, der an ihrem Wandlungsprozeß teilhat und ihre Situation versteht. Diese Distanzierung der Industrie-Gemeinde von der Bauern-Gemeinde ist erst keimhaft da; sie darf aber von der Kirchenleitung nicht übersehen werden, Principiis obsta !

Das bisher übersehene Stammland der Adhivasis in den Provinzen BIHAR und ORISSA steht gegenwärtig im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Es ist kein Geheimnis mehr, daß es die für Indien wichtigsten Erdschätze, Kohle und hochprozentiges Eisenerz, birgt. BIHAR und ORISSA werden zum Industriezentrum Indiens. Eine große Unruhe hat die christliche und auch nichtchristliche Adhivasi-Bevölkerung ergriffen. Fremde kommen ins Land und bereichern sich - so wird das von ihnen allgemein empfunden - an ihrem Eigentum. In der Jugend ist ein neuer Lerneifer festzustellen. Auch die Heiden wachen auf und erkennen, daß die Christen ihnen weit voraus sind. Die ältere Generation fühlt sich zu alt und hat resigniert; aber ihre Kinder will sie in Schulen, auch in christliche Schulen, schicken.

Das große Projekt ROURKELA, das durch eine Gemeinschaftsarbeit zwischen der indischen Regierung und der deutschen Firma KRUPP & DEMAG verwirklicht werden soll, ist in aller Munde. Alle Religionsgemeinschaften, auch die Goßnerkirche, haben in dem Rourkela - Gelände Land für den Bau von Tempeln, Moscheen und Kirchen beantragt. Es wäre wünschenswert, daß die deutsche evangelische Kirche für die zu erwartenden deutschen Ingenieure, Techniker und Facharbeiter, die mit ihren Familien nach Indien herauskommen, eine Auslandsgemeinde unter einem Auslandspastor bildete. Er könnte die Deutschen auch in Jamshedpur betreuen und müßte die Verbindung mit der Goßnerkirche aufnehmen.

Es verlautet, daß die Firma Krupp & Demag 300 befähigte indische Studenten sucht, die sie in Deutschland ausbilden möchte. Von der katholischen Mission sollen schon geeignete Bewerber vorgeschlagen sein. Es würde auf unsere lutherischen Christen einen niederschmetternden Eindruck machen, wenn nur Hindus oder katholische Adhivasis und nicht auch ihre Söhne, soweit sie die Voraussetzungen erfüllen, dabei berücksichtigt würden.

2. Die Missionsgebiete.

Bei dem Besuch der Missionsfelder in ORISSA, SURGUJA und UDAIPUR zeichneten sich 3 verschiedene Methoden der Missionsarbeit ab. In SURGUJA wird die Arbeit mit einem gewissen Elan in breiter Front vorgetragen. Die Geldmittel stellt der lutherische Weltbund durch das sogenannte Surguja-Committee zur Verfügung. Die Missionare (Pastoren und Katechisten) werden von der Goßnerkirche entsandt. Pastor KRUPADANAM von der Telegu-Kirche leitet die Arbeit von AMBIKAPUR aus, ein überaus umsichtiger und aktiver Mann. Die organisatorischen und finanziellen Fragen liegen bei ihm in den besten Händen. Über seine geistlichen Gaben zu urteilen, hatte ich keine Gelegenheit. Mit ihm arbeitet Präsident Joel LAKRA zusammen, der an Surguja ein starkes persönliches Interesse hat. Die Adhivasis in Surguja sind URAUN. Auch die Nichtchristen unter ihnen sehen Joel Lakra als einen der Führer ihres Stammes an und sind bereit, seinem Ruf zu folgen. Bisher sind insgesamt 1800 Uraus getauft worden. 15 Dörfer haben um Taufunterricht gebeten. Zunächst machte die kleine Christengemeinde in AMBIKAPUR selbst einen zweifelhaften Eindruck auf mich. Äusserlich sahen diese

Getauften ganz wie die Heiden aus. Man hatte ihnen weder die Amulette abgenommen noch den Zopf geschnitten. - und das mit der ausdrücklichen Begründung, man wolle die Hindus in AMBIKAPUR nicht reizen. Ich besuchte darauf 3 weitere Gemeinden auf dem flachen Lande. Die erste stand gewissermassen in der Mauser zwischen Christentum und Heidentum; aber schon die beiden anderen Gemeinden, die auch noch verhältnismässig jung sind, aber von ausgezeichneten Pastoren geleitet werden, zeigten eine erstaunliche Frühreife. Bei der einen Gemeinde spürte ich geradezu so etwas wie den Wind einer Missionsbewegung und schied von Surguja mit der Überzeugung, daß hier wirklich gute Arbeit geleistet wird.

Die zweite Arbeitsweise, die ich beobachten durfte, nennt Präsident Joel Lakra selbst "die Missionsmethode der autonomen Kirche." Es geht dabei darum, daß Arbeit von einzelnen Gemeinden und Synoden aus eigener Missionsinitiative heraus geleistet wird. So hat sich z.B. die Gemeinde SARHAPANI in JASPUR zur Aufgabe gemacht, mit eigenen Kräften und aus eigenen Mitteln das benachbarte UDAIPUR zu missionieren. Die Missionare müssen dabei - anders als in Surguja, wo Pastoren und Katechisten gut besoldet werden - persönliche Opfer bringen. Bei Geldknappheit kommt es vor, daß man zugunsten der Missionarbeit die Gelder aller kirchlichen Arbeiter kürzt. In dieser Weise wird außer von SARHAPANI auch von BURJU aus gearbeitet. Ich kann diesen Weg nur begrüßen, obwohl ich der Meinung bin, daß die Missionsarbeit eine gesamtkirchliche Aufgabe ist und die Kirchenleitung nicht auf das schwächste Glied (das ist Sarhapani) die schwersten Lasten legen sollte. Ein gewisses Unbehagen bereitet mir auch die Spannung, die zwischen der evangelischen RAIPUR-Mission, die auch in Udaipur arbeitet, und der Goßner-Kirche besteht. Die Vorwürfe, die Präsident Joel Lakra gegen die Raipurmission erhebt, nachzuprüfen, war mir nicht möglich.

Das dritte Missionsfeld ist das des Joint-Mission-Boards in ORISSA. Hier arbeitet Missionar BORUTTA mit 10 Katechisten in der Weise, daß er an einzelne Christen, christliche Familien und ganz vereinzelte, kleine christliche Gemeinden anknüpft. Er stärkt sie durch einen treuen Besuchsdienst und sucht das Netz auszuweiten: eine ganz schmale Spur, auf der sich hier die Missionsarbeit bewegt und schließlich bei einem Christendorf endet, das völlig isoliert mitten im Dschungel liegt. Das Gebiet, zu dem es gehört (Simlipahar) ist auf der Karte als unbevölkert bezeichnet.

Man hat das Gefühl, daß der ganze Aufwand an Kraft und Mitteln an dieser Stelle versickern müßte - wenn nicht ein Wunder geschieht. Das Wunder ist geschehen: denn von diesem Dorf ist das Evangelium wie ein Funke über die Waldberge hinweg in die dichtbevölkerte Ebene MAYURBHANJ übergesprungen. Aus 3 Dörfern kam die Bitte um Taufunterricht.

Überall hier handelt es sich um Adhivasis, die zu den MUNDAS gehören. Dazu kommen Ho's, die mit den Mundas verwandt sind.

Unsere neugegründete Missionsstation in AMGAO am Brahmanifluß ist ein zweiter, weit vorgeschobener Außenposten. Ein Bungalow für eine Missionsschwester und einen Missionsarzt sowie 3 Räume des Hospitals werden in 2 Monaten bezugsfertig sein. Aber zwischen Amgao und dem alten Kirchengebiet klafft eine ungeheure Lücke. Dazwischen liegen die ehemaligen Fürstenstaaten KEONJHAR, FALLAHARA und BAMRA, in denen überhaupt noch keine Missionsarbeit geleistet worden ist (mit Ausnahme von Bamra). Stichproben zeigen aber, daß unter den dort wohnenden Adhivasis Willigkeit

vorhanden ist, das Evangelium zu hören. Sie sind vielfach hinduisiert; aber dieser Zustand scheint hier - anders als anderswo - keine Hemmung für die Missionsarbeit zu bedeuten.

Es war für uns eine große Freude, daß Pastor SYMANOWSKI, der vom Weltrat der Kirchen als Leiter eines Arbeitslagers nach Thailand entsandt worden ist, seine Fahrt unterbrechen und gemeinsam mit uns wenigstens dieses Missionsfeld kennenlernen durfte.

Aufs Ganze gesehen stehe ich unter dem Eindruck, daß die Goßnerkirche in der Tat vor überwältigenden Missionsaufgaben steht - innerhalb und außerhalb des alten Kirchengebietes. Sie weiß sich als Adhivasikirche zu den Adhivasis gerufen, wo immer sie mit ihnen durch ihre Arbeit in Berührung kommt. Man denke allein an die 2 Millionen Adhivasis in den DUARS und in ASSAM. Diese Missionsaufgabe der Goßnerkirche ist wie ein viel zu großes Kleid, daß sie sich angezogen hat. Es wird sie viel Not, Arbeit und Opfer kosten, bis sie in dieses Kleid hineingewachsen ist.

Auf der Reise nach AMGAO begleitete uns auch ein Vertreter der WORLD PRAYER LEAGUE, Mr. HJELMERWICK, der zufällig unsere Bekanntschaft gemacht hatte. Er war durch das, was er sah, tief beeindruckt und äußerte den Wunsch, mit der Goßnerkirche zusammenarbeiten zu dürfen. Der Sitz seiner Arbeitsgruppe in Nordindien ist DARJEELING. So liegt es nahe, sie zu einer Mitarbeit in den Luth. Gemeinden aufzufordern, die sich in den Teeplantagen DUARS gesammelt haben. Die Einladung dazu kann nur von der Goßnerkirche ausgehen. Ob eine Zusammenarbeit auch in dem Missionsgebiet des Joint-Mission-Boards in Frage kommt, hängt ganz von den Informationen ab, die wir durch Dr. Schiotz über die "lutherische World Prayer League" zu erhalten hoffen.

3. Der Abschluß der Visitation in Ranchi.

Die zentralen Veranstaltungen in Ranchi begannen mit einer Sitzung des Church-Councils, in der ich über die Visitationsreise und ihr Ergebnis berichtete.

Als die gegenwärtig wichtigste Aufgabe der Kirche, vor allem auch im Blick auf ihre Missionsaufgaben, bezeichnete ich die gründliche Ausbildung von Katechisten. Sie soll durch Missionar Borutta in Chaibassa in Angriff genommen werden. Weitere Punkte, zu denen ich Stellung nahm und Anregungen aussprach, sind folgende:

- Ein klares Arbeitsziel für die in Deutschland weilenden Studenten BAGE und SURIN,
- besondere Betreuung der Industriegemeinden,
- Förderung der Laienarbeit in der Kirche,
- ein Statement über die Möglichkeit, das Churchproperty noch besser auszunützen,
- Berufung eines indischen Pastors durch die Goßnersche Mission als Homeworke in Deutschland,
- Einladung von 2 jungen Mädchen nach Deutschland zur Ausbildung für die Gemeinde- und Jugendarbeit.
- Herauslösung der Missionare aus ihrer Isolierung in der Kirche und größere Bewegungsfreiheit für sie im besonderen zum evangelischen Dienst in den Gemeinden.

Nach dem Church-Council tagte die Vollversammlung der Pastoren (Ministerium), von denen 104 erschienen waren.

Punkt der Tagesordnung: " Der Pastor und die Politik."

Nach einer lebhaften Diskussion einigte man sich auf folgende Grundsätze:

Der Pastor darf nicht Mitglied einer Partei sein.
Die Kirche bleibt in enger Fühlung mit den christlichen Politikern und hält sie in der Kirche fest.

Darüberhinaus hat die Kirche selbst eine Verantwortung für das öffentliche Leben. Sie setzt sich für Wahrheit und Gerechtigkeit ein; aber das einzige Mittel, das ihr dafür in die Hand gegeben ist, ist das Wort. Von dem recht gepredigten Wort Gottes gehen Wirkungen auch auf das politische Leben aus.

Die außerordentliche Generalsynode (Mahasabha) war überraschend zahlreich besucht (160 Anwesende). Ihre Sitzungen nahmen 2 Tage in Anspruch. Nach dem Urteil der Missionare, die an den Tagungen der Mahasabha in früheren Jahren teilgenommen hatten, war der Geist und die Haltung dieser Versammlung überraschend gut.

Hauptpunkt der Tagesordnung: "Neuordnung des Verhältnisses zwischen Kirche und Mission." Das Ergebnis der langen, in einem sehr brüderlichen Geiste durchgeführten Aussprachen gebe ich am besten durch die Beifügung einer Anlage wieder, die die neuformulierten "Terms" für die Missionare und einen Befund der Generalsynode über meine Visitationsreise enthält.

Am letzten Tage musste noch einmal das Ministerium zusammentreten, um eine Lehrfrage zu behandeln. Bei der Prüfung der Kandidaten durch das Church-Council am Vorabend der Mahasabha hatte sich herausgestellt, daß die Prüflinge in der Frage der Sterblichkeit oder Unsterblichkeit der Seele eine von der in der Kirche gültigen Lehre abweichende Auffassung vertraten. Ihr Examen wurde für bestanden erklärt, jedoch wurde davon abgesehen, sie in den kirchlichen Dienst zu übernehmen, solange, bis sie in einem Sonderkursus in den strittigen Fragen umgelernt hätten.

Pastor Lic.SCHULTZ, der die Kandidaten unterrichtet hatte, nahm alle Verantwortung für die von den Kandidaten vertretene Lehrauffassung auf sich. Andererseits fühlte sich der Präsident der Kirche, Pastor Joel Lakra verpflichtet, über die Lehrüberlieferung der Kirche zu wachen und eine Irrlehre, wie sie nach seiner Meinung von Pastor Lic.Schultz vertreten werde (Sterblichkeit auch der Seele), abzuwehren. Einen vollen Tag beschäftigte sich das Ministerium mit der Frage, ob die Seele sterblich oder unsterblich sei. Es gelang, eine sofortige, rein autoritative Entscheidung in dieser Frage zu verhindern und die Diskussion auf ein ruhigeres Gleis zu schieben. Das Ministerium faßte den Beschluß, daß das Church-Council und das Collegium des theologischen Colleges damit beauftragt werden sollten, das Gespräch über dieses theologische Problem fortzusetzen und zugleich einen Pastorenkursus für den Monat September vorzubereiten, in dem eine Entscheidung über diese Frage gründlich aus der Schrift erarbeitet werden soll.

gez. L o k i e s

Ranchi, 31.März 1954

Trankebar

Von der Zitadelle der einst dänischen Kolonie Trankebar blicke ich über den Strand und sehe, wie sich die hochwüchsigen Kokospalmen mit ihren langen, eleganten Wedeln in der Meeresbrise wiegen. Südindien ist Palmenland. - Der Zug hat mich in einer Fahrt von 2 Tagen und 2 Nächten von Bombay quer durch den ganzen Erdteil Indien an die Westküste Südindiens gebracht. Ich fuhr an Dörfern und an endlos sich aneinanderreihenden Reisfeldern vorbei. Indien ist auch heute noch der Kontinent der Dörfer. In allen Schattierungen von Staubgrau, Erdbraun und Sandgelb starrten die verdorrten Felder zu dem wolkenlosen Himmel auf. Sie warten heute noch auf Regen.

Das Landschaftsbild Südindiens wird von der Palme geprägt: der stämmigen Palmyra-Palme mit dem gezackten Blätterkranz, die die Reisfelder einfaßt und die Dorfgrenzen markiert, und der schlanken Kokospalme, ohne die die Silhouette eines südindischen Dorfes nicht zu denken ist.

Nun bin ich also in Trankebar, der einstigen "Königin der Koromandelküste", angelangt. Hier begann einmal vor nun fast 250 Jahren die Arbeit der evangelischen Mission. Ich freue mich, daß ich ihren Spuren so ganz von Anfang an nachgehen darf. Hier also, im Angesicht dieser Zitadelle gingen die beiden deutschen Theologen Bartholomäus Ziegenbalg und Heinrich Plütschau an Land. Es war der 9. Juli 1706. Sie kamen im Auftrag des dänischen Königs, aber ohne Wissen der dänischen Handelsgesellschaft, die sich hier in Trankebar niedergelassen hatte und Alleinherrscherin war. Nur das königliche Handschreiben, das die beiden jungen Missionare vorzeigen konnten, bewahrte sie davor, wieder ausgewiesen zu werden. Man kann sich schwer einen Begriff von den Verhältnissen jener Zeit machen. Ein Brief von Trankebar bis nach Dänemark brauchte ein Jahr, um den Empfänger zu erreichen, Dänemark brauchte und ein weiteres Jahr, bis eine Antwort eintreffen konnte. Während dieser ganzen Zeit stand eine solche europäische Niederlassung im Fernen Osten gewissermaßen außerhalb des Gesetzes. Sie war sich selbst Gesetz, und wehe dem, der sich nicht darin fügte. Wenn man durch die Räume und Kasematten der Zitadelle schreitet, spürt man einen Hauch dieses Frühimperialismus, eines Herrtums, das sich nur mit der größten Rücksichtslosigkeit gegen die feindliche Umwelt durchsetzen konnte. Auch die beiden jungen Missionare bekamen dies zu spüren. Ich beichtigte die Kasematte, in der der damalige Kommandant von Trankebar, Hassius, den jungen Ziegenbalg für 4 Monate gefangensetzte dicht neben der Küche, um die Qual des Gefangenen bis zur Unerträglichkeit zu steigern. Ziegenbalg, der in der Schule August Hermann Francke geformte Pietist, mit seiner strengen und vielleicht auch engen Lebensauffassung, hatte es gewagt, das ungebundene Leben der kleinen europäischen Kolonie zu kritisieren. Nicht mit Unrecht; denn über seinen Missionsanfängen, die zu keinerlei Ergebnis führten, waltete das tragikomische Mißverständnis der einheimischen Bevölkerung, daß die Kirche die Stätte sei, an der den Europäern die anstößige, lockere Lebensweise gelehrt werde, die die Eingeborenen mit stiller Verachtung ertrugen. Darum war es nur zu verständlich, daß sich die jungen Missionare gegen eine solche Verkenntung ihrer Absichten wehrten; aber die Art, wie sie es taten, war so welt- und lebensfremd, daß sie den Zorn, ja den unverwundlichen Haß der Gewalthaber zur Folge haben mußten.

Die Macht der Mächtigen ist vergangen. Das Werk der Gedenktüchtigen und Ohnmächtigen ist geblieben. Dänemark verkaufte seine Kolonie später an England. Damals erlebte die Stadt Trankebar ihre Glanzzeit. Sie erhielt einen Hafen und wurde zum Sitz einiger hoher Behörden erhoben. Sie wurde Garnison, und eine Militärkapelle spielte auf der Strandpromenade, auf der sich täglich in der Abendkühle die Eleganz einer Zeit entfaltete, die nun auch schon wieder versunken ist. Trankebar ist gesättigt mit Geschichte; sie ist aber heute eine sterbende Stadt. Die einst von den Dänen erbauten Bungalows, die heute noch Zeugen eines

breit angelegten Lebens sind, liegen in Trümmern. Nur die Kirchen und Missionsbungalows stehen noch da; und 1956 werden Vertreter aller protestantischen Kirchen Indiens dort versammelt sein, um der beiden Missionspioniere, im besonderen des genialen Ziegenbalg, der die Grundlagen für alle Missionsarbeit in Indien legte, zu gedenken.

Die Zitadelle, von der ich Umschau halte, ist vor der Zerstörung nur dadurch bewahrt worden, daß man sie einfach überzementierte. Es ist die feuchte, ätzende Seebrise, die das Gemäuer zernagt. Nur durch ständige Reparaturen können die Gebäude am Leben erhalten werden. So, nur mühsam konserviert, steht noch eins der alten Häuser im Dienst von Regierungsbehörden. Ein weiteres, aus der dänischen Zeit stammendes Haus hat ein indischer Kaufmann erworben, dessen Vater den Grundstock des Familienvermögens legte, als er ein an der Küste gestrandetes Schiff erwarb und im zertrümmerten Schiffsrumpf unvermutet einen Goldschatz fand. Noch vor einem Jahr ein Schmuckstück, steht es heute verwittert da. - Immer wieder stößt das Auge auf Zerfall und Zerstörung. Auch die von den Kolonisten angelegten Friedhöfe sind ein Trümmerfeld. Und gerade hier wollte man sich ein Denkmal setzen, das die Zeiten überdauern sollte. Fern der Heimat, in der weiten asiatischen Welt allein gelassen, wehrte man sich gegen das Vergessenwerden. Man schuf sich barocke Grabmäler, von denen einige das Ausmaß eines Totenbungalows angenommen haben, ganz im Stile der Wohnbungalows. Man meißelte die Namen, selbst von kleinen Kindern, unter Hinzufügung einer wortreichen Biographie in Stein und Erz. Man sieht kein Kreuz, sondern nur die bekannten Symbole jenes Totenkultes, die für die Zeit des Barock und Rationalismus bezeichnend sind. Es geht kein Frost und keine Hoffnung von ihnen aus. Man spürt ihnen nur die Angst ab, in der unermeßlichen Vereinzelung, in die man fern von der Heimat gestellt war, einfach verlorengelassen zu können. Heute bilden diese Friedhöfe ein Bild der Verwahrlosung. Die Ziegen weiden zwischen den Gräbern. Nur der Brunnen ist noch gut erhalten. Er dient den Frauen zur Morgentoilette und als Waschplatz. Und an die zerfallenen Wände der pompösen Grabdenkmäler klatschen Kinder den gesammelten und zufladen geformten Kuhmist, der wie im Orient so auch hier in Indien getrocknet als Feuerung verwendet wird.

Von meinem Beobachtungsposten auf der Zitadelle "Daneborg", wende ich meinen Blick wieder der Küste und dem Meere zu. Der harte Aufschlag der Brandung zerstäubt das Wasser bis zu der halben Höhe der Palmen. Dieser hauchdünne Schleier aus Wassertropfen wird nur sichtbar, wenn die Sonne in einem bestimmten Winkel darauf trifft. Die Koromandelküste ist wegen der unbändigen Kraft ihrer Brandung bekannt und gefürchtet. Bisher ist es noch keinem, nach europäischer Art gebautem Boot gelungen, sie zu durchbrechen. Aber der alten, seit Jahrhunderten dort an der Küste ansässigen Fischerkaste gelingt es, sie mit Hilfe eines floßartigen Bootes zu bewältigen. Dazu bedarf es nur dreier Baumstämme, die mit Seilen aus Kokosfasern zusammengebunden sind. Diese Grundkonstruktion bleibt auch, wenn man rings um dieses primitive Floß die Bordwände eines Bootes aufbaut. Auch in ihnen steckt kein Nagel. Auch sie werden nur zusammengebunden und bleiben so elastisch genug, um den Anprall der harten Brandung durchzustehen. Eben sehe ich einige tamulische Fischer ein solches Floß vom Ufer stoßen, und draußen auf offener See kreuzen einige ihrer Segelboote. Ob sie da draußen ehrlich auf Fischfang ausgehen oder auf Schmuggel? Es wird in Indien so vieles gemunkelt, was die Polizei nicht wissen darf. Nördlich und südlich von Trankebar befinden sich zwei kleine französische Kolonien, vollgestopft mit Schweizer Uhren. Sie existieren vom Schmuggel, und da nach dem Festland zu eine dichtgeschlossene Kette von Zollposten keine Maus durchläßt, sucht man den Ausweg über das Meer. Es heißt, daß diese, so einfältig dreinblickenden Fischer aus niederer Kaste, wie ich sie mir sehe, schlau genug

sind, der Polizei jedes Schnippchen zu schlagen.

Keinem der eingesessenen Tamuln wird es je in den Sinn kommen, in der See ein Bad zu nehmen. So verrückt ist nur der junge deutsche Dozent, der an dem theologischen Seminar der Tamulenkirche die künftigen tamulischen Pastoren ausbildet. Er hat in das Morgentraining der Studenten auch ein Seebad einbezogen, und gegen Abend nimmt er fast täglich mit seiner Familie noch ein Extrabad. Vor wenigen Wochen erbeuteten die Fischer mitten in der Brandung einen gefährlichen Sägehai. Sie konnten seiner nur Herr werden, in dem sie ihm sein sägeartiges Maul mit Stricken nach rückwärts bogen, bis ihm das Genick zerbrach. Unglücklicherweise wurde dabei einem der Fischer durch einen der scharfen Sägezähne die Halsader durchgeschnitten, so daß der Unglückselige noch in der Brandung verblutete. Und noch eine andere Gefahr droht zuweilen dem ahnungslosen Schwimmer. Eines Morgens, als unser sportfreudiger Dozent weit in die Brandung hinausgeschwommen war und sich nach dem Strande umblickte, sah er, wie seine Studenten panikartig das Wasser verließen und ihm warnend zuwinkten. Als er seelenruhig ans Land stieg, zeigten sie auf das Wasser, das von Wasserschlangen wimmelte. Der Lehrer konnte freilich nur zwei von jenen gelbgefleckten Wasservipern entdecken, die es in jener Gegend in der Tat gibt und deren Biß tödlich ist. Es war nur gut, daß mir mein Gastgeber, eben jener junge Dozent, erst davon erzählte, als ich selbst schon ein Bad genommen hatte. - Ich stieg aus dem Wasser, keuchend wie nach einem Faustkampf. Unsere hellen Anzüge, die wir am Strand niedergelegt hatten, waren von einer schwarzen Sicht feinen Flugsandes zugedeckt, für den die Koromandelküste bekannt ist. Er sieht wie pulverisierter Basalt aus, in Jahrhunderten oder Jahrtausenden im Mörser der Brandung zu Staub zerstoßen.

Mein Gastgeber führte mich in der Bungalow, in dem einmal Ziegenbalg gewohnt hatte. Auf der anderen Seite der Straße steht die neue schöne Kirche, die Ziegenbalg baute, nachdem ihm seine erste vom Meer verschlungen war. Sie ist in der Form eines Kreuzes erbaut - absichtsvoll, wie man sagt, nämlich um jeder der 4 Kanten einen besonderen Raum anzuweisen. Bekanntlich gingen die ersten Missionare mit der indischen Kaste in großer Weisheit schonsam um. Ziegenbalgs Wohnhaus ist ganz in jenem Kolonialstil errichtet, der sich merkwürdig rasch den Erfordernissen des fremden Landes anzupassen wußte. Um in der Abendkühle sitzen zu können, gibt es da ein unteres und ein oberes Dach. Als wir von einem zu anderen aufzusteigen im Begriff waren, bemerkte ich die fast bis zur Durchsichtigkeit abgefressenen, wie vom Aussatz befallenen Seitenwände der Verbindungstreppe. Ich erfuhr, daß dies das Werk der weißen Ameisen war, die in einer einzigen Nacht diese Treppe fast zerstört hatten. Außer den Einflüssen der Meeresbrise sind es diese weißen Termiten, die in Trankebar das Zerstörungswerk vollbringen. Es kommt dann alles darauf an, das Versteck der Ameisenkönigin zu entdecken, die Pausenlos, mit jedem Atemzug eine neue Ameise gebiert. Es gibt da eine Art Kammerjäger in Indien, die instinktiv den Sitz der Königin ausfindig zu machen verstehen. Hilft alles nichts, dann verbucht man die Ameisen mit einem tödlichen Gift, z.B. dem aus dem gelbblühenden Oelander hergestellten, zu infizieren, die dann das Gift sterbend in die Kammer ihrer Königin tragen.

Auf dem oberen Dach genossen wir die Kühle des Abends. Ich war in einer günstigen Zeit zu Gaste. Auch Trankebar ist, wie ganz Indien, auf den Monsun angewiesen; aber jener Küstenstrich an der Westküste Indiens scheint besonders stiefmütterlich bedacht zu sein. So kann es geschehen, daß der Nordwest-Monsun jahrelang keinen Regen bringt, während der Südost-Monsun, der auf seinem Weg über Südin Indien sein Wasser meist schon abgegeben hat, nur noch gewaltige Staubwirbel dahinwälzt. Wenn man in dieser Zeit einer Schreibmaschine auch nur die Schutzhülle abnimmt, ist sie durch den in alle Poren dringenden Staub verdorben.

Im Neujahrgottesdienst durfte ich zu der kleinen lutherischen Tamuln-Gemeinde in Trankebar sprechen. Die Gemeinde ist erstaunlich klein. Auch das ist ein Zeichen dafür, daß Trankebar eine sterbende Stadt ist. Sowohl die Regierung der Madras-Provinz, wie auch die Tamulnkirche unternehmen immer wieder romantische Versuche, Trankebar zu einem neuen Leben zu erwecken.

Vielleicht wird das 250jährige Missions-Jubiläum den Anstoß zu einer neuen Entwicklung dieser missionsgeschichtlich so bedeutsamen Stadt geben. Daß sie bisher noch am Leben ist, verdankt sie der Tatsache, daß sowohl die katholische Mission wie auch die Tamulnkirche dort ihr Schulzentrum haben.

Am Abend verließ ich Trankebar, dankbar, die Stätte kennengelernt zu haben, an der die Mission unter den selbstbewußten und hochbegabten Tamuln, den Ureinwohnern Südindiens, ihren Anfang nahm. Die Tamuln sind ein uraltes Kulturvolk mit einer hochentwickelten Literatursprache, die ungefähr 250 verschiedene Schriftzeichen kennt.

Ich fuhr nach Madras, dem Hauptsitz der lutherischen Tamulnkirche, in der schwedische und deutsche Missionare gemeinsam mit den indischen Pastoren am Werke stehen. Ich fuhr mit dem Nachtzug. Als ich früh erwachte, sah ich im hellen Morgenschein die Reisfelder grün, smaragdgrün vorübergehen. War über Nacht ein Wunder geschehen? "Ein reiches Land!" rief ich einem meiner Mitreisenden zu. Er lächelte und antwortete: "Ja, wenn es geregnet hat." In dem Gebiet, durch das wir reisten, hatte es 5 Jahre nicht geregnet. Da war es arm. Und so ist es in ganz Indien. Indien ist reich, wenn es geregnet hat, arm, wenn der Regen ausbleibt. Darum ist Indien ein Land, das auf den Regen wartet. Ich meine das jetzt nicht nur im wörtlichen, natürlichen Sinn; ich nehme es als Gleichnis. Alle, die in Indien leben, reden wie verzückt von dem Wunder der Natur, das sich vollzieht, wenn die Regenzeit anbricht. Über Nacht verwandelt sich dann die graue, rissige, dürre Erde in einen grünenden Garten. Nun, - ich werde das nicht mehr erleben, weil ich noch vor der Regenzeit von Indien Abschied nehmen muß. Aber ich glaube, daß alles zutrifft, was mir darüber gesagt wird. Worauf ich aber bei all dem denke, das ist ein noch größeres Wunder, auf das Indien und die ganze Welt wartet. Es ist das Wunder des Heiligen Geistes. Auch das werde ich nicht mit eigenen Augen sehen, weil ich dann diese sonderbare, so böse und doch so schöne Welt verlassen haben werde. Aber ich gewiß, daß auch dieser andere große Regen kommt, von dem es in der Schrift heißt: "Ich will Wasser gießen auf das Durstige und Ströme auf das Dürre: daß sie wachsen sollen wie Gras, wie die Weiden an den Wasserbächen."

Ich glaube daran, weil der, der es gesagt hat, die Wahrheit selber ist.

Handwritten signature

M

Gemeindebrief

der evangelischen Kirchengemeinde Kleinenbremen

Januar 1957

Jesus Christus spricht:

**„Was heißt ihr mich aber
Herr, Herr,
und tut nicht, was ich euch sage?“**

Vor einer Woche haben wir das Jahr angefangen, Pläne gemacht, Zusicherungen und Versprechen formuliert. Wir haben „Herr, Herr!“ gesagt. Wir haben das alte Jahr Gott in die Hände gegeben und das neue Jahr Ihm vor die Füße gelegt.

Und nun trifft uns am siebten Tag des neuen Jahres dieser Text: „Ihr seid Doppelspieler. Ihr wollt zwei Rollen spielen. Zwar legt ihr mir das Jahr vor die Füße, aber ihr laßt mich doch nicht gelten als den Herrn. Die ersten Termine des neuen Jahres habt ihr schon geklärt, ohne mich zu fragen, und die ersten Entscheidungen habt ihr gefällt, ohne mit mir darüber im Gebet zu reden, was ich wohl dazu zu sagen habe.“

Steht es wirklich so? Dann müßten wir ja in den ersten Tagen des neuen Jahres schon erschrecken. Bei Gott ist kein Doppelspiel möglich. Schon nach den ersten falschen Anfängen sollten wir abbrechen. Laßt uns abbrechen!

Laßt uns sofort Ernst machen mit der Herrschaft Jesu Christi über unserem Leben! Er ist bereit, die ersten Schritte wieder mit uns zurückzugehen und uns auf den guten Weg seiner Herrschaft zu stellen. Da geht er uns voran. Er sieht sich nach uns um, ob wir nachkommen, daß wir nicht verweilen, ihm getreulich nachzueilen, IHM, dem HERRN, HERRN.

(aus: Sei fünf Minuten still)

Wir legen auf des Herrn Altar in Ihm getreu verbunden
das angefangene neue Jahr und alle seine Stunden.

Die Tränen alle, die es bringt, die Lieder alle, die es singt,
dem Herrn sei es geheiligt.

Wir grüßen alle unsere Gemeindeglieder ganz herzlich zum Beginn des Jahres 1957 und wünschen Gesundheit, Gottes Segen und Frieden!

... und nun merke auf!

Im Januar:

Sonntag, den 20. Januar, 10 Uhr Missionsgottesdienst in Kleinenbremen. Predigt Pastor Henoch Minj (Indien)

Im Februar:

Sonntag, den 24. Februar, 10 Uhr Jugend-Gottesdienst
Predigt und Abendmahl Pastor Stamm.

Der Film des Monats: „Kinder in Gottes Hand“

Sonnabend, den 2. Februar, abends 20 Uhr im großen Saal des Jugendheimes.

Das müßte Dich interessieren...

Der indische Pastor Henoch Minj und Missionspfarrer Grothaus halten in der Woche vom 14. bis 20. Januar Missions-Vorträge abends um 20 Uhr im Jugendheim unter dem Thema:

Mut zum Glauben

Montagabend	Gott lebt.
Dienstagabend	Gott ist treu.
Mittwochabend	Jesus geht voran.
Donnerstagabend	Gott nimmt uns in Zucht.
Freitagabend	Gottes Reich steht am Ende.
Samstagabend	Gottes Ordnung gilt.
Sonntagabend	Jesus ist unser HERR.

———— Komm und sieh! ————



Wer ist Pastor Minj?

Pastor Minj ist beheimatet in der Nordostecke Indiens in ASSAM, wo er neben seiner Gemeinde als Superintendent einen Bezirk von etwa 30 Gemeinden zu leiten hatte.

Sein Großvater war noch Zauberpriester. Minjs Vater wurde Christ und später Prediger des Evangeliums. Als 10jähriger erlebte Minj mit seinen Eltern eine Christenverfolgung im Staate Jaspur, wo die Christen monatelang sich im Urwald versteckt hielten. Der Vater unseres Pastors Minj verbüßte damals um seines neuen Glaubens willen 5 Jahre Gefängnishaft.

Kleinenbremen kennt Pastor Minj von dem Missionsfest auf dem Meierhof im Jahre 1955. Inzwischen hat Pastor Minj die deutsche Sprache erlernt und will uns nun wieder besuchen.

Darum kommt an diesen Abenden zum Jugendheim und hört, was er uns zu sagen hat!

Ein Rückblick auf das kirchliche Leben von Kleinenbremen:

	1956	davon Luhden	1955
Taufen	77	11	60
Konfirmanden	60	10	64
Trauungen	36	3	34
Beerdigungen	31	8	41
Abendmahlsgäste	1356	—	1466
Gottesdienstbesucher	18537	1065	17403

Die beiden letzten Zahlen sollten uns zu denken geben!

Unser Dank gilt all denen, die mit großen und kleinen Gaben dazu beitrugen bei der Adventssammlung die Summe von 1150 DM zu erreichen. Laßt uns nicht müde werden in der Liebe zu den notleidenden Brüdern. Helft mit an der „stillen Wiedervereinigung“ zwischen den Kirchen in Ost und West.

Unsere Bitte! Gebt doch bitte Nachricht, wo jemand krank liegt, und wo jemand den Besuch des Seelsorgers wünscht. Laßt es uns wissen, dann wartet Ihr nicht vergeblich, aber Ihr müßt es sagen!

Der Fragekasten!

Ob die, die zur Kirche gehen, wirklich besser sind als die andern?

Ein Christ heißt nicht deshalb Christ, weil er besser ist als die anderen, sondern weil er weiß, wie schlecht er ist, und daß er den Mann braucht, der ihn mit Gott ins Reine bringt: CHRISTUS.

Ist es nicht richtiger, nur dann zum Gottesdienst zu gehen, wenn es einem ein inneres Bedürfnis ist?

Es kommt nicht auf unser Bedürfnis an, sondern auf Gottes Befehl: „Land, Land, Land, höre des Herrn Wort!“ Das Kind hat oft auch kein Bedürfnis zu essen oder auf das Wort des Vaters zu hören. Wie ein Kind nicht weiß, was es nötig hat, so wissen wir Erwachsenen es oft auch nicht. Wer sich Gottes Wort auf die Dauer entzieht, der kann zuletzt nicht mehr hören und nicht mehr beten. Das ist die schlimmste Strafe, die es für einen Menschen gibt.

Unser Monatsspruch:

**Die Gnade des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit
über die, so ihn fürchten.** (Psalm 103, 17a)

Großhaus

Die deutschen evangelischen Missionen und ihre jetzigen Arbeitsfelder

Unter Mitarbeit der Mitgliedsgesellschaften des
Deutschen Evangelischen Missionstags
zusammengestellt von Jan Hermelink

1955

EVANG. MISSIONSVERLAG G.M.B.H. STUTTGART

Wir haben es verlernt, in „Missionsfeldern“ zu denken. Trotzdem haben die einzelnen deutschen Missionsgesellschaften von der Geschichte her Schwerpunkte ihrer Arbeit in bestimmten Gebieten. Wenn hier ein kurzer Überblick über den jetzigen Stand der Verteilung deutscher Missionskräfte in der ganzen Welt gegeben wird, so ist dieser Versuch von vornherein begrenzt. Der zweite Weltkrieg mit seinen Nachwirkungen hat den tiefsten Einschnitt in das Verhältnis der verschiedenen deutschen Missionen zu bestimmten Arbeitsgebieten mit sich gebracht. Ein einziges Gebiet, das südliche Afrika, hat die Kontinuität bewahrt. Auf sämtlichen anderen Arbeitsfeldern deutscher Missionen wurde durch die Internierung von Missionaren, durch die Veränderung der politischen Verhältnisse und durch sonstige Einwirkungen des Krieges eine vielfach jahrzehntelange Entwicklung abgebrochen. Zwei Faktoren haben es möglich gemacht, daß die Arbeit überhaupt weitergetragen wurde.

Der eine ist die opferreiche *brüderliche Hilfe* durch den Internationalen Missions-Rat und den Lutherischen Weltbund. Der Internationale Missions-Rat hat durch seinen „Fonds für verwaiste Missionen“, zu dem vor allem amerikanische, englische und skandinavische Kirchen beigetragen haben, während des Krieges und in der Nachkriegszeit bis heute nahezu zwei Millionen Dollar für die Fortführung der Arbeit auf den früheren deutschen Missionsfeldern aufgebracht. Der Lutherische Weltbund stellte für den gleichen Zweck, vor allem aus amerikanischen Missionsgaben, über sechs Millionen Dollar zur Verfügung, und hat auch für die Zukunft die Verpflichtung übernommen, in einigen Gebieten weiter zu helfen. Diese ungeheure Summe von mehr als acht Millionen Dollar (umgerechnet etwa vierunddreißig Millionen DM — das ist ein Vielfaches der Summe, die im gleichen Zeitraum von Deutschland aus in Devisen und Warenlieferungen nach draußen geschickt werden konnte!) macht es uns unmöglich, anders als in geschichtlicher Betrachtungsweise noch von „deutschen Missionsfeldern“ zu sprechen.

Den anderen Faktor, der uns hindert, von „Missionsfeldern“ im alten Stil zu reden, stellen die *jungen Kirchen* dar. Überall in Asien und an vielen Stellen in Afrika hat der zweite Weltkrieg die Bildung selbständiger kirchlicher Einheiten ausgelöst und beschleunigt. Nur als „Partnerschaft im Gehorsam“ — das war die Losung der ersten Nachkriegskonferenz des Internationalen Missions-Rates in Whitby 1947 — kann darum heute unser Verhältnis zu den Gemeinden auf den früheren „Missionsfeldern“ noch Sinn haben.

Während des Krieges selbst war in China die Weiterarbeit möglich. Inzwischen sind nach der Errichtung der „Volksrepublik China“ alle deutschen Missionare von dort zurückgekehrt.

1947 hatten noch vierzehn deutsche Missionsgesellschaften etwa 250 Missionskräfte dort stehen. Es sind dies: Basler Mission — Deutscher Zweig, Berliner Mission, Rheinische Mission, Breklumer Mission, Deutsche Ostasien-Mission, Allianz-Mission Barmen, Hildesheimer Blindenmission, Deutscher Frauen-Missions-Gebetsbund, Liebenzeller Mission, Missionshilfe Wiedenest, Shekki-Blindenmission, Hotshuan-Mission, Marburger Mission, Missionsfreunde Weidenau. Sie haben vielfach Gemeinden zurückgelassen, die im Wachsen waren.

Nach Kriegsende war in einer Reihe von Gebieten die Wiederaufnahme der Arbeit durch deutsche Missionare zunächst völlig unmöglich. Es handelt sich dabei vor allem um Westafrika, Tanganyika, Palästina und Neuguinea. Erst nachdem die Hauptverantwortung gegenüber den Regierungen für die Missionsarbeit in Westafrika, in Tanganyika und in Neuguinea von nichtdeutschen Missionen übernommen war, konnten in Afrika einzelne und in Neuguinea schon eine größere Anzahl von deutschen Kräften wieder anfangen, nun aber in dem weiteren Zusammenhang *ökumenischer Gemeinschaft*. So ist die ärztliche Mission neue Wege gegangen; eine beträchtliche Zahl deutscher Ärzte und Schwestern arbeiten im Dienst anderer Missionen und Kirchen, teilweise auch als Regierungsärzte.

Wie die nationalen Schranken im Wirken fast aller Gesellschaften in den Hintergrund gerückt sind, zeigt sich beispielhaft an der *lutherischen Zusammenarbeit* in vielen Ländern: In Südafrika entstand der „Rat der Kirchen auf lutherischer Grundlage“, an dem neben der Mission der Brüdergemeine, der Berliner, der Rheinischen und der Hermannsbürger Mission auch norwegische, schwedische, dänische und amerikanische Missionen beteiligt sind. In Tanganyika entwickelte sich aus der treuhänderischen Verwaltung der ehemals deutschen Arbeit ein Gemeinschaftswerk der Amerikaner, Schweden, Finnen, Norweger und Dänen mit der Berliner, der Leipziger und der Bethel-Mission. Die Hermannsbürger Mission in der gewaltig wachsenden selbständigen Galla-Kirche in Äthiopien ist ohne die Gemeinschaft mit der Schwedischen Vaterlandsstiftung nicht mehr denkbar. In Indien hat sich die jahrzehntelange Zusammenarbeit der Leipziger Mission mit der schwedischen Kirchenmission im Gebiet der Tamulenkirche durch die Gründung des „Bundes Evangelisch-Lutherischer Kirchen in Indien“ zu einer Gemeinschaft mit der Goßnerschen und der Breklumer Mission sowie mit amerikanischen und skandinavischen Missionen ausgeweitet.

Am eindrucksvollsten sind die Grenzen der Missionsgesellschaften überwunden in der „Lutheran Mission New-Guinea“, zu der sich nach zweijähriger Probezeit am 1. Januar 1953 austra-

lische und amerikanische Lutheraner mit der Neuendettelsauer Mission vereinigt haben und an der nun auch die Rheinische sowie die Leipziger Mission beteiligt sind.

Die Bedrohung durch den nationalsozialistischen Staat und die wirtschaftlichen Schwierigkeiten in der Nachkriegszeit haben auch in der Heimat alte Abgrenzungen fragwürdig erscheinen lassen. Nie zuvor hat man sich so stark um die rechte Zuordnung von *Mission und Kirche* bemüht. Auch die einzelnen Missionen sind in eine größere Nähe zueinander geführt worden. Schwerpunkte der *Zusammenarbeit deutscher Gesellschaften* sind Palästina und Japan. Durch die Gründung des Staates Israel ist fast der gesamte Missionsbesitz in Palästina enteignet worden. 1951 haben sich die Kaiserswerther Diakonissenanstalten, die Evangelische Jerusalemsstiftung, der Jerusalemsverein und der Evang. Verein für das Syrische Waisenhaus zum *Palästinawerk* zusammengeschlossen. Mit Hilfe des Lutherischen Weltbundes wurde ein Abkommen über die Entschädigung durch den Staat Israel erreicht. Den Wiederaufbau der Arbeit betreiben die Mitglieder des Palästinawerkes gemeinsam.

Für viele Gesellschaften, die früher in China gearbeitet haben, schien Japan das geeignete Gebiet für einen Neueinsatz zu sein. Auf Anregung des Missions-Rates bildeten ebenfalls 1951 die Norddeutsche Mission, die Deutsche Ostasien-Mission, die Hotschuan-Mission, die Diakonissenanstalt Bethesda, der Kaiserswerther Verband deutscher Diakonissenmutterhäuser und der Verband der Mitternachtsmissionen das „Japan-Komitee Deutscher Missionen“, dem außerdem die Frauenmission Malche und die Mission der Methodistenkirche angeschlossen sind. Im Rahmen der japanischen Kirche will es vor allem durch diakonische Arbeit und Mitternachtsmission in den besonderen Gegebenheiten dieses Landes wirken.

Alle evangelischen Missionen in Deutschland sind im „*Deutschen Evangelischen Missions-Tag*“ (DEMT) vereinigt. Außer den unten aufgeführten Gesellschaften gehören zu ihm noch zwei Missionen, die „Dr. Lepsius Deutsche Orient-Mission“ (1895) und die „Vereinigten Missionsfreunde e. V.“ Weidenau/Sieg (1930), die nach dem Kriege nicht wieder aussenden konnten, sowie eine Reihe von Hilfsorganisationen: „Studentenbund für Mission“ (1896), „Verband der Missionskonferenzen“ (1906), „Deutsche Evangelische Missions-Hilfe“ (1913), „Deutsche Gesellschaft für Missionswissenschaft“ (1918), „Bund deutscher evangelischer Missionare“ (1921). Der DEMT tritt jährlich einmal zusammen. Seine Geschäfte werden vom „*Deutschen Evangelischen Missions-Rat*“ (DEMR) geführt, der durch den Missions-Tag gewählt wird. Er vertritt die im DEMT verbundenen Missionen gegenüber den staatlichen Stellen, beim Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland und bei der Leitung der Vereinigten Evang.-Luth. Kirche Deutschlands, sowie im Internationalen Missions-Rat.

Wer sich über den jeweils neuesten Stand der Missionsarbeit in den verschiedenen Teilen der Welt unterrichten will, greife zu dem vom Vorsitzenden des DEMR, Prof. D. Dr. W. Freytag, herausgegebenen Jahrbuch (Hamburg, Verlag der Deutschen Evangelischen Missions-Hilfe), das auch die genauen Anschriften aller unten aufgeführten Gesellschaften enthält.

* * *

1732 sandte Graf Zinzendorf die ersten Missionare aus Herrnhut nach Westindien. Heute, nach über 200 Jahren, arbeitet die „*Mission der Herrnhuter Brüdergemeine*“ auf vierzehn verschiedenen Feldern in der ganzen Welt. Deutsche Missionskräfte der Brüdergemeine sind in Südafrika, Tanganika, Jordanien, Surinam und Labrador tätig.

Die „*Evangelische Missionsgesellschaft in Basel*“ erwuchs 1815 aus den Kreisen der Erweckungsbewegung jener Zeit, die sich in der Deutschen Christentumsgesellschaft seit 1780 zusammengefunden hatten. Bis heute ist die Basler Mission gekennzeichnet durch die Zusammenarbeit ihrer Heimatgemeinde auf schweizerischem und deutschem Boden. Missionskräfte des „*Deutschen Zweiges*“ stehen auf drei von den fünf Arbeitsgebieten der Basler Mission, nämlich auf der Goldküste (Presbyterian Church), in Indien (Church of South India, United Basel Mission Church) und Kalimantan/Indonesien (Evang. Kalimantan-Kirche).

Die „*Berliner Missionsgesellschaft*“ (Berlin I) wurde 1824, vor allem durch Angehörige des Offiziers- und höheren Beamtenstandes, die von der Erweckung erfaßt waren, gegründet. Ihre Kräfte stehen heute in fünf Synoden in Südafrika und in Tanganika, ferner im Dienst unter den Chinesen in Malaya.

Im Jahre 1828 schlossen sich in Barmen verschiedene kleinere Vereine zur „*Rheinischen Missionsgesellschaft*“ zusammen, nachdem dort schon vorher ein Missionsseminar eingerichtet war. Ihre Missionare und Schwestern arbeiten in Südwest- und Südafrika, in Indonesien (Batakirche auf Sumatra; Nias; Mentawai-Inseln) sowie unter Chinesen auf Neuguinea.

1836 erfolgte in Hamburg der Zusammenschluß von dreizehn verschiedenen Missionsvereinen zur „*Norddeutschen Missionsgesellschaft*“, deren Leitung 1851 nach Bremen verlegt wurde. Ebenso wie die Basler, die Berliner und die Rheinische Missionsgesellschaft, ist sie eine Frucht des neuerwachten Missionswillens in der Erweckungsbewegung des vorigen Jahrhunderts. Heute stehen Kräfte der Norddeutschen Mission in Zusammenarbeit mit amerikanischen Missionaren in Britisch-Togo, außerdem ist sie an der gemeinsamen Arbeit des Japan-Komitees deutscher Missionen beteiligt.

Im Dezember 1836 meldeten sich bei dem Berliner Pfarrer Johannes Evangelista Goßner, der früher katholischer Priester gewesen war, elf junge Männer, die um ihre sofortige Aussendung als Missionarsgehilfen baten. Das war der Anlaß zur Gründung der „*Goßnerschen Missionsgesellschaft*“ (Berlin II). Heute arbeiten ihre Missionare im Rahmen der Evang.-luth. Goßner-Kirche in Indien in den Staaten Bihar und Orissa. Daneben sucht sie neue Wege zu den entkirchlichten Menschen in der Heimat.

1836 löste der Dresdner Missionsverein die Verbindung mit Basel, um sich zur lutherischen Missionsgesellschaft zu konstituieren. Sie wurde 1848 nach Leipzig verlegt und trat die Nachfolge der 1705 ins Leben gerufenen ersten evangelischen Missionsarbeit, der Dänisch-Hallischen Mission, an. Heute stehen Kräfte der „*Evang.-luth. Mission zu Leipzig*“ in Tanganika, Südinien (Evang.-luth. Tamulenkirche) und in Neuguinea.

Als erster deutscher Frauenmissionsverein entstand im Jahre 1842 der „*Frauenverein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenland*“ (Morgenländische Frauenmission). Heute arbeitet eine Schwester im Rahmen der Goßner-Kirche in Indien; außerdem dient eine Bibelschule in Berlin-Lichterfelde zur Ausbildung von Gemeindehelferinnen und Missionarinnen. In seinem Missionsheim sucht der Morgenländische Frauenverein in Freizeiten und Konferenzen missionarischen Dienst in der Heimat zu tun.

Durch die Wirksamkeit von Pastor Ludwig Harms entstand um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Lüneburger Heide eine Erweckungsbewegung, die im Jahre 1849 zur Gründung der „*Evang.-luth. Missionsanstalt Hermannsburg*“ führte. In Natal und Transvaal stehen Hermannsburger Missionare seit hundert Jahren an der Arbeit. Das ursprüngliche Ziel der Pioniere, das Galla-Volk im westlichen Äthiopien, ist im Jahre 1927 erreicht worden. Dort sind seit Ende des Krieges auch wieder Hermannsburger Missionskräfte eingesetzt.

Die „*Gesellschaft für Innere (ab 1888: und Äußere) Mission im Sinne der lutherischen Kirche*“ ist die Zusammenfassung verschiedener Werke, die Wilhelm Löhe, der Pfarrer von Neuendettelsau, von 1841 an ins Leben gerufen hatte. Löhe sah in der Mission nichts anderes als „die eine Kirche Gottes in ihrer Bewegung“, die zur Volksmission, zur Diasporaarbeit und zur Heidenmission gleichermaßen verpflichtet ist. Seit 1886 hat die Neuendettelsauer Mission Pionierarbeit in Neuguinea getan. Außerdem bedient auch heute noch ihr Seminar deutsche Gemeinden der Lutherischen Kirche bzw. des Synodalbundes in Brasilien.

1851 richtete Pfarrer Theodor Fliedner in Jerusalem ein Krankenhaus und das Mädchen-Erziehungsheim Talitha Kumi ein. Heute arbeitet die „*Orientalarbeit der Diakonissenanstalt Kaiserswerth*“ in Jordanien im Rahmen des Palästinawerkes.

Der „Jerusalemverein zu Berlin“ wurde 1852 von Berliner Pfarrern und Laien gegründet. Neben der Betreuung deutscher evangelischer Gemeinden wurden vor allem arabische Gemeinden gesammelt. Der Jerusalemverein ist Mitglied des Palästinaerwerkes und hat heute einen Propst in Jerusalem stationiert.

Ludwig Schneller gründete 1860 in Jerusalem das Syrische Waisenhaus, das der Erziehung arabischer Kinder diene und besonders wegen seiner handwerklichen, praktischen Ausbildung berühmt wurde. Nach dem zweiten Weltkrieg mußte die Arbeit im Libanon sowie in Jordanien neu aufgebaut werden. Der „Evangelische Verein für das Syrische Waisenhaus“ ist Mitglied des Palästinaerwerkes.

Prof. Franz Delitzsch, der bedeutende Theologe jüdischer Abstammung, gründete 1871 in Leipzig den „Evang.-luth. Zentralverein für Mission unter Israel“. Gegenwärtig arbeitet ein Missionar des Zentralvereins in München.

Die „Schleswig-Holsteinische evang.-luth. Missionsgesellschaft zu Breklum“ entstand im Jahre 1876 aus den lebendigen Kräften von Pietismus und Luthertum. Christian Jensen, der dortige Pastor, war die Seele der Gründung und hat die für die Breklumer Mission charakteristische Verbindung von Heidenmission und Volksmission in der Arbeit verwirklicht. Heute arbeiten Breklumer Missionare im Gebiet der Evang.-Luth. Jeypur-Kirche in Indien.

Die „Waisen- und Missionsanstalt Neukirchen“ entstand 1878 in gläubigen Kreisen Westdeutschlands reformierter oder freikirchlicher Prägung. Sie betreibt heute die Wiederaufnahme ihrer Arbeit in Tanganyika und Java.

1884 wurde in Weimar ein Allgemeiner evang.-protestantischer Missionsverein gegründet, der von den Reformgedanken des Schweizer Pfarrers Ernst Buß bestimmt war. Er forderte die Anknüpfung an die in den ostasiatischen Hochreligionen gegebenen Werte und ihre Befruchtung durch Christentum und abendländische Kultur. 1928 wurde der Name in „Ostasien-Mission“ umgeändert. Heute arbeiten Kräfte der „Deutschen Ostasien-Mission“ in Verbindung mit dem Japan-Komitee deutscher Missionen in Tokyo.

Die Erwerbung der deutschen Kolonien hatte im Jahre 1886 die Gründung einer evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika (Berlin III) zur Folge. Seit 1890 war Vater Bodelschwingh an der Leitung beteiligt; 1906 wurde ihr Sitz von Berlin nach Bethel verlegt, und seit 1920 heißt sie „Bethel-Mission“. Sie wird getragen von der fürbittenden Liebe der Krankengemeinde und von dem großen Kreis der Bethel-Freunde. Ihr Arbeitsfeld ist Tanganyika; außerdem sind eine ganze Reihe von Betheler Missionaren heute im Dienst anderer Missionen in Südafrika tätig.

Im Jahre 1889 gründete Carl Polnick, angeregt durch Hudson Taylors China-Inland-Mission, in Barmen die Allianz-China-Mission. Heute hat die „Allianz-Mission-Barmen“ die Arbeit in Japan aufgenommen.

Die „Missionsgesellschaft der Evang.-Freikirchlichen Gemeinden“ ist als deutsche Baptisten-Mission im Jahre 1890 gegründet worden, um in der damaligen deutschen Kolonie Kamerun die Pionierarbeit der englischen Baptisten wieder aufzunehmen. Heute wird in Franz.-Kamerun ein neuer Anfang mit Hilfe der französischen baptistischen Gemeinden versucht.

In Bleckmar entstand 1892 aus Gründen der Bekenntnisbindung durch eine Abzweigung von der Hermannsbürger Mission die „Mission Evangelisch-Lutherischer Freikirchen“ (bis 1951: Mission der Hannov. ev.-luth. Freikirche). Im Unterschied zu den meisten deutschen Missionen ist sie keine Gesellschaft, sondern als „Kirchenmission“ das gemeinsame Werk der hinter ihr stehenden lutherischen Freikirchen. Ihre Missionare arbeiten in Südafrika (Natal und Transvaal).

Die „Hildesheimer Blindenmission“ hat ihr Heim für blinde Mädchen in Süchina verloren, konnte aber ihre Blindenarbeit in Hongkong fortsetzen und nimmt in ihrem dortigen Heim seit 1953 auch blinde Jungen auf. Sie ging 1892 aus dem 1890 gegründeten „Frauen- und Jungfrauenverein für China“ hervor.

Die blutigen Christenverfolgungen in der Türkei veranlaßten Pastor Ernst Lohmann 1896 zur Gründung des „Deutschen Hilfsbundes für christliches Liebeswerk im Orient e. V.“, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, den armenischen Christen zu helfen. Heute stehen Kräfte des Hilfsbundes im Libanon, wo sie unter armenischen Flüchtlingen wirken.

Aus demselben Grunde und durch denselben Gründer entstand 1898 die „Frauenmission Malche e. V.“ in Bad Freienwalde/Oder (jetzt mit Parallelwerk in Hannover). Ihre Missionarinnen arbeiten zumeist im Dienst anderer Missionsgesellschaften. Im Rahmen des Japan-Komitees wird gemeinsam mit der deutschen Mitternachtsmission eine Arbeit in Tokyo unterhalten. Ein deutscher Zweig der China-Inland-Mission Hudson Taylors wurde 1899 in Hamburg gegründet und von Pfarrer Heinrich Coerper 1902 nach Liebenzell verlegt. In diesem Werk sind äußere und innere Mission nicht geschieden. Heute arbeitet die „Liebenzeller Mission“ zusammen mit ihrem amerikanischen Zweig auf den Karolinen, den Admiralitätsinseln und in Japan.

Der „Deutsche Frauen-Missions-Gebetsbund“ ist nach dem Vorbild ähnlicher Organisationen in Skandinavien im Jahre 1899 gegründet worden. Seine Missionarinnen arbeiten zur Zeit im Dienst verschiedener deutscher Missionsgesellschaften. Eine eigene Arbeit wird in Ceylon unterhalten.

Die „Evangelische Mission in Oberägypten“, die ursprünglich Sudan-Pionier-Mission hieß, entstand 1900 nach der Niederwerfung des Mahdi-Aufstandes. Sie unterhält heute wie damals in der Provinz Assuan ihre Missionsstationen. Ihre ärztliche Arbeit ist besonders wichtig. Heute erfüllt sie ihren Dienst in Zusammenarbeit mit dem Schweizer Verein gleichen Namens.

Im Jahre 1904 wurde die „Evangelische Karmelmission“ gegründet, die zunächst den orientalischen Christen im Heiligen Lande diene. Sie wurde später in den Missionsdienst unter Mohammedanern und Juden geführt. Nach dem Verlust der Missionsstationen in Nordpalästina arbeitet sie im Libanon, in Syrien und Jordanien unter Mohammedanern und arabischen Christen.

Die „Christliche Blindenmission im Orient“ wurde 1908 von Pastor Ernst J. Christoffel ins Leben gerufen, der heute noch nach seiner 1919 erfolgten Vertreibung aus der Türkei in Iran an der Arbeit steht und dort ein Blinden- und Krüppelheim in Isfahan leitet.

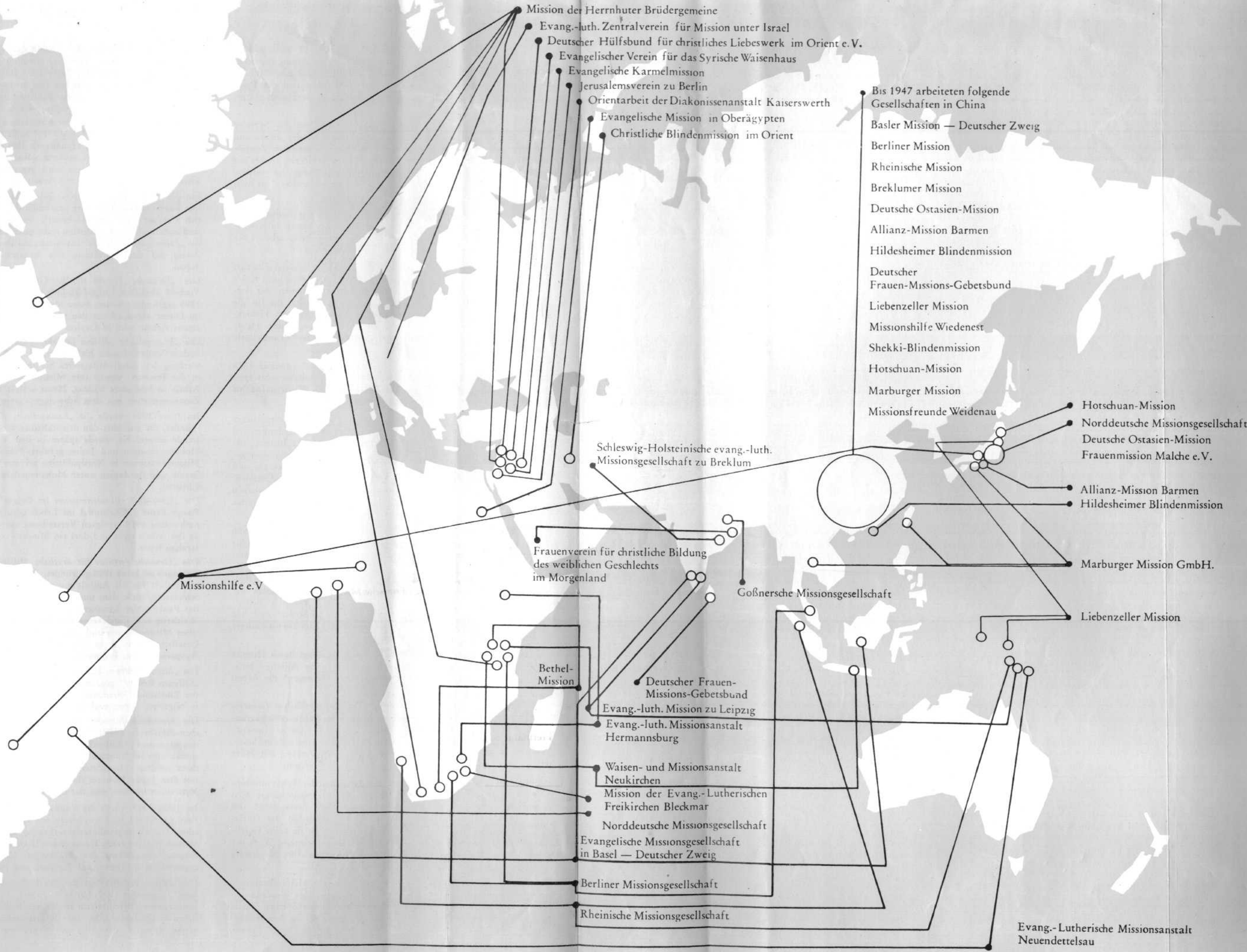
Das „Deutsche Institut für ärztliche Mission e. V.“ wurde in Tübingen im Jahre 1906 gegründet. Seine Aufgabe ist vor allem Hilfsarbeit für die Ausbildung zukünftiger Missionsärzte und Schwestern, außerdem unterhält es ein Tropengenesungsheim, das Paul-Lechler-Krankenhaus in Tübingen. Seit dem zweiten Weltkrieg sind durch seine Vermittlung eine Anzahl von deutschen Missionsärzten und -schwestern im Dienst nichtdeutscher Missionsgesellschaften u. a. in Nigerien, Angola, Südafrika, Kenya, Ägypten, Indien, Indonesien und Südamerika tätig.

Die „Missionshilfe e. V.“, die 1911 in Velbert von Kreisen der „Offenen Brüder“ gegründet wurde, hat heute ihr Zentrum in der Bibelschule Wiedenest (Bez. Köln). Ihre Missionare stehen in Nigerien, Japan und Südamerika.

Die „Hotschuan-Mission“, jetzt „Mission der Frauen- und Mädchen-Bibelkreise (MBK)“, ist eine Frucht der Jugendarbeit in den deutschen Mädchenbibelkreisen, die 1925 zuerst zwei Missionarinnen im Rahmen der China-Inland-Mission nach Westchina sandten. Heute steht die MBK-Mission in Verbindung mit dem Japan-Komitee deutscher Missionen vor allem in der Mitternachtsmission und der diakonischen Arbeit in Japan.

Im Jahre 1929 wurde die Vandsburger Mission (Yunnan-Mission) gegründet, nachdem bereits seit 1909 Schwestern des deutschen Gemeinschaftsdiakonieverbandes in der China-Inland-Mission mitarbeiteten. Heute stehen Diakonissen und Missionars-ehepaare im Dienst der „Marburger Mission GmbH.“, die gegenwärtig in Japan, auf Formosa und in Siam arbeitet.

Die „Missionsgesellschaft der Methodistenkirche in Deutschland“ (gegründet 1930) hat keine Felder in eigener Verantwortung, sondern beteiligt sich an der Arbeit der gesamten bischöflichen Methodistenkirche. Ihre Kräfte stehen in Indien, Westafrika, Japan, Südamerika und Neuguinea.





R

Grotthaus

Wünsche und Bitten an die Kirchenleitungen im Heimatgebiet der Rheinischen Mission.

(Unter besonderer Berücksichtigung der durch die Kirchenkreis-Vertreter für Mission in Westfalen, Nassau-Hessen und Kurhessen-Waldeck auf den Tagungen in Hamm am 21. 10. 54 und Herborn am 25. 10. 54 erarbeiteten Grundsätze und Vorhaben.)

I. Bildung oder Stützung kirchlicher Ämter und Dienst der Wahrnehmung kirchlicher Missionsverantwortung.

1.) Im Bereich der Gemeinde.

- a) Die Kirchenleitungen werden gebeten, die Gemeinden selbst dazu aufzurufen, mehr als bisher ihre Verantwortung für die Weltmission wahrzunehmen. (hess. Protokoll, Beschluss III, 6)
- b) Im Blick auf den Verkündigungsdienst des Gemeindepfarrers:
Die Kirchenleitungen werden gebeten, um der Erneuerung der Predigt als Missionspredigt willen für den der Weltmission gebührenden Platz in der Ausbildung der Theologen (Th. Studium, Pastoral-Kollegs) zu sorgen. (s. westf. P. I, 1a und hess. P. III, 1)
- c) Die Kirchenleitungen werden unterrichtet über den allgemeinen Vorsatz, die Presbyterien (Kirchenvorstände) und Gemeindebeiräte (Westfalen), soweit als möglich, zu tragenden Organen der Gemeinde zu machen und Missionsarbeits- und Dienstgemeinschaften im Zusammenhang mit diesen ordentlichen Vertretungen der Gemeinde zu begründen. (westf. P. I, 3 - hess. P. III, 3)
Vergl. Proponendum der Rhn. Kltg. 1954 an die Kreissynoden und die Richtlinien für die Gemeinden durch den Missionsausschuss der Rhn. Ld.L. I, Abs. 6.
- d) Den Kirchenleitungen wird der Wunsch mitgeteilt, dem sonntäglichen Fürbitten-Gebet der Gemeinde die Anliegen der jungen Kirchen und der Weltmissionsarbeit einzufügen und diesem Bedürfnis durch etwa jährliche Zusendung von formulierten Bitten für den agendarischen Gebrauch der Gemeindepfarrer zu entsprechen.

2.) Im Bereich der Kirchenkreise (Synoden, Dekanate, Klassen).

Die Kirchenleitungen werden gebeten:

- a) die Superintendenten (Dekane) in ihrer Missionsverantwortung zu beraten und zu unterstützen: Diese sollten
den Dienst des Synodalvertreters amtlich unterstützen;
(hess. P. III, 4b)
die Bildung von Missionsausschüssen der Synoden (Dekanate), Klassen) und deren Dienst in den Gemeinden fördern; dies gilt besonders im Blick auf freiwillige Zuordnungen konkreter Missionsaufgaben durch die Synoden und Selbstbestimmung von Jahresrichtsummen in der Gabendarbringung; (westf. u. hess. Protokoll u. Anregung des rhein. Proponendums)
bei Gemeindevisitationen auf die Verbundenheit der Gemeinden mit der Weltmission achten;
bei der Beauftragung geeigneter Pfarrer für den Dienst der Missionsverkündigung und - Berichterstattung einzutreten;
(westf. P. I, 1b)

eine Pfarrkonferenz des Jahres vorwiegend oder ganz der Beschäftigung mit der Weltmission und den jungen Kirchen, sowie der Verantwortung der Gemeinden auf diesem Gebiet widmen.
(westf. P. I, 1c)

- b) wo nicht vorhanden, die Ernennung eines kirchlichen Vertreters für Äuss. Mission zur kirchlichen Ordnung zu erheben.
(hess. P. III, 4a)

3.) Im Gesamtbereich der Landeskirche und der Kirchenleitungen.

Von allen Kirchenleitungen wird erbeten:

- a) einen hauptamtlichen Dezernenten für Äuss. Mission in der Kirchenleitung zu ernennen; (hess. P. III, 7) (in Rhld. u. W. vorhd.)
b) für die Bildung eines landeskirchlichen Missionsausschusses sich einzusetzen; (hess. P. III, 8) (besteht im Rhld.)
c) landeskirchliche Missionspfarrer mit gesamtkirchlichem Auftrag zu bestellen (Ansatz in Evgl. reform. Kirche von N.W. Dschld.)
bzw. den Dienst der gesellschaftlichen Heimarbeiter durch entsprechende Bevollmächtigung als Dienst kirchlichen Auftrages zu kennzeichnen; (Ansatz: Kurhessen)
d) regelmässige Besprechungen der Kirchenleitung mit Vertretern der Missionsleitung am Ort der Kirchenleitung abzuhalten.
(In Westfalen vorgesehen).

II. Anteilnahme an konkreten Aufgaben der Mission.

Die Kirchenleitungen werden gebeten:

- 1.) den Einsatz der Synoden für konkrete Missionsaufgaben zu bejahen
2.) besondere Arbeiten und Dienste in den Jungen Kirchen als Dienst von Kirche zu Kirche, der Landeskirche als solcher (Landessynode) zuzuordnen z. B. Dienst von Lehrern an Hochschulen und Universitäten in den Jungen Kirchen;
3.) die Regelung der gleichzeitigen Beanspruchung der Gemeinden durch mehrere Gesellschaften und eine sachgemässe Vereinfachung zu fördern (vgl. Schreiben der landesk. Beauftragten in Reformiert-N.W. Deutschl. u. Regelung in Nassau-Hessen).

III. Zustimmung und Unterstützung der notwendigen Wege freier und etatmässiger Gabendarbringung.

Die Kirchenleitungen werden gebeten:

- 1.) die noch vorhandenen Unklarheiten über die selbstverständliche und ausschliessliche Verwendung der Kollekten bei Missionsfesten für Äuss. Mission durch entsprechende Anweisungen zu erheben;
2.) die Bejahung und Selbstbestimmung von Richtsummen der Gabendarbringung in den Synoden und Kirchengemeinden ihrerseits zu bejahen; (westf. u. hess. Protokoll; Anregung in rhn. Richtlinien)
3.) die gegebenenfalls stattfindende Auffüllung der freiwilligen Opfer zur Erreichung der Richtsumme durch einen Differenzbetrag aus der Kirchenkasse (an Gemeinden u. Synoden) zu bejahen;
4.) die einmalige Bestimmung von Etatmitteln für eine besondere

Notlage der Mission zu bejahen;

- 5.) die Gehälter für Sonderbeauftragte der Mission bei den Jungen Kirchen (z. B. Hochschul-Professoren) und Anteil der Gehälter der Heimatarbeiter der Mission auf eine landeskirchliche Weise und aus landeskirchlichen Mitteln zu tragen.

A b s c h r i f t

Bericht

Über die kirchliche Betreuung von evangelischen Christen in dem neuen Stahlzentrum Rourkela / Orissa Prov. India.

1. Voraussetzungen:

Missionsdirektor Lokies informierte mich bereits 1954 im Anschluß an die Sitzung für Weltmission des LWB in Heekelum (Holland) über die Aufgaben und Pläne in dem neuen Stahlzentrum der Indian Steel Company in Rourkela, Orissa Province India. Seitdem sind diese Pläne sowohl von der Evangelisch-Lutherischen Goßnerkirche in Bihar wie von der Federation of Lutheran Churches in India, wie auch von der Kommission für Weltmission und dem Lutherischen Weltdienst des Lutherischen Weltbundes in Verbindung mit verschiedenen deutschen Stellen unablässig erörtert worden. Praktisch geschehen ist leider noch sehr wenig. Darum habe ich, dem Wunsche von verschiedenen Seiten nachgebend, auf meiner Indien-Reise im Januar und Februar 1956 auch Rourkela zusammen mit Herrn Missionar Borutta von der Goßnerkirche besucht. Ich konnte dabei Besprechungen führen mit:

1. dem indischen Executiv-Ingenieur in der Planungsabteilung, Herrn Chakraboti,
2. den deutschen Dipl. Ingenieuren J. Moneke und Schläfer, die für die deutschen Firmen Krupp und Demag maßgebend an den Planungsarbeiten beteiligt sind,
3. dem Generalkonsul, Herrn von Pochhammer in Bombay,
4. ferner mit verschiedenen irgendwie beteiligten kirchlichen Stellen in Indien.

2. Allgemeines:

Rourkela ist eins der vier großen indischen Stahlprojekte, von denen je eins von der indischen Zentralregierung in kluger Ausnutzung der welt-politischen Gegebenheiten mit Hilfe der Amerikaner, Engländer, Russen und Deutschen gebaut wird. Demgemäß sind in Rourkela die deutschen Firmen Krupp und Demag nicht nur als beratende Ingenieurs-Firmen beteiligt, sondern werden auch neben anderen deutschen und internationalen Firmen am Aufbau dieses bislang auf 1 Mill. Tonnen Kapazität veranschlagten Stahl- und Walzwerkes stärkstens beteiligt werden. Rourkela befindet sich an der Hauptbahnstrecke Bombay - Kalkutta im südlichen Teil des Industriegebietes von Bihar/Orissa, das durch das Vorkommen von hochwertigen Mangan-, Eisen- und Kohlelagern einer raschen industriellen Entwicklung entgegensteht. Wo sich heute zwischen den kahlen Bergen einige Dörfer verstecken, wird in wenigen Jahren ein Industriezentrum von 80 bis 100.000 Einwohnern errichtet sein. Bislang sind in einer ultra-modernen Stadtplanung bereits einige Viertel von neuen Häusern erstellt, in denen die Ingenieure und Monteure mit ihren Familien Wohnung nehmen sollen.

3. Kirchliche Aufgaben:

- I. Es ist erfreulich zu beobachten, daß die indische Christenheit so wach und weitschauend ist, daß sie von vornherein beim Bekanntwerden dieser Pläne

Pläne ihre Verantwortung für die rechtzeitige Betreuung der in einem solchen Zentrum aus allen Teilen Indiens zusammenströmenden evangelischen Christen erkannt hat. Dabei fällt die natürliche Verantwortung für die evangelisch-lutherischen Christen in erster Linie der schon in diesem Gebiet seit 100 Jahren tätigen Evangelisch-Lutherischen Goßnerkirche zu. Für Außenstehende ist wichtig zu erkennen, daß der prozentuale Anteil der Christen unter gelernten Arbeitern und Angestellten eines solchen Industriewerkes erheblich höher sein wird als es der Bevölkerungsstatistik entsprechen würde. Denn es handelt sich hier um bildungsmäßig fortgeschrittene Menschen, die zum guten Teil entweder selbst Christen sind oder durch christliche Schulen gegangen sind. Es wird darum alles darauf ankommen, daß die lutherischen Kirchen Indiens von Anfang an auf dem Platze sind und die vielen tausend Arbeiter, die dort zusammenströmen, in den ersten Jahren des Einlebens erfassen und zu einem aktiven gemeindlichen Leben sammeln können. Die Goßnerkirche ist glücklicherweise seit mehreren Jahrzehnten durch eine christliche Gemeinde von einigen hundert Seelen in der geschlossenen Siedlung Purnapani mitten im Zentrum der geplanten Großstadt im Bezirk 18 des Stadtplanes vertreten. Sie besitzt dort ein Grundstück, auf dem sich eine gut gepflegte geräumige Lehmkapelle mit Ziegeldach befindet. Das frühere Schulgebäude ist leider völlig verschwunden. Angrenzend an das Kapellengrundstück befindet sich ein der Gemeinde gehöriger eingezäunter christlicher Friedhof. Ein eingeborener Katechet hält regelmäßig die Gottesdienste in dieser Gemeinde.

Selbstverständlich muß ein solcher Komplex jedem modernen Stadtplaner ein Dorn im Auge sein. Die schnurgeraden Straßen, die ringsherum gezogen werden, werden an diesem Punkt gestört. Der umliegende Grundbesitz ist weit und breit enteignet worden und den Christen wird geraten, sich in der weiteren Umgebung - etwa 30 bis 50 km außerhalb - einen neuen Dorfplatz mit Grund und Boden anweisen zu lassen. Aber es entspricht dem indischen Gesetz, daß geweihter Boden unter keinen Umständen enteignet werden kann. Als der Friedhof durch die Straßenführung und Häuserbauten bedroht erschien, und die Christen gegen die Verletzung des Friedhofes Verwahrung einlegten, wurde sofort die Weiterführung der Straße an diesem Punkt abgebrochen und der Grundsatz der Unverletzlichkeit des geweihten Bodens anerkannt. Ich habe persönlich auf dem Bezirksplanungsamt 18 mich in Anwesenheit von Missionar Borutta und Mitgliedern der Gemeinde davon überzeugt, daß das Kirchengrundstück und der Friedhof auf dem Stadtplan sauber ausgeklammert sind und - jedenfalls zunächst - intakt bleiben werden.

Von daher ergibt sich die Möglichkeit, auf diesem Grundstück im Herzen der Stadt das vorhandene christliche Zentrum auszubauen und zu erweitern. Es wird Aufgabe der Goßnerkirche sein, dies ihr Eigentum zu schützen, alle Übergriffe zurückzuweisen und durch intensivierte Betreuung und Bebauung hier einen Sammelpunkt für die indische evangelische Christenheit zu schaffen. Selbstverständlich bedarf diese Kirche dazu der Assistenz der übrigen lutherischen Kirchen Indiens, insbesondere auch der benachbarten Evangelisch-Lutherischen Kirche im Jeypurlande (Süd-Orissa). Es wäre un- in mittelbaren Verhandlungen des Kirchenpräsidenten Tiga an höchster Stelle in Delhi zu klären, daß die Genehmigung für den Ausbau dieses Gemeindezentrums gegeben wird. Es besteht dabei die Gefahr, daß die indischen Behörden sich auf den Standpunkt stellen; den bisherigen Gebäuden geschieht nichts, aber es dürfen keine neuen Gebäude errichtet werden. Aber den vereinten Kräften der Federation of Lutheran Churches of India sollte es gelingen, diese Gefahr abzuwenden.

II. Eine ganz andere Seite des Problems betrifft die in Rourkela sich ansiedelnden Deutschen und europäischen evangelischen Christen. Es ist damit zu

zu rechnen, daß eine beträchtliche Kolonie von Ingenieuren, Monteuren und Handelsvertretungen sich bilden wird. Selbstverständlich werden die Kontrakte mit den einzelnen Experten immer nur für wenige Jahre abgeschlossen werden. Niemand kann sich dem immer wieder ausgesprochenen Willen der Inder verschließen, diese Industriezentren, wenn sie erst aufgebaut sind, in eigener Regie und möglichst ohne europäische Mitwirkung zu verwalten. Aber ~~man~~ man wird ebenso nüchtern sagen müssen, daß sich für die nächsten 10-20 Jahre eine Kolonie von wesentlich deutschen Kräften in Rourkela sammeln wird, die auch ihrerseits der kirchlichen Betreuung bedarf, zumal auch in den benachbarten Gebieten von Tatanagar, Jharsuguda und Sambalpur zahlreiche deutsche Facharbeiter und Handelsvertreter vorhanden sind. Hier muß durch das Zusammenwirken von deutschen und europäischen kirchlichen Stellen mit den indischen Kirchen erreicht werden:

1. die rechtzeitige Sicherung eines Grundstücks für ein kirchliches Zentrum in dem Stadtteil, in dem wesentlich die Europäer wohnen werden und
2. die Bereitstellung eines ev.-luth. Pfarrers, der die kirchliche Betreuung übernehmen kann.

Da die deutschen Firmen Krupp und Demag federführend sind, sollten auch sie auf ihre Verantwortung für die Fachkräfte, die sie stellen, anzusprechen sein. Vor allen Dingen würde es notwendig sein, ein Einreisevisum für einen solchen deutschen Pfarrer durch Verhandlung auf höchster Basis sicherzustellen. Glücklicherweise ist in der Planungsabteilung bereits nicht nur ein Platz für die zukünftige Kirche vorgesehen, sondern auch schon ein Bauplan von Herrn Dipl.-Ing. Moneke entworfen worden, der ein würdiges Gotteshaus für maximal ca. 300.000 Rupies vorsieht. Es wäre ebenfalls im Zusammenhang damit zu bedenken, daß eine deutsche Schule und ein Kindergarten mit entsprechendem Personal notwendig werden. Diese Pläne stoßen bei den bisher beteiligten deutschen Stellen auf großes Interesse. Auch die indische Regierung wird sich dem Gedanken nicht verschließen können, daß die deutschen Facharbeiter in ihrer eigenen Sprache eine Möglichkeit des Gottesdienstes beanspruchen können. Bei ihrer bekannten Toleranz werden kaum Schwierigkeiten zu erwarten sein, wenn diese Pläne in geeigneter Weise vorgetragen werden.

Es wird für die nächsten 10 - 20 Jahre notwendig sein, zwischen der Betreuung der indischen Christen und der europäischen zu unterscheiden. Aber dabei muß von vornherein durch engste Zusammenarbeit mit den indischen Kirchen sichergestellt werden, daß alles, was von Europa her in Indien geschieht, in der "Partnerschaft des Gehorsams" erfolgt.

Die Instanzen, die naturgemäß beteiligt sind, sind:

1. Präsident Tiga von der Ev.-luth. Goßnerkirche in Bihar,
2. Bischof Dr. R. B. Manikam als Präsident der Federation of Lutheran Churches in India,
3. Dr. Biekeli von der Kommission für Weltmission des LWB, Genf
4. Mr. Reuben Baetz, LWB, Genf
5. Missionsdirektor Lokies, Goßner-Mission, Berlin
6. Landesbischof D. Dr. Lilje, Hannover, als Präsident des LWB
7. Bischof D. Dr. Dibelius, Berlin, als Vorsitzender des Rates der EKD
8. Geschäftsstelle des DNK, Hannover

Dieses Memorandum wird darum diesen Stellen zugeleitet.

Hannover, den 11. 4. 1956

(Oberkirchenrat Dr. Fr. Hübner)

A u s z ü g e
aus Briefen von Missionar Borutta betr. Rourkela.

I.

Chaibasa, 25. XI. 1955.

Als ich in Ranchi war, beauftragte mich Tiga mit Rourkela. Ich soll mich um den Bauplatz und um die Pläne kümmern und alles für die Sitzung der L.W.F. in Madras vorbereiten. Zuerst hatte unsere Kirche Mr. Kandulna mit dieser Arbeit beauftragt, da er aber bis heute nichts getan hat, wurde ich gebeten, mit ihm diese Angelegenheit zu einem Abschluß zu bringen. Ich habe den Auftrag angenommen. Am 2. Dezember werde ich mit Kandulna nach Rourkela reisen und dort müssen wir sehen, welche Schritte weiter zu unternehmen sind. Eine Reise zum Head Office der Hindustan Steel Ltd. nach Calcutta wird wohl erforderlich sein, wenn nicht sogar nach Delhi. Sobald sich hier ein klares Bild ergeben hat, werde ich Sie benachrichtigen.

II.

Chaibasa, 29. XII. 1955.

In einem meiner letzten Briefe hatte ich Ihnen geschrieben, daß die Kirche mich mit dem Projekt Rourkela beauftragt hat.

Mit Mr. Kandulna habe ich Rourkela aufgesucht. Dabei haben wir festgestellt:

1. Unser Compound Purnapani liegt mitten in der werdenden Stadt (Zentrum).
2. Der Compound ist groß genug für eine größere Kirche, ein Pfarrhaus und für ein Hostel.
3. Zur Zeit ist der Kirchencompound noch unberührt.

Eine wichtige Frage ist: wird unsere Kirche den Compound halten können? Die Kirche hat bereits bei der Regierung in dieser Hinsicht Schritte unternommen.

Einen weiteren Besuch haben Kandulna und ich in Calcutta gemacht. Offiziell ist er vergeblich gewesen. Wir trafen den Direktor der Hindustan

Steel

steel LTD nicht an. Hier wird ein Besuch in Delhi erforderlich werden. Vergeblich war der Besuch nicht. Ich hatte die Gelegenheit den Stadtplanungs Dipl.Ing.zu sprechen, der uns gegenüber sehr freundlich war. Auf meine Bitte hin macht er für uns den Plan der Kirche für Rourkela. Einen Kostenanschlag bekomme ich auch. So habe ich für meine Reise nach Madras den Plan und Kostenanschlag für die Kirche, den Kostenanschlag für das Pfarrhaus. Das Hostel müssen wir selber veranschlagen. Die wichtigste Frage ist die Landfrage, die sich aber nicht so schnell lösen wird, da in ihr viele andere Fragen verwickelt sind. Um sie zu lösen, werden wir schon nach Delhi müssen.

III.

Chaihesa, 30.I.1956.

Eine Beratung hat in Madras, Gurukul stattgefunden.

Es nahmen teil: Bischof Manikam,

Dr. Birkeli,

Präsident Tiga,

Berutta.

Beschlossen wurde:

1. Die Landfrage muß zuerst gelöst werden. Die Goßner Kirche soll diese Sache energischer betreiben.
2. Die Kirche soll über die Lutheran Federation of India (Bischof Manikam) einen Antrag für die notwendigen Gelder, die für Rourkela erforderlich sind, stellen. Die Frage blieb offen, wer das Geld geben wird.

Tiga stellte Dr.Birkeli die Frage, wer denn jetzt die Ausgaben trägt, die durch die Vorbereitungen-Reisen nach Rourkela, Delhi und Calcutta entstehen? Die Antwort war: Die Goßner Mission.

So gingen wir auseinander. Es war keine Zeit mehr vorhanden. Daß ich mit dieser Art von Beratungen, die ein Stehkonvent waren, nicht sehr zufrieden war, versteht sich. Wenn Dr.Birkeli immer nur so wenig Zeit hat, dann

dürfen

dürfen wir von ihm nicht viel erwarten.

Ich hatte nun eine äußerst günstige Gelegenheit während jener Tage, wo ich das Anliegen Rourkela nach allen Seiten besprechen konnte. Die Reise von Tranquebar-Medras fuhren Bischof Lilje und ich allein in einem Abteil. Demnach kommt Br. Hübner zu uns, nachdem Pastorenkursus in Ranchi. Ich werde mit ihm nach Rourkela fahren und alles mit ihm besprechen können. Ich hoffe sehr, daß wir einen, so weit es möglich sein wird, Plan fassen werden, nach dem wir unser Ziel verfolgen. Ich glaube, wir sollten uns mehr auf die deutsche Kirche wegen Unterstützung verlassen, als auf Genf, da ja Rourkela auch mehr eine deutsche Angelegenheit ist. Es wäre schon gut, wenn Sie mit Bruder Hübner die Verbindung aufnehmen würden. Ich werde ihm alle Informationen, die ich habe, mitteilen, damit Sie hinter die "tricks" schauen, die hier gespielt werden. Offiziell soll Rourkela eine Stadt ohne Gott werden. Kein Tempel, keine Kirche. In Wirklichkeit sieht die Geschichte aber anders aus. Das will ich meinem Brief aber nicht anvertrauen.

Meine Hauptaufgabe ist zur Zeit, zu sorgen, daß die Kirche die Landfrage löst. Ich muß aber immer im Hintergrund bleiben, da die Regierung die Einmischung des Missionars ablehnt. Meine zweite Aufgabe wird die sein: während der meetings des Full C C zu sorgen, daß die Kirche schon jetzt die Einladung für den deutschen Pfarrer erledigt. Die Katholiken haben bereits ihren Mann in der nächsten Nähe von Rourkela.

Ihre Aufgabe sollte es auch schon jetzt sein, die Geldangelegenheit aufzunehmen. Wir müssen ungefähr 200 000 bis 250 000 Rs. dafür veranschlagen.

Die Kirche, die der Stadtplanungs Dipl. Ing. Herr Moneke entworfen hat, kostet Rs. 350 000. Das ist ja für uns ein Ding der Unmöglichkeit. Damit Sie ganz genau im Bilde sind, werde ich Ihnen den Plan, die Briefe zuschicken. Eine romanischer oder gotischer Bau kommt nicht in Frage. Die

Kirche

Kirche muß in das Stadtbild passen und außerdem soll sie auch nicht auffallen, um von "vernherein" jeden "Anstoß" in der Hinduwelt zu vermeiden.

S

Sonderdruck

aus

„DIE MITARBEIT“

Evangelische Monatshefte zur Gesellschaftspolitik

Heft 4 · Juli 1957 · 6. Jahrgang

Das „Seminar für kirchlichen Dienst in der Industrie“

Von HORST SYMANOWSKI

1. Zielsetzung des Seminars

Unter den „Anlagen“ zur Entschließung der Synode Espelkamp 1955 heißt es: „Es wäre zu fragen, ob für den Dienst an Schwerpunkten der Industrie geeignete Pfarrer eine spezielle theoretische und praktische zusätzliche Ausbildung empfangen sollten. Hierfür bietet sich die Möglichkeit beispielsweise innerhalb der von Pfarrer Symanowski der Synode geschilderten Arbeit in Mainz-Kastel (Rhein).“ An diesen Satz erinnerten wir, als wir zu Beginn des Jahres 1956 den Landeskirchen anboten, Pfarrer und Vikare für ein halbes Jahr nach Mainz-Kastel in das neue „Seminar für kirchlichen Dienst in der Industrie“ zu entsenden.

Der erste Kursus begann am 1. 11. 1956. Sieben Landeskirchen hatten 13 Pfarrer und Vikare geschickt. Das Ziel bestand darin, die Seminarteilnehmer in Theorie und Praxis mit den Problemen in der industriellen Gesellschaft bekanntzumachen und mit ihnen über ihre Lösung nachzudenken. Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß die Ausbildung der Theologen an dieser Stelle eine Lücke aufweist. Das hat auch die Synode in Espelkamp festgestellt. In dem halbjährigen Seminar konnte nun zumindest soviel deutlich gemacht werden, daß der Teilnehmer erkannte, in welcher Richtung er weiterzuarbeiten hat. So hatte das Seminar nicht den Zweck, Experten für den Dienst in der Industrie zu schaffen, sondern den Theologen zu einer klareren Beurteilung der uns heute in Kirche und Gesellschaft gegebenen Situation zu verhelfen, ihnen aber auch Mut zu neuen Wegen kirchlicher Arbeit zu machen. Hierfür war das Zusammenleben mit 90 Lehrlingen und Jungarbeitern im Gossnerhaus hilfreich. Ebenso waren die regelmäßig im Gossnerhaus stattfindenden Begegnungen mit Arbeitnehmern und Arbeitgebern für das Seminar als Anschauungsunterricht wertvoll. Hier konnte ein Versuch gezeigt werden, der nicht einfach nachzuahmen ist, aber doch Mut machen kann, der jeweiligen Situation entsprechende Wege zu gehen. Das Seminar will den Landeskirchen helfen, allmählich zu einem Stamm von Pfarrern zu kommen, die in besonderer Weise an der Bewältigung kirchlicher Aufgaben im Raum der industriellen Arbeitswelt mitarbeiten können. Ob sie von ihren Landeskirchenämtern in Industriegemeinden oder in Sonderdiensten für die moderne Arbeitswelt angesetzt werden, unterliegt nicht mehr der Entscheidung des Seminars.

2. Ablauf, Lehrplan, Dozenten

Der erste Kursus begann am 1. November 1956 und dauerte bis Mitte April. Die theoretische Arbeit wurde durch eine siebenwöchige, praktische Fabrikarbeit unterbrochen, die vom 4. 2. bis 23. 3. 1957 in zwei chemischen Werken, einem Zement-Werk und einer Papierwarenfabrik abgeleistet wurde. Zum Abschluß des Seminars fand im April in Berlin ein Treffen zwischen den Teilnehmern des Seminars, Theologen und Marxisten aus der DDR statt, bei dem über die Probleme des „gesellschaftlichen Eigentums“ referiert und diskutiert wurde; bei dieser Gelegenheit konnten landwirtschaftliche und industrielle „volkseigene“ Betriebe der DDR besichtigt werden.

Die Vorlesungen, deren wichtigste hier aufgeführt seien, lassen sich in vier Hauptbereiche gliedern:

I. Die Kirche in der modernen Welt

Einführung in die kirchliche Arbeit in der industriellen Welt; konkrete Erfahrungen des Gossnerhauses, 5 Stunden.

Kirche und Arbeiterschaft, 5 Stunden.

Die Arbeit des Sozialamtes der Westfälischen Kirche und die Sozialseminare, 5 Stunden.

Laienarbeit in der Gemeinde, Erfahrungen und Vorschläge, 6 Stunden.

Die französischen Arbeiterpriester, 8 Stunden.

La Communeauté de Taizé.

Die ökumenische Marienschwesternschaft.

Die Bruderhöfe.

II. Kirchliche Soziallehren

Auslegung des Evangeliums in der modernen Welt, 15 Stunden.

„Arbeit“ im Alten Testament, 20 Stunden.

Grundlagen der evangelischen Sozialethik, insbesondere Fragen des Eigentums und der Sozialisierung, 9 Stunden.

Diakonia im Neuen Testament, bei Luther und in der heutigen kirchlichen Praxis, 5 Stunden.

Besitz im Spätjudentum und bei Jesus, 5 Stunden.

Grundlagen der katholischen Sozialethik, 5 Stunden.

III. Soziologie, Wirtschafts- und Gewerkschaftslehre

Betriebssoziologie, 5 Stunden.

Gruppe und Gemeinschaft, 3 Stunden.

Die Familie in der modernen Welt, 7 Stunden.

Human und Public-Relations, 3 Stunden.

Von der Handarbeit zur Maschinenindustrie, 5 Stunden.

Liberalismus, 5 Stunden.

Entwicklung des Kapitalismus, 5 Stunden.

Refa-System und Arbeitsplatzbewertung, 5 Stunden.

Geschichte, Organisation und Programm der Gewerkschaften, 15 Stunden.

IV. Marxismus, Ostprobleme

Der junge Marx; seine Anthropologie, 5 Stunden.

Marx' Analyse und Voraussage der kapitalistischen Entwicklung, 5 Stunden.

Der Marxismus in Rußland (Lenin, Stalin), 5 Stunden.

Marxismus heute in Rußland, China, Jugoslawien, 10 Stunden.

Marxismus und Theologie, 8 Stunden.

Eigentum in der marxistischen Sicht, 5 Stunden.
Erziehungsfragen in der DDR, 3 Stunden.

In den Vorlesungen wirkten u. a. als Dozenten mit: Pfarrer Dr. Thier, Dr. L. Wiedemann, Evangelische Sozialakademie/Friedewald); Henry Lillich (Bundesgeschäftsführer der Evangelischen Aktionsgemeinschaft für Arbeiterfragen / Bad Boll); Dipl.-Volkswirt Martin Donath (Sozialreferent der Evangelischen Kirche in Baden / Karlsruhe); Prof. Dr. Herbert Braun (Johannes-Gutenberg-Universität / Mainz); H. Tulatz (Leiter der DGB-Bundesschule Oberursel); Dipl.-Volkswirt Heinz Raspini (Mannheim); Prof. Dr. Oswald von Nell-Breuning SJ. (Sankt Georgen / Frankfurt-Offenbach); Pastor Theodor Brandt (Evangelisches Sozialamt der Evang. Kirche in Westfalen / Villigst); Dipl.-Volkswirt Abel (Firma Dyckerhoff-Zement-Werke / Wiesbaden-Amöneburg).

Ferner diente den Teilnehmern des Seminars als Diskussionsgrundlage das Referat von Klaus von Bismarck (Evangelisches Sozialamt / Villigst) über „Das diakonische Amt der Kirche“.

Neben der theoretischen Arbeit gab es zahlreiche Besuche in großen Industriewerken, darunter BASF-Ludwigshafen; Opelwerke-Rüsselsheim; Dyckerhoff-Zement-Werke / Wiesbaden-Amöneburg; MAN-Mainz sowie Blendaxwerke-Mainz. Die Kursusteilnehmer hatten anlässlich dieser Betriebsbesuche reichlich Gelegenheit, sich mit Vertretern der Werksleitung sowie des Betriebsrates zu unterhalten.

Besonders interessant waren außerdem der Besuch und die ausgedehnte Diskussion in der DGB-Bundesschule Oberursel und im Seminar der Arbeiterwohlfahrt in Mannheim.

3. Die Erfahrungen der Teilnehmer

Es war deutlich zu erkennen, wie den Theologen besonders durch die Verbindung von Theorie und Praxis der Blick für den in den Wirtschaftsmechanismus eingespannten Menschen geschärft wurde. Nach unseren Erfahrungen würden wir deshalb abraten, Theologiestudenten ohne eine gründliche Vorbereitung in die Industrie zu senden. Zumindest sollte während des Fabrikeinsatzes der Student jemand haben, der mit ihm die auf ihn zukommenden Fragen bespricht, wenn dieser Fabrikeinsatz für das Theologiestudium und die spätere praktische Arbeit im Pfarramt etwas austragen soll. Erst durch die theoretische Beschäftigung mit den Problemen der industriellen Arbeitswelt wurde den Seminarteilnehmern die Situation am Arbeitsplatz deutlich, wie umgekehrt die Arbeit in der Fabrik die theoretischen Erkenntnisse klärte. Das gilt besonders für die Frage der Schichtarbeit, der gleitenden Arbeitswoche, der Frage nach dem Verhältnis von Produktion und Konsumtion, Individuum, Kollektiv und Gemeinschaft. „Wenn es stimmt, daß das Alte und das Neue Testament den einzelnen Menschen immer gebunden sieht in seiner Beziehung zur Gemeinschaft (1. Kor. 12, Eph. usw.: die Kirche ist der Leib Christi), tun wir dann nicht dem Einzelnen Unrecht, wenn wir Entscheidungen von ihm verlangen, ohne seine Beziehung zu einer sozialen, gesellschaftlichen Gebundenheit zu sehen?“ (W. Sch.-Lübeck). „Um des Bruders Christi willen wird die Struktur eines Betriebes, einer Wirtschaftsordnung oder eines Staates zum Aufgabenfeld eines verantwortlichen Christen. In der Wahrnehmung solcher Aufgaben ist er erst Christ“ (K. M.-Hannover). Unausweichlich tritt im Seminar die Frage nach

der konkreten Verkündigung vor den Theologen. „Was der Arbeiter vom Theologen erwartet, ist darum auch zuerst und vor allem echte Lebenshilfe, Antworten vom Evangelium her, die in der völlig unsentimentalen, harten und realistischen Welt, in der er lebt, wirkliche Antworten sind und keine Vertröstungen oder Hinweise auf eine Welt der Innerlichkeit oder eines höheren Wesens, die nun einmal nicht seine Welt ist und es niemals werden kann“ (W. F.-Hannover). Wie schwer und oft unmöglich es ist, diese „Antworten vom Evangelium her“ zu geben, war für manchen eine bedrückende, aber auch ernüchternde Erfahrung: „Obwohl zu Pfarrern ausgebildet, konnten wir den Arbeitern in diesen Wochen wenig Helfendes bringen oder sagen; jedenfalls wenig von dem, was wir gelernt hatten. Dies lag nicht nur an der Kürze dieser Zeit, nicht nur an dem mangelhaften Bild, das die Arbeiter im Laufe der Zeit von der Kirche schon bekommen haben, sondern vor allem daran, daß auch uns die helfenden Antworten auf die Lebensnöte dieser Menschen fehlten. Wir merkten das sehr deutlich, indem wir uns selbst in die Lage dieser Arbeiter hineinbegaben“ (H. H.-Rheinland). Wie besonders Schichtarbeit und gleitende Arbeitswoche zwangsläufig zu einer Entfremdung vom kirchlichen Leben und von einem Gemeinschaftsleben überhaupt führen, wurde jedem erschreckend klar, der in diesen Arbeitsrhythmus eingespannt war. Zur Veranschaulichung dafür wurden sieben Seminaristen, die in vier Fabriken arbeiteten, als eine Familie angesehen. Am Ende der siebenwöchigen Arbeitszeit zeigte die während dieser Zeit geführte Zeittafel, daß sich zwei Seminarteilnehmer drei Wochen überhaupt nicht begegnet waren, obwohl sie Zimmernachbarn waren. Alle sieben aber waren nur an einem einzigen Sonntag in den Tagesstunden gleichzeitig frei. Zwei von ihnen hatten während der sieben Wochen nur zweimal den Sonntagvormittag arbeitsfrei, dies aber nach einer Doppelschicht am Freitag/Sonnabend, nach der sie todmüde erst gegen Mitternacht nach Hause kamen. „Sind die Belastungen durch die Schichtarbeit auch von uns besonders stark empfunden worden, so können sich doch auch Arbeitskollegen, die schon Jahrzehnte diese Arbeit tun, nie wirklich daran gewöhnen. Sie empfinden die Schichtarbeit wie eine permanente Strafe. Es trifft sie besonders empfindlich, wenn sie am Sonntag zu einer Zeit von der Arbeit wiederkommen oder zur Arbeit gehen müssen, zu der andere einen gemütlichen und erholsamen Sonntag genießen. Sie sagen darum: Schichtarbeit ist erfunden worden für Leute, die Vater und Mutter totgeschlagen haben. Unter der Schichtarbeit leiden auch sehr die Familienverhältnisse!“ (H. M.-Westfalen). Dieser Seminarteilnehmer war vor seinem Theologiestudium gelernter Maurer gewesen, stellte aber fest, daß sein ehemaliger Beruf als Maurer gar nicht mit der Tätigkeit eines Maschinenarbeiters im Schichtsystem zu vergleichen war. „Dieser Arbeitsrhythmus prägt vor allem ein ganz bestimmtes Bewußtsein aus, dessen Hauptmerkmal ein starkes Gefühl der Ohnmacht und der Hoffnungslosigkeit ist“ (W. F.-Hannover). Hier schreit alles nach einer frohen Botschaft! Wer kann sie sagen? „Es ist nicht erforderlich, den Nebenmann nach seiner Meinung über die Kirche zu befragen. Man kann sich selber fragen: was hältst Du als Arbeiter von Dir als Pastor? Was hältst Du von dem, was sich Dir hier von der Maschine her gesehen als Kirche darstellt?“ (H. M.-Westfalen). In einer Besprechung zwischen Seminar und Schichtführern verschiedener Werke erkannten wir, daß diesen Männern seit Jahren dieselben Fragen zusetzen und sie sich freuten, mit Theologen darüber sprechen zu können. Aber auch die Arbeitskollegen an den Maschinen erwarteten etwas von den Pastoren an ihrer Seite. „Sie nahmen uns so auf, wie sie jeden anderen

Neuling aufnehmen würden. Auch als sie erfuhren, daß wir Theologen und einer von uns sogar Pfarrer waren, änderte sich an ihrem Verhalten uns gegenüber nichts. Sie wunderten sich lediglich, wieso ausgerechnet ein Pfarrer zu ihnen kam und vermuteten zuerst, wir hätten Schwierigkeiten mit der Kirche gehabt und müßten nun unser Geld in der Fabrik verdienen. Erst als wir ihnen klarmachten, daß wir an einem Seminar teilnahmen, das sich speziell mit ihren Problemen befasse, begannen sie aufzuhorchen und Fragen an uns zu stellen. — Überhaupt habe ich später aus Gesprächen mit den Arbeitskollegen erfahren, wie sehr sie auf Kollegen oder Vorgesetzte achten, wenn sie wissen, daß diese Wert darauf legen, als bewußte Christen zu gelten. Sie nehmen sie dann oft beim Wort und legen Maßstäbe an ihr Verhalten, wie sie es bei keinem anderen tun würden. Aus diesem Grunde lehnten wir auch das Angebot der Betriebsleitung, nur in Frühschicht zu arbeiten, ab. Es stellte sich am Schluß der Arbeitszeit heraus, daß gerade diese Entscheidung die Brücke zu den Kollegen geschlagen hatte. Denn nun waren wir genau so wie sie ‚verkauft‘, wie sie es nannten; wir waren genau so erschöpft, genau so ausgelaucht, genau so reizbar und nervös wie sie. Durch die gleichen Arbeitsbedingungen waren wir mit ihnen solidarisch geworden und wurden von ihnen auch dementsprechend behandelt, d. h. wir waren ihre Arbeitskameraden, vor denen man kein Blatt vor den Mund nahm, die man zu Hilfe rief und denen man sich auch anvertraute. Das Letzte um so mehr, weil man wußte, daß wir darüber hinaus noch Theologen waren und schweigen würden, wenn sie uns etwas erzählten“ (W. F.-Hannover).

Die oft in kirchlichen Kreisen gestellte Frage: wie kommt man an die Menschen in der Industrie heran? war für die Seminarteilnehmer schnell beantwortet. Sie lebten im Gossnerhaus mit ihnen zusammen, sie trafen sie bei Veranstaltungen im Haus und sie arbeiteten mit ihnen schließlich zusammen. „Ich möchte daher betonen, daß uns das praktische Leben im Gossnerhaus ebenso belehrt hat wie etwa die Vorträge. Es ist hier nicht der Ort, die neuen Formen von Andachten und Begegnungen mit Arbeitern zu schildern, die Pfarrer Symanowski in langjähriger Arbeit entwickelt hat. Es war für uns aber sehr bedeutsam, während unserer theoretischen und praktischen Beschäftigung mit der industriellen Welt in einem Heim zu leben, in dem 90 Lehrlingen und Jungarbeitern täglich das helfende Wort angeboten wird, wozu freitags und sonntags auch noch Arbeiter von außerhalb kommen. Hier wird die Kirche praktisch von den Arbeitern gefragt, sie kommen mit all ihren Sorgen und Problemen. Fertige Antworten hat man selten für sie bereit, wohl aber die innere Bereitschaft, mit ihnen und für sie zu denken, zu suchen und zu beten. Öfters finden sie dann selbst die Antwort. In ihrem Denken und Handeln ist vieles neu geworden, was sie selbst zwar meist noch nicht christlich nennen mögen, um sich nicht von ihren Betriebskollegen abzusondern. Daß hier eine echte und Dauer versprechende Begegnung Christi mit Industriearbeitern angefangen hat, ist mir persönlich kein Zweifel. Ich könnte mir keinen besseren Ort als das Gossnerhaus vorstellen, um ein Seminar wie dieses auf eine anregende und fruchtbare Grundlage zu stellen“ (H. H.-Rheinland).

Es war also gut, das Seminar mit dem Beispiel der Kasteler Arbeit zu verbinden. Aber damit waren noch nicht die theologischen Fragen beantwortet; im Gegenteil — sie entzündeten sich gerade an der Praxis dieses Versuches. Tritt etwa die Rechtfertigung vor Gott zugunsten eines ‚sozialen Evangeliums‘ zurück? Diese Frage wurde besonders eingehend im Seminar erörtert, nach-

dem das Problem des Christseins im Betrieb in dem Postulat pointiert worden war: das tätige Zeugnis des Evangeliums sei wesentlicher als die Predigt. Hier meldete sich der Zweifel, ob nicht die Grenzlinie zum Humanismus überschritten werde, ob nicht das praktische Tun erst in der Verbindung mit dem Bekenntnis Christi zum christlichen werde. In der Schlußbesprechung wurde dazu erklärt, wenn zu diesem Humanismus die Freiheit zu rechnen ist, dann muß gefragt werden, woher wir sie beziehen. Sie kommt allein aus dem Glauben an Jesus Christus. Wo wir innerhalb der sozialen Abhängigkeit eben letztlich nicht abhängig sind, steht das Wissen, daß wir mit unserem Leben nur an den Einen ausgeliefert sind. Und diese Freiheit ist eben immanent auf ideologischen Umwegen nicht zu erreichen. Im totalen Erfaßtsein von der universalen Konkurrenz dieser Gesellschaft besitzt nur die christliche Existenz jene hochnotwendige Distanz und Unabhängigkeit, die heute dringend erfordert wird, weil der soziale und ökonomische Mechanismus zur Allmacht zu werden droht.

Christliche Existenz ist aber Gliedschaft am Leibe Jesu Christi. Das bejaht jeder Theologe. Aber daß sie sich als Mitgliedschaft in dieser oder jener Kirche als soziologischer Größe und Institution, als Mitgliedschaft in einer Pfarchie ausdrückt, machte diesen Satz zum Problem, aber auch die Begegnung mit den Arbeitskollegen im Betrieb, die meist keinerlei Verbindung zu ihrer Ortsgemeinde haben. Müssen wir sie in diese zurückbringen oder besteht unsere Aufgabe darin, „nur ein Rendezvous mit dem Herrn Jesus Christus zu vermitteln“, wie der französische Berichterstatter über die Arbeiterpriester sagte? Ist unsere Kirche heute ein Hindernis auf dem Wege zu Jesus Christus oder eine Hilfe? Huldigen wir einer Art von moderner Beschneidung, wenn wir die Menschen erst zu Parochialchristen machen wollen, zu Gemeindegliedern wie wir? Das Wort Gottes heute, das ist der neue Wein, der nicht in alte Schläuche gehört. Konservieren wir in unseren Formen diese alten Schläuche? Niemand machte sich im Seminar die Antwort leicht. Es gab harte Kämpfe um sie. Aber niemand ist der Frage ausgewichen; spätestens während der Arbeit im Betrieb mußte er sich ihr stellen. Er wird sie Schritt für Schritt in den kommenden Jahren in seinem kirchlichen Dienst beantworten müssen. „Vielleicht hat es etwas für die Arbeit der Kirche sehr Verheißungsvolles, wenn wir heute allem Werbedenken entsagen müssen, weil alle propagandistisch wirkenden Worte in den Wind gesprochen sind und weil uns dieses Denken auch nicht geziemt. —

Wer werden erneut zu der Überlegung angereizt, ob die Kraft der Auferstehung Christi die Welt nicht ganz anders bestimmen könnte, leibhaft durchdringen könnte, indem z. B. mehr und mehr Christen — ohne eine Werbeabsicht für ihren Kirchenkörper — Dienst in der Welt tun im Glauben an die Macht Gottes, die in Liebe über alle Menschen verfügt“ (K. M.-Hannover).

Die Beschäftigung mit den Problemen der industriellen Gesellschaft erzeugte keine Resignation angesichts unseres Auftrages für die in dieser Gesellschaft lebenden Menschen, sondern machte Mut, diesen Auftrag zu erfüllen, wenn nötig auf ungewohnten und neuen Wegen. Die Sorge wurde oft ausgesprochen, inwieweit die Möglichkeit dem Einzelnen gegeben sein werde, das Erkannte auch zu realisieren. Hier wird ein enger Anschluß der durch das Seminar gegangenen Theologen an ihren Sozial- oder Arbeiterpfarrer in der Landeskirche von Nutzen sein. Wo es einen solchen nicht gibt, wird man einen Arbeitskreis der an diesen Fragen Interessierten und aller durch das Seminar gegangenen Pastoren bilden können. Denn gerade in solcher Arbeit ist Gemeinschaft nötig. Der erste Kursus hat gezeigt, daß einerseits einige Vorlesungen ausgebaut wer-

den müssen, andererseits die Reihenfolge einiger Vorlesungen geändert werden sollte (z. B. gehört die ev. Sozialethik ans Ende des Kursus und nicht wie diesmal an den Anfang). Unbedingt festgehalten werden die Besichtigungen der großen Werke, die Aussprachen mit Vertretern von Betriebsleitungen, Betriebsräten, Arbeitgeberverbänden und Gewerkschaften, ca. acht Wochen praktische Fabrikarbeit und d. h. schließlich die Zeit von sechs Monaten je Kursus. Die Landeskirchen können damit rechnen, daß in jedem Jahr am 1. November solch ein Kursus beginnt. Dann wird es wohl auch einzurichten sein, daß Pastoren im Amt an solchen Kursen teilnehmen, wenn etwa der Wechsel von einer Gemeinde in eine andere dazu benutzt wird, um ein halbes Jahr „Seminar für kirchlichen Dienst in der Industrie“ einzuschieben. Bei Hilfspredigern bzw. Unständigen dürfte dies noch einfacher sein. Auf diese Weise kann in jeder Landeskirche ein Kreis von Pastoren entstehen, die ihrer Kirche helfen können, die Aufgaben in der modernen Arbeitswelt und besonders in der Welt der Industrie zu sehen und zu bewältigen. Hierzu wurde das Seminar eingerichtet und bietet seinen zweiten am 1. November 1957 beginnenden Kursus an.

OHNE SONNTAG LEBEN ?

Diese Frage kommt spät - meinten meine Arbeitskollegen, als ich ihnen von dem Thema des Oldenburger Kirchentages erzählte. 'Wieviel Millionen müssen ohne Sonntag leben, weil sie an den Maschinen stehen, die nicht abgestellt werden können. Wieviel Tausende sind hinzugekommen, weil andere ihren Sonntag genießen wollen? Wieviele haben wir heute beschäftigt, um diesen Kirchentag zu begehen? Fragt den Busfahrer, den Lokführer und den Schaffner, die Angestellten der Restaurationsbetriebe, die Polizisten, die Fernsehleute und Journalisten. Es sind Millionen, die Sonntag für Sonntag arbeiten müssen. Wir wissen in der Industrie, daß bestimmte Maschinen nicht abzustellen sind. Das ist seit Jahrzehnten so. Wir hoffen von den Technikern, daß sie auch Maschinen bauen, die man abstellen kann, nicht nur solche, die schneller und länger laufen und mehr produzieren.

Wir erwarten von den Unternehmern - und gerade von denen, die Christen sein wollen - , daß Sonntagsarbeit nicht allein unter dem Gesichtspunkt von Produktionssteigerung, Rentabilität und Profit verlangt wird.

Wir mahnen die Christen unter den Arbeitern, daß sie nicht um des höheren Verdienstes willen zur Sonntagsarbeit drängen.

Aber wir alle sind aufgerufen, am Sonntag anderen Menschen so wenig Arbeit wie möglich zu machen. Du sollst deinem Mitmenschen den Sonntag nicht stehlen!

Es geht nicht darum, daß ich einen oder zwei arbeitsfreie Tage in der Woche habe. Es geht um den gemeinsamen arbeitsfreien Tag. Den habe ich aber nicht als Schichtarbeiter und nicht in der gleitenden Arbeitswoche. Was fange ich am arbeitsfreien Montag an, wenn meine Kinder in der Schule oder im Beruf sind, meine Frau mit ihrer Arbeit beschäftigt ist und um mich der Lärm des Alltags tost? Die ständig wechselnden freien Wochentage schließen aus vom gemeinsamen Feiern und Erleben in der Familie und im Verein im Kleinen, wie im Volk im Großen. Wer die Auflösung des gemeinsamen Ruhetages zugunsten der gleitenden Arbeitswoche befürwortet, kann manche positiven Gründe aufzählen:

die Ruhepause wird länger,
der Gesundheitszustand besser,
die Produktivität erhöht,
der Kostenfaktor verringert.

Er muß dann aber auch in Kauf nehmen, daß eine neue, von der übrigen Gesellschaft abgesonderte Klasse entsteht, die alle Explosivkräfte einer von der Gemeinschaft ausgestoßenen Klasse in sich birgt. Wir sollten aus der Geschichte der bisherigen industriellen Entwicklung wissen, was das bedeuten kann. Darum sollten wir Dämme aufrichten, daß uns der ~~Sog~~ unserer Zeit nicht auch den Rest des gemeinsamen Ruhe- und Feiertages hinwegspült, wir sollten neue Dämme bauen, um bereits verlorenes Land für möglichst viele in unserer Gesellschaft zurückzugewinnen. Aber was wollt ihr mit diesem Tage anfangen, pflegen Leute in der Kirche nicht ohne Hintergedanken zu fragen? Und wir antworten: Gemeinsam feiern wollen wir. In der Familie etwas tun, was wir in der Woche nicht gemeinsam tun können, mit Freunden zusammen- sein, die wir am Alltag nicht sehen. An diesem Tag will ich der ganze Mensch sein, den Teil meines Menschseins, den ich an die Maschine, den Arbeitsplatz und in meine auf die Arbeit konzen- trierten Gedanken nicht mitnehmen konnte, diesen Teil meines Menschseins möchte ich leben, mich an ihm freuen. Ich möchte, daß an diesem Tag die anderen für mich Zeit haben und ich für sie: die Frau und der Mann, die Kinder, der Vater und die Mutter, der Freund und die Freundin. In der Woche war ich für den Vor- gesetzten, den Meister, den Chef - vielleicht auch nur für einen anonymen Auftrag oder gar nur für eine Maschine da. Heute bin ich für Menschen da, die ich mag, an denen ich mich freue und sie sind für mich da. Verstehen Sie mich recht: das ist kein Ausruhen! Ausruhen kann ich auch alleine, feiern nur mit anderen, mit denen ich etwas Gemeinsames habe. Das ist dann auch der Feiertag.

Gewiß sieht dieser Tag bei vielen anders aus, ist gekennzeichnet von Langeweile und törichtem, sowie kostspieligem Freizeitkonsum. Aber wer hat uns auch das Feiern gelehrt? Etwa die Kirche? Die protestantische Kirche hat viel vom Ethos der Arbeit zu sagen gewußt, so daß sie die höchste Bestimmung des Lebens zu sein schien. Aber hat sie uns gezeigt, wie unser Ruhetag in der moder- nen Gesellschaft ein gemeinsamer Feiertag sein kann? Nein, sie

hat uns eine feierliche Stunde am Vormittag angeboten, mit der wir meist nichts anzufangen wissen. Deshalb kommen gerade so wenig Menschen aus dem industriellen Sektor unseres Volkes am Sonntag in die Kirche. Lassen Sie mich 6 Gründe dafür nennen u. berichten, wie wir uns eine Änderung denken, bzw. versuchen:

1. Ob es an der Zeit von 10.00 - 11.00 Uhr liegt? Vielleicht auch daran, denn diese Stunde eignet sich ausgezeichnet für den Bauern; seine 1. Fütterung hat er dann hinter sich gebracht und kommt zur 2. gerade wieder nach Hause. Ist das auch die richtige Zeit für den Menschen, der vielleicht aus dem Dunst der Städte an diesem Tag auf das Land drängt?
2. Oder liegt es an der Unverbindlichkeit, in der man dort zusammenkommt? Man grüßt sich kaum, man redet nicht miteinander, obwohl man als "Bruder und Schwester" von der Kanzel angeredet wird. Im Bus, mit dem man täglich zur Arbeit fährt, und in der Kantine, in der man zusammen an einem Tisch sitzt, ist die Anteilnahme manchmal füreinander größer als in unseren Gottesdiensten und anderen kirchlichen Veranstaltungen. Wer sitzt neben mir - bitte sehen Sie sich doch einmal an, erst links - dann rechts, bitte sagen Sie doch einmal ihren Namen, woher sie kommen, wo Sie beschäftigt sind, zu welcher Gemeinde Sie gehören. Oder sind Sie der Ansicht, das gehe niemand etwas an, denn Religion wäre doch Privatsache? Dann können wir aber auch nicht mehr davon reden, daß die Gemeinde der Leib Jesu Christi sei, die Einzelnen aber Glieder an einem Leibe, die aufeinander angewiesen sind und zu helfen haben. Die Werktätigen in der industriellen Gesellschaft sind schon genug anonyme Arbeitskräfte. Ich werde nicht nach meinem Namen gefragt, sondern nach meiner Nummer, die auf die Kontrollkarte, den Arbeitszettel und die Lohntüte gedruckt ist. Deshalb wollen wir nicht auch noch in der Kirche namenlos unter Unbekannten sitzen, aufgereiht auf Kirchenbänken, nach vorne starrend, auf das Kommando oder die Erlaubnis zu gemeinsamer Betätigung wartend. Gebt uns Raum in der Kirche, daß wir miteinander reden und leben können.
3. Das kann man allerdings nicht in einer Stunde am Sonntagvormittag. Dazu gehört mehr Zeit. Deshalb kommen wir mit unseren Arbeitskollegen alle 4 oder 6 Wochen zu einem ganzen Sonntag zusammen. Sie sagen: jeden Sonntag Sonntag ist zu viel. Wer läßt sich auch gern einen freien Tag zerreißen, wo schon alle Zeit bei uns in der Industrie durch den Wechsel von Tag- und Nachtschicht zerstückelt ist. Aber wenn wir schon einen Sonntag zum Kirchensonntag machen, dann nicht im Kleinform einer Stunde von 10.00 - 11.00 Uhr, sondern vom Morgen bis zum Abend, und zwar mit unseren Familien. Wir brauchen Zeit, uns kennenzulernen und miteinander zu reden, auch mit dem Pastor zu sprechen. In unseren so gestalteten Gottesdiensten kommt niemals einer allein zu Wort, auch nicht allein der Pastor, sondern viele helfen mit ihren Beiträgen und Fragen, daß die frohe Botschaft auch von uns 1957 ern verstanden wird. Ob nicht das Priestertum aller Gläubigen auf diese Weise lebendig werden könnte? Zu unserem Sonntag gehört dann auch das gemeinsame Essen und Trinken. Oder meinen Sie, das

sei ohne Bedeutung für die Gemeinde Jesu Christi, die des Herren Tod und gerade an diesem ersten Tag der Woche seine Auferstehung verkündet? Aber das alles ist natürlich sehr schwierig in unseren Kirchen mit festgenagelten Bänken. Dem in den Arbeitsprozeß unserer industriellen Gesellschaft eingespannten Menschen erscheinen auch noch andere Dinge in unserer Kirche festgenagelt, nicht beweglich genug zu sein.

4. Schwer verständlich ist nicht nur die Art, wie die Kirchenleute ihren Sonntag feiern. Es geht auch nicht nur um die Form und Zeit des Gottesdienstes, sondern auch um den Inhalt, um die Verkündigung. Meine Arbeitskollegen gehen nicht in den Sonntagsgottesdienst, selbst wenn sie arbeitsfrei sind, weil sie dort nur "Kirchenprobleme" vorgesetzt bekommen, wie sie sagen. Sie haben nicht den Eindruck, daß i h r e Lebensfragen verhandelt werden, die Fragen ihres Lebens in der i n d u s t r i e l l e n Gesellschaft. Die Botschaft der Kirche könnte für sie eine wirklich frohe sein, wenn sie ihnen bei der Bewältigung ihrer täglichen Existenz hilft, in der es unzählige Fragen gibt nach dem Verhältnis von Angestellten und Arbeitern, Betriebsleitung und Belegschaft, dem Lohn und der Überstunde, Fragen der Sonntagsarbeit und des familienstörenden und oftmals familienzerstörenden ununterbrochenen Schichtwechsels, Probleme zwischen Geldbeutel und Menschenwürde in der Akkordarbeit. Was uns als Werktätige täglich umtreibt und bedrückt, das müssen wir auch in die Versammlung der Gemeinde mitnehmen können, um hier darüber zu reden und Hilfe zu empfangen. Gerade die Kirche könnte der Ort sein, wo dann auch die Menschen, die gegeneinander stehen, sich begegnen und miteinander reden. Jede Gemeinde könnte ein solcher Ort der Begegnung sein, sollte die Arbeit tun, die wir heute meist nur in Sonderveranstaltungen von Akademien und anderen Einrichtungen haben. Im Namen der Werktätigen und speziell derer aus der Industrie möchte ich die bitten, die noch einen kirchlichen Sonntag regelmäßig feiern: nehmt uns ernst, nicht nur Euch selbst. Ertragt auch unseren Zweifel und unser Nein. Verlangt nicht unser Ja und Amen, sondern laßt Euch unsere Kritik gefallen. Wir wollen nicht Feierlichkeit, aber wir brauchen den Feiertag. Drängt uns nicht in eine Gedankenwelt, die mit unserem Alltag nichts zu tun hat. Steigt in unsere Probleme ein und traute dem von Euch so viel zitierten Wort Gottes zu, daß es auch uns in unserer Existenz trifft und unser Leben verwandelt. Nagelt uns aber nicht fest auf Eure Vokabeln und Eure Formen!

So reden meine Arbeitskollegen wirklich. Wir sollten ihnen deshalb keine Forderungen stellen, sondern anfangen auszu- teilen und zu geben, was wir für sie haben, z. B. - um etwas zu nennen, was jeder Christ und jede Gemeinde hat - unsere Fürbitte.

Weiß eigentlich der Fernfahrer aus Ihrer Gemeinde, daß Sie für ihn beten, wenn er seinem gefährvollen Beruf nachgeht? Umfaßt unsere Fürbitte die Menschen in den sogenannten "Dienstleistungsbetrieben", die am Sonntag nicht mitfeiern können, angefangen von den Krankenschwestern und Ärzten über die Angestellten der ~~Verkehrs-~~ und Restaurationsbetriebe bis zu den Schichtarbeitern an den Öfen und Maschinen unserer Fabriken? Gibt es unter den am Sonntag Schaffenden auch

Christen, denen man anmerkt, daß dieser Tag für sie eine besondere Bedeutung hat und sie ihn auch mitten in ihrer Arbeit heiligen können? Oder finden wir solche nur in afrikanischen und asiatischen Ländern, in denen es nicht den 7-Tage Rhythmus gibt und die Christen doch fröhlich ihres Glaubens leben?

5. Wir sollten aber mit den am Sonntag Schaffenden nicht nur in der Fürbitte verbunden sein, sondern Gott auch um Phantasie für uns bitten, daß wir Wege finden, auf denen wir gemeinsam wieder Sein Wort hören können. Fragen Sie nur nach - Sie werden damit auch dem Befragten eine Freude machen - , wieviele keinen arbeitsfreien Sonntag mehr haben. Ob man dann nicht an einem anderen Wochentag zusammenkommen und miteinander feiern kann? Bei uns ist für eine Gruppe von Arbeitern und Angestellten der Freitagabend zum Schwerpunkt der Woche geworden, so daß einer sagen kann: weißt du, ohne den Freitagabend ist die ganze Woche nichts mehr wert. Sollten solche Leute Christen zweiten Grades sein?
6. Es gibt auch eine Zeit im Jahr für den Werktätigen, die sich den großen Sabbat des Jahres, den Jahressonntag nennen möchte: seinen Urlaub. Hier kann er zu sich selber kommen, hat aber auch Zeit für Dinge außer ihm, die er sonst in seinen Arbeitsrhythmus eingespannt von sich weisen muß. Haben wir in der Kirche diesen großen Sonntag der Werktätigen schon ins Blickfeld bekommen? Fördern und helfen wir, daß er ihn zusammen mit seiner Familie verbringen kann? Welcher Gemeinde begegnet der Urlaub, wenn er seinen Jahressonntag verlebt? Hier und da machen sich Pastoren und Gemeindeglieder schon auf, um mit den Werktätigen in Urlaub zu gehen. Denn auch diese Freizeit im Jahresablauf will geheiligt sein. Und wenn der Urlaub heute auch manchmal fertig von der Stange als Konfektionsware bezogen wird, so sind gerade die Christen dazu gerufen, ihn zu verwandeln und zu dem großen Feiertag zu machen, an dem wir kurzatmigen Alltagsmenschen etwas von dem gewaltigen Rhythmus Gottes spüren.

Die Werktätigen brauchen den gemeinsamen Sonntag. Diejenigen, die ihn nur selten oder seit langem gar nicht mehr haben, benötigen umsomehr unsere Hilfe, damit auch der freie Wochentag zum Feiertag wird, so schwierig es sein mag. Wir alle aber können den Urlaub zum großen Sonntag des Jahres machen und dafür sorgen, daß er nicht ohne das Dank- und Loblied Gottes bleibt.

So gibt es den Sonntag auch in unserer modernen Industriegesellschaft. Er sieht manchmal anders aus wie in der Vergangenheit. Seine Formen überschneiden sich häufig schon in einer einzigen Gemeinde. Hüten wir uns davor, eine vergangene Form als die einzig christliche und darum für uns verbindliche zu erklären. Wir würden damit gerade vielen unter den erktätigen lieblos den Zugang zur Gemeinde Jesu Christi verwehren. Wir sind aber gerufen, ihnen gerade durch die rechte Feiertagsheiligung zu helfen, die Probleme des Arbeitslebens zu bewältigen. Der Feiertag ist der erste Tag der Woche und von ihm aus sollen auch die anderen 6 Werk~~t~~ä~~g~~e geheiligt werden.

Aber was sind Worte und Proklamationen zur Frage des Sonntags? Laßt uns den Sonntag leben! Ein griesgrämiges Gesicht und eine Leichenbittermiene an diesem Tag ist eine schlechte Visitenkarte für die, die an den Kirchentüren - und oftmals leise zögernd - vorübergehen. Aber die Freude der Christen an diesem Tag, daß ihr Gott mit ihnen feiert von allen Werken und ihnen nach viel Mühe, Ärger, Versagen und Schuld in der vergangenen Woche einen neuen Anfang schenkt, diese Freude könnte mehr bewirken als Forderungen, Proklamationen und Gesetze. Was der Sonntag uns bedeutet, das wird er auch anderen sein. Was wir aus dem Feiertag für uns und unsere arbeitenden Kollegen machen, entscheidet, ob wir in Zukunft mit oder ohne Sonntag leben werden.

Horst Symanowski

Mainz-Kastel am Rhein

REDE BEI DER FREISPREDHUNG DER LEHRLINGE BEI DER INDUSTRIE-
UND HANDELSKAMMER IN WIESBADEN AM 24. 10. 1957

Als ich von der Industrie- und Handelskammer aufgefordert wurde, heute die Festrede zu halten, habe ich hin und her überlegt, was ich wohl sagen sollte. Ich dachte: Es darf nicht langweilig werden, es soll alle angehen und auch eine Hilfe für die kommende Zeit sein. Wenn man solch einen Auftrag hat, aber nicht recht weiß, wie man ihn erfüllen kann, davor auch noch ein wenig Angst hat, soll man andere zu Rate ziehen und ihre Meinung hören. Also setzte ich mich vor 6 Tagen mit Arbeitern und Angestellten, Meistern und Facharbeitern zusammen, vor 4 Tagen mit Lehrlingen aus unserem Gossnerhaus in Kastel und machte daraus vor 2 Tagen diese Rede. Ob sie gut und richtig wird, müssen jetzt die Zuhörer entscheiden.

1. Aber eins hat schon die Vorarbeit zu ihr gezeit: wir leben nicht mehr in einer einheitlichen, leicht überschaubaren Welt. Im Gegenteil: sie ist sehr kompliziert geworden. Man kann sich kaum ein Bild von unserer Welt machen und deshalb gibt es so wenig "Bildung". "Bildung" ist nämlich nicht nur Wissen und Können, sondern die Fähigkeit, sich ein Bild von der Welt, der Gesellschaft, in der man steht, und seinem eigenen Leben zu machen. Wir kennen doch meist nur einen kleinen Ausschnitt, schauen oft gar nicht über die Grenzen des eigenen Berufes oder der eigenen Arbeit, an der wir gerade stehen, hinaus. Das ist aber schlecht, läßt uns einseitig werden und verkümmern. Wenn wir uns heute "bilden" wollen, "Gebildete" sein möchten nach einem "Weltbild" unserer Zeit und unseres Lebens streben, dann brauchen wir den anderen Menschen. Es gibt ja kaum eine Arbeit mehr, die einer heute allein verrichten könnte. Er ist auf Zusammenarbeit angewiesen. Deshalb darf er aber auch niemals seinen eigenen Froschteich, in dem er schwimmt, für die Welt halten. Jeder von uns braucht andere Menschen zur Erfüllung seiner Aufgabe, auch der Pfarrer, wenn er solch eine Rede halten soll.

2. Zusammenarbeit ist nur möglich, wo man voreinander Achtung hat. Es dürfte eigentlich nicht so schwer zu begreifen sein, daß die Produktionsabteilungen den Verkauf brauchen und alles Produzieren zwecklos ist, wenn das Produkt nicht verkauft wird und umgekehrt.

In der Praxis scheint diese Einsicht aber oft zu fehlen. Warum redet man denn sonst so schlecht übereinander? Oh, mich hat manchmal - ich weiß nicht, ob eine unchristliche Wut oder ein heiliger Zorn gepackt, wenn ich aus der Fabrik im Arbeitsanzug kommend auf Ämtern und in Geschäften von oben herab behandelt wurde. Erst wenn man den "Pfarrer" entdeckte, wurde man zuvorkommend oder entschuldigte sich gar. Ist unsere Achtung vor dem anderen Menschen durch Titel, Geldbeutel oder die äußere Schale bestimmt? Laß mich sehen, wie du mit einem anderen Menschen umgehst und ich will dir sagen, wer d u s e l b s t bist! Das mag bei manchen von Ihnen bald zu Tage treten, der nun meint, er könne als Geselle oder Gehilfe den Lehrlingen heimzahlen, was er selbst nur mit Empörung getragen hat. Vielleicht entsinnen Sie sich dann einer alten Regel: "Alles nun, was ihr wollt, daß e u c h die Leute tun sollen, das tut i h r ihnen auch." Ein armer Wicht ist, wer sich selbst nur über Wasser halten kann, indem er andere duckt, seine Person ins Licht rückt, indem er andere in den Schatten drückt, andere schlecht machen muß, um selbst gut zu erscheinen. Wie wir einander im Berufsleben begegnen, der Mann dem Mädchen, wie der Verkäufer den Kunden oder der Kunde den Verkäufer, der Gast den Ober und umgekehrt, der Angestellte den Arbeiter und der Arbeiter den Angestellten usw. usw. behandelt, wird zeigen, ob wir Achtung vor dem Menschen haben. Achtung vor dem anderen - und sei er noch so anders als ich selbst - macht mich selbst erst zum Menschen. Durch Verachtung des andern werde ich selbst zum Unmenschen. Wer wollte das aber unter uns sein?

3. Meine Freunde, die mir bei der Vorbereitung dieser Rede halfen, warnten mich aber an dieser Stelle und fragten: meinst du, es gäbe in unserem Berufsleben so viel Freiheit, daß der Einzelne selbständig entscheiden könne? Es gibt soviel Rücksichten zu nehmen, die Arbeitsaufgabe selbst ist oft eng und begrenzt und kann nur so und nicht anders erfüllt werden. Der Weg ist so genau vorgezeichnet, daß der Einzelne sich nur noch in einer vorgezeichneten Bahn bewegen kann. Außerdem gibt es auch einen Druck, dem wir uns nicht entziehen können: Was sagen die anderen? "Man" tut dies, "man" kauft das, "man" muß dies anziehen und "man" muß sich so benehmen! Dieses Wörtchen "man" ist eine Macht geworden, die uns die Freiheit eigenen Handelns raubt, auch dort, wo sie noch möglich wäre. Unser Weg ist an Verkehrsschildern, Verbots-

und Dienstvorschriften wahrhaftig nicht arm. Am meisten sitzt uns wohl aber dieses Wörtchen "man" im Nacken. Vielleicht hat es bei Ihnen schon eine Stunde gegeben, in der Sie genau wussten, was Sie zu tun hatten. Sie unterliessen es aber, denn was hätten sonst die anderen gesagt. Dann haben Sie mit den Achseln gezuckt und sich getröstet: man muss doch mit den Wölfen heulen und gegen den Strom kann man nicht schwimmen. Ich weiss, dass es Situationen gibt, in denen diese Sprichwörter wahr sind. Ich bezweifle aber, ob wir wirklich immer nur vor Wölfen kapitulieren. Sehr oft sind es Schafsköpfe und Hammel, mit denen wir der Einfachheit halber mitblöken. Ja, es ist unmöglich stets gegen den Strom zu schwimmen. Ich habe aber den Eindruck, dass wir es oftmals nicht mit einem Strom zu tun haben, sondern dass wir in einer faulig-dreckigen Pfütze stehen, nur weil auch die anderen darin verharren. Sehen Sie, das ist aber unwürdig des Menschen. Auf diese Weise werden wir keine freien Menschen werden. Wir haben uns daran gewöhnt, dass man im Spiel mit dem kleinen Einsatz von einer Mark Tausende gewinnen kann. Glauben Sie aber wirklich, dass man im Leben mit dem geringsten Einsatz von persönlichen Entschlüssen und Entscheidungen ein richtiger Mensch sein kann? So billig ist das Menschsein nicht. Es kostet mehr.

z.B. kostet es Kraft, auch bestimmte Dinge nicht zu tun, sondern zu lassen. Sie wissen, wie wir dauernd in der Gefahr stehen, nur noch als Konsumenten angesprochen zu werden. Wir sind überall beliebt, wo wir als Kunden und Verbraucher erscheinen. Wissen wir auch, dass es dabei manchmal viel Energie braucht, seine persönliche Freiheit zu bewahren? Ich empfinde es dann aber als einen Sieg und fühle mich frei, wenn ich dem verlockenden Angebot - sei es einer Ware, eines Filmes oder was es sonst sein mag - widerstehen konnte. Sind wir denn dazu da, um alles mitzumachen, was man uns anbietet, alles zu konsumieren, was man uns vorsetzt? Das tut ja nicht einmal ein Hund. Er schnuppert erst, bevor er schluckt. Menschlich ist es, so zu verfahren: "Prüfet aber alles und das Gute behaltet!"

Unsere Freiheit besteht also darin, dass wir wählen können, dieses zu tun und jenes zu lassen. Im Berufsleben sind uns dafür bestimmte Grenzen gesteckt, wir können sie nicht über-

springen. In diesen Grenzen ist uns aber noch ein Feld der Bewährung unserer Freiheit geblieben. Nutzen Sie sie an Ihrem Arbeitsplatz. Gebrauchen Sie sie in Ihrer Freizeit. Seien Sie wirklich frei als M e n s c h zu leben.

4. Mensch sein heißt Mit-Mensch sein. Das ist das letzte, was ich Ihnen sagen möchte, und im Grunde genommen kehre ich damit wieder an den Anfang zurück. Wir sprachen in drei Abschnitten darüber, daß es heute um Zusammenarbeit geht, diese aber nur möglich ist, wenn die Menschen e i n a n d e r a c h t e n und nicht verachten, wir dazu aber die uns mögliche F r e i h e i t , etwas zu tun oder zu lassen, gebrauchen müssen. Keiner von Ihnen ist allein, niemand arbeitet nur für sich und niemand ist nur für sich allein verantwortlich. Sie sind Mensch unter Menschen, Sie sind Mit-Mensch. Oder wollen Sie sagen: der Pfarrer hat keine Ahnung, wie es bei uns zugeht? Bei uns gibt's Konkurrenten, von denen einer den anderen ausstechen und überrunden will. Nur wer die Ellbogen zu gebrauchen weiß, kommt vorwärts. Allzu große Rücksicht hindert am Fortkommen. Ich glaube, das ist falsch. Es ist im Grunde genommen ganz unzeitgemäß. Wir sehen auf vielen Gebieten Menschen, die sich einst nur als Konkurrenten, ja als Feinde gegenüberstanden, heute im Gespräch an einem Tisch sitzen, um einen gemeinsamen Weg zu finden. Ihre Aufgabe ist es in jedem Falle, den Versuch zu wagen, aus dem Konkurrenten an Ihrer Seite den Kollegen, den Mitarbeiter zu machen. Es lebt und arbeitet sich unter Kollegen viel besser als unter Konkurrenten. Und wenn der andere es nicht will, können Sie fragen. Dann wird Ihre Aufgabe noch größer. Sie sollten dann nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Nein, Sie sollten besser verstehen, was Ihrem Kollegen und Ihnen als Menschen zukommt, Sie werden ihm nicht als Konkurrent, sondern als Kollege begegnen müssen. An Ihnen liegt es, das Verhältnis zwischen Ihnen zu verwandeln. Sie sind verantwortlich dafür, daß aus dem Konkurrenten der Kollege wird. Sehen Sie, so wird es an Ihrem Arbeitsplatz menschlich. Erwarten Sie solche kühne Tat - kühn ist sie wirklich - nicht vom anderen. Natürlich tut "man" üblicher-

weise so etwas nicht, sondern man reagiert genauso wie der andere einem begegnet. Aber Sie werden doch heute "freigesprochen"! Nun, dann benutzen Sie auch diese Freiheit, dem anderen Kollege und Mitmensch zu werden. Das allein ist Ihrer würdig. In Ihrem Berufsleben wird von Ihnen Leistung verlangt. Vergessen Sie nicht, daß im Blick auf die mit Ihnen lebenden und schaffenden Menschen eine **V o r l e i s t u n g** erwartet wird. Vorleistung heißt, daß Sie dem anderen Menschen entgegengehen, für ihn etwas tun, bevor er einen Schritt zu Ihnen tat..Vorleistung kann schon ein freundlicher Blick und ein gutes Wort sein, bevor der andere sich Ihnen zuwandte. Solche Vorleistung ist dann am meisten wert, wenn sie Ihnen am schwersten fällt. Sie wird auch auf keiner Stunden- und Gehaltsabrechnung erscheinen. Seien Sie aber gewiß, der Lohn dafür bleibt nicht aus. Vielleicht wird er darin bestehen, daß Sie in Arbeit und Freizeit ein Mensch - und zwar ein freier Mensch werden. Mehr aber kann man auf dieser Erde nicht erreichen, mehr kann ich Ihnen auch nicht in dieser Stunde wünschen.

Horst Symanowski

Indische Crosstadt - In Deutschland geplant.

Wohnungen für die Arbeiter eines Stahlwerkes-

Eigener Bericht der Frankfurter Allgemeinen Zeitung

vom 15. April 1955 Nr. 87 S. 5.

Essen, 14. April. Vor fünf Jahren erhielt der französische Architekt Le Corbusier von der indischen Regierung den Auftrag, in der zweitausend Meter hoch gelegenen Landschaft nördlich Simla eine neue Stadt für die Beamten der indischen Staatsverwaltung zu planen. Es entstand Chandigarh für 35 000 Einwohner.

Ein anderes Projekt, das die indische Regierung deutschen Städteplanern übertrug, sieht den Bau einer modernen Arbeiterwohnstadt in einem der unterentwickeltesten Gebiete des Nordens für hunderttausend Menschen vor. In Rourkela, 450 Kilometer westlich Kalkutta, an der einspurigen Eisenbahn nach Bombay, soll sie die Familien von 15 000 Arbeitern aufnehmen, die in dem von der Indiengemeinschaft der Firmen Friedrich Krupp (Essen) und Demag A.G. (Duisburg) zu errichtenden neuen Stahlwerk arbeiten werden.

4/ Die deutsche Planung wurde von dem Leiter der Kruppschen Wohnungsbau-gesellschaft, Diplom-Ingenieur Steiler, ausgeführt. Dem Stadtplaner, der sonst mit der Eigenbebauung der deutschen Städte, mit vorhandenen wichtigen Verkehrsbändern und wirtschaftlich industriellen Gegebenheiten rechnen muss, bot sich hier eine geradezu ideale Landschaft an. Rourkela ist eine Bahnstation im grossen Knie des Kuelflusses. Zu beiden Seiten der Station breitet sich ein fast ebenes Gelände. Im Süden steigt es in das Erz führende Gebirge, im Norden schliesst eine hundert Meter hohe Hügelkette zu einer weiten ebenso flachen Ebene ab, die sich bis zum Fluss erstreckt. Die einzige grössere Siedlung ist hier eine Missionsstation mit Namen Hamipur. In dem mit nur wenig Buschwerk bestandenen Gelände ernähren sich wenige Bauernsiedlungen vom Reisanbau auf ihren im Überschwemmungsgebiet liegenden Feldern.

3/ Der Plan Steilers sieht eine strenge Trennung des Hüttenwerkes von der sich beiderseits der Eisenbahnlinie anschliessenden Leichtindustrie und handwerklichen Betriebe und der eigentlichen Wohnstadt vor, die in einem 2500 Hektar grossen Areal im Norden der Hügelkette angesiedelt wird. Zwei Pässe binden sie mit dem Gelände des Werkes, so dass sich eine grosse Ringstrasse als ideale Lösung des Verkehrsproblems anbot. Omnibusse sollen die fünftausend Mann jeder Schicht transportieren. Von diesem breiten Autostrassenband aus werden im Stadtbereich die einzelnen Wohnbezüge aufgeschlossen, während für Fussgänger und Radfahrer besondere Wege vorgesehen sind. Alle Strassen sind in breite Grüngürtel verlegt, so dass die in 250 Meter Meereshöhe gelegene, im Sommer sehr heisse Stadt, eine grüne Oase in einer sonst sehr trostlosen Landschaft werden kann. Die Stadt selbst wird in zwanzig leicht über-

schaubare Sektoren eingeteilt, die jeder für sich ein vollständiges Gemeinwesen mit Schulen, Gemeindehaus, Sanitätszentrum, Kino, Kindergarten und Kirche darstellen. *Poster für die*

Die indische Regierung hat gewünscht, die Planung sollte davon ausgehen, jedem der 15 000 Industriearbeiter des Werkes ein Einfamilienhaus für seine Familie mit etwa 250 Quadratmeter Hof und Garten zu geben. Dadurch ergab sich eine gegen europäische Stadtplanungen ungewöhnlich weiträumige Anlage, da mit den bei der Verwaltung und in den Versorgungsbetrieben Beschäftigten rund hunderttausend Menschen in einstöckigen Häusern unterzubringen waren. Lediglich für das zusammengefasste Zentrum der Behörden und Geschäfte ist eine mehrstöckige Bebauung vorgesehen.

Grosse Aufmerksamkeit erforderte die Wasserwirtschaft. Sie sieht ein eigenes Wasserwerk im Fluss, Hochbehälter an der südlichen Hügelkette und zwei Kläranlagen für die Entwässerung vor. Das Werk selbst wird sein Wasser am Flussunterlauf entnehmen. Im Westen der Stadt, die günstige Windrichtungen fast rauch- und ruffrei machen, wird ein landwirtschaftliches Mustergut mit dem Schlachthof entstehen. An der Bahn ist der Flugplatz vorgesehen.

Die indische Regierung hat diese Pläne inzwischen gutgeheissen und wird in Kürze beginnen, sie durch indische Architekten und Ingenieure verwirklichen zu lassen, nachdem auch der Bau des Hüttenwerkes angelaufen ist.

Auszug aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung
vom Donnerstag, den 7. April 1955 Nr. 82, S. 2.

Indien wird ein Industrieland

Eindrücke von einer Reise / Von Paul Sethe.

- - - - -

Hunger und Armut, von denen im letzten Bericht die Rede waren, brauchen in Indien nicht zu bleiben. Der Boden ist fruchtbar wie wenige Böden in der Welt. Wenn er richtig bearbeitet wird, kann er alle die dreihundertsechzig Millionen satt machen, die in diesem Lande leben. Auch die noch Ungeborenen, auch die Nachkommen? In zehn Jahren wird Indien vermutlich vierzig Millionen mehr Menschen zählen, in zwanzig Jahren achtzig Millionen mehr - wird auch dafür genug Nahrung sein? Und wie sollen alle diese Menschen beschäftigt werden? Schon macht die "Unterbeschäftigung" der landwirtschaftlichen Bevölkerung der Regierung viele Sorgen; was soll werden, wenn erst unabsehbare Scharen junger Menschen hinzukommen, die heute noch nicht geboren sind, die aber eines Tages da sein werden und Arbeit, Behausung, Nahrung verlangen?

Auch Indien braucht also die Industrie. Die Industrialisierung ist schon weiter fortgeschritten, als ich wusste, bevor ich nach drüben kann. Das Land galt mir noch als das Land der Bauern, der Pilgerscharen, der farbigen Feste; das ist auch alles richtig, aber dieses Land steht zugleich in der Industrieerzeugung an achter Stelle der Welt. Die Filmindustrie, eine fast unglaubliche Tatsache, hat nur noch die amerikanische vor sich. Aber das alles ist nur ein Anfang. Mit deutschen, britischen, amerikanischen, russischen Firmen sind Verträge abgeschlossen worden, mit deren Hilfe in wenigen Jahren grosse Industrieanlagen in Indien errichtet werden. In der Streuung der Aufträge an Firmen verschiedener Länder kann man wohl nicht nur das Bestreben erkennen, sich überall das Beste und ~~am~~ Preisgünstigste herauszusuchen, sondern man kann darin auch einen Widerschein der indischen Aussenpolitik erblicken, die sich keinem Lande und keiner Mächtigkeitsgruppe fest anschliessen will. Man darf sich dieses Eindringen fremder Firmen nicht so vorstellen, als wenn Indien als Preis für die industrielle Erschliessung des Landes eine wirtschaftliche Überfremdung in Kauf nähme. Das kraftvolle nationale Unabhängigkeitsstreben, die Empfindlichkeit gegen jede Art kolonialer Methoden zeigt sich auch hier; Die Ausländer sollen den Indern nicht nur Fabriken bauen, sondern ihnen auch das Wesen ihrer Fabrikationsmethoden mitteilen. Das Ziel jedenfalls ist eine indische, keine britische, deutsche, amerikanische, russische Industrie in Indien. Mit welchen Grossmassstäben dabei gerechnet werden wird, mag daraus geschlossen werden, dass am Ende des zweiten Fünfjahresplanes Indien bereits sechs Millionen Stahl erzeugen will. Das ist weniger als in den grossen europäischen Stahlländern, aber es ist viel für ein Land, dessen Schwerindustrie noch ganz am Anfang steht. Wer wirtschaftliche Phantasie hat, wird in einer Generation Indien unter den grossen Stahlerzeugungsstaaten der Welt sehen.

Wenn ich indische Fachleute oder ausländische Ingenieure von diesen grossen Plänen erzählen hörte, wenn ich die grossen Fabriken sah, die es jetzt bereits gibt, habe ich mir und meinen Gesprächspartnern immer dieselben Fragen vorgelegt: wird die Industrialisierung Indiens eine Randerscheinung sein, wird sich Indien damit begnügen, nur für den unerlässlichsten, den dringendsten Eigenbedarf neue Industrien aufzubauen oder wird es ein Industrieland wie Russland oder die Vereinigten Staaten werden, in dem die Industrie mindestens so wichtig ist wie die Landwirtschaft? Wird nicht darüber hinaus noch eine grosse Ausfuhrindustrie entstehen? Schon jetzt beginnen die indischen Waren die südostasiatischen Märkte zu überschwemmen. Noch handelt es sich nicht um hochwertige Erzeugnisse, aber kann das nicht eines Tages, in dreissig Jahren, anders sein, kann nicht Indien schliesslich doch auf dem Weltmarkt ein Wettbewerber ersten Ranges werden? Das könnte manche europäische Industrie hart treffen; aber im ganzen weiss man, dass der Warenverkehr zwischen hochindustrialisierten Ländern stärker und für beide Teile vorteilhafter ist als der mit einem unterentwickelten Land. Mich beschäftigte die Frage nach dem Grade der Industrialisierung vor allem deshalb, weil sich Indien innerlich notwendigerweise verändern muss, wenn erst über das Land zwanzig, fünfzig Bombays und Kalkuttas verteilt sind, wenn nicht mehr das Bauerntum dem indischen Geist das Gepräge geben wird.

Ich habe auf meine Fragen die widersprechendsten Antworten bekommen. Das liegt daran, dass sich Wunschdenken dazueinnischt. Dem konservativen Inder ist der Gedanke unbehaglich, dass nun auch Indien mit Städten wie Essen, Birmingham oder Pittsburg übersät sein soll. Er träumt von einer dörflichen Gemeinschaft, auch mit dörflicher Industrie, dazu mit einigen ganz wenigen Industriestädten. Von dieser Seite hörte ich denn auch mehr als einmal die Prophezeiung, dass die Industrie in Indien immer nur eine Nebenrolle spielen werde, dass etwa eine grosse Ausfuhrindustrie nicht aufgebaut werde.

Mir ist aber immer zweifelhafter geworden, ob diese romantische Auffassung recht behalte. Da sind einmal die vier Millionen Menschen, die in Indien jährlich hinzukommen. (Die Regierung versucht, auch den einfachen Leuten eine Art Geburtenbeschränkung beizubringen, mit Hilfe des sogenannten Family-planning. Die Geburtenrate ist denn auch gefallen, aber sie ist noch immer erstaunlich hoch. Der absolute Zuwachs muss auch gross bleiben, das ist bei dreihundertsechzig ~~Millionen~~ Millionen nicht anders möglich.) Alle diese Millionen wollen beschäftigt, gespeist, be-
haust, gekleidet werden; und wenn die Ansprüche auch bescheiden bleiben sollten, es wird doch immer die Industrie sein müssen, die dem Volke hilft. Und dann kennt man den gleichsam naturgesetzlichen Vorgang; wenn einmal eine Industrialisierung entfesselt ist, entwickelt sie Eigenwille, gegen die alle frommen Wünsche machtlos sind.

So möchte ich meinen, dass der Weg zu grossen Industrien in Indien unaufhaltsam ~~nun~~ ist.

Freilich, es gibt auch noch andere Widerstände als nur den konservativen Sinn der alten Gandhianer. Noch leistet der indische Industriearbeiter längst nicht so viel wie der europäische oder der amerikanische. Das mag die Folge mangelnder Vertrautheit mit der Technik sein. Es ist aber auch die Folge jahrhundertalter Unterernährung. Vielleicht schlimmer noch ist es, dass der Industrie das geistige Führerkorps der Vorarbeiter, Werkmeister, Ingenieure zu sehr fehlt. Allzu viele Inder mit höherer Schulbildung oder mit Universitätsbildung haben nur die eine Sehnsucht: sich in ein staatliches Büro zu setzen und dort ein festes, wenn auch bescheidenes Gehalt zu bekommen. Patriotische Inder sagten mir, dass die gebildete Jugend die Würde der Arbeit noch zu wenig erkannt habe. So sind es auch immer noch zu wenige, die jene harte und verantwortungsvolle Aufgabe auf sich nehmen, auf das Dorf zu gehen und den Bauern die neuen Methoden der Bearbeitung des Bodens beizubringen. Es gibt diese Leute, ich habe sie kennengelernt, prachtvolle Menschen voll idealistischen Schwunges und zugleich voller Wirklichkeitssinn, mit einer grossartigen Fähigkeit, Menschen zu führen. Aber es sind noch zu wenig, und es sind auch zu wenig, die sich der Industrie zur Verfügung stellen.

Wird das so bleiben? Ich glaube es nicht. Indien ist erst sieben Jahre frei. In diesen sieben Jahren ist viel getan worden. Ein amerikanischer Unternehmer hat mir erzählt, dass die Söhne von Industriearbeitern, die bereits seit ihrer Jugend mit Maschinen vertraut sind, in der Leistung europäischen und amerikanischen Arbeitern doch wenigstens näher kommen als ihre Väter. In einer Generation wird sich viel gewandelt haben.

Asiens geistige Gegenoffensive

Missionare asiatischer Religionen versuchen in Europa Fuss zu fassen - Der Islam hat in jüngster Zeit Deutschland " entdeckt. "

A u s z u g

aus " Die Freiheit von Donnerstag, den 7. April 1955
von Walter Leifer.

- - - - -

Hamburg.

Seit einigen Jahren hat sich unser politisches Bild der Erde grundlich gewandelt. Auch das geistige zeigt ganz neue Konturen. Bislang war es selbstverständlich, dass Asien - vom " christlichen " Abendland aus gesehen - Missionsland war. Mit der politischen Emanzipation bezogen viele Asiaten aber zugleich eine Frontstellung auch zum Christentum. Über " Schuld " zu rechten, ist müssig. Hier kann man nur Tatsachen sehen. Wer in den Lebenserinnerungen asiatischer Politiker liest, wird immer wieder feststellen, wie hier Kokolialismus, europäisch-amerikanische Wirtschaftsexpansion, Stützpunkt - und Kolonialstrategie mit dem Christentum identifiziert werden. Die bitterbösen Worte Nehrus in seiner Autobiographie gegenüber den protestantischen Kirchen und seines Landsmannes Panikkar in seinem Werk " Asien und die Herrschaft des Westens " gegenüber katholischen Missionen seien nur als Beispiel erwähnt.

Wie dem auch sei - seit den Ereignissen nach 1945 hat mit dem politischen Rückzug des Westens aus Asien zugleich eine Rückentwicklung der christlichen Missionen und des asiatischen Christentums, sofern es auf diesen Missionen beruhte, begonnen. Stattdessen trat ein neues Phänomen ein: Asien schickte nun seinerseits Missionare seiner Religionen zum Westen. Es gab in Deutschland, dem klassischen Land der Indologie, immer schon eine gewisse Vorliebe für den Buddhismus. Diese war aber trotz der seit 1903 existierenden buddhistischen Vereinigungen und trotz einiger weniger Anhänger mehr wissenschaftlicher Natur. Nach dem zweiten Weltkrieg aber stieg die Zahl der Buddhisten in Deutschland um ein Vielfaches.

In Konstanz gab ein Verlag unter dem Namen " Asoka-Edition " gute buddhistische Literatur heraus. Zahlreiche Monatsschriften, wie die " Buddhistischen Monatshefte ", " Yana ", " Einsicht " fanden einen immer mehr wachsenden Leserkreis. Buddhistische Gemeinden gibt es heute in Berlin, Hamburg, am Niederrhein und in München. Ohne Tradition in Europa aber ist im Gegensatz zum Buddhismus der Jainismus (Dschainismus), eine Religion, in der der Ahimsa-(Nichttöten) Gedanke stark beheimatet ist. Am 10. Februar 1951 hielt diese indische Religion auch bei uns offiziell Einzug. An diesem Tage wurde nämlich die Champat-Rain-Jain-Bücherei der World Jain Mission in Bad Godesberg eingeweiht. Godesberg ist inzwischen zum Mittelpunkt der deutschen Dschainas geworden.

Nach diesen mehr im indischen Raum beheimateten Ideen und Religionen hat auch der Islam nunmehr Deutschland " entdeckt. " Bislang gab es kaum deutsche Moslems, trotz der aus Hamburg kommenden Monatsschrift " Der Islam ". Nun hat die Ahmadiyya, eine islamische Gemeinschaft, gerade in Hamburg ihren ersten Missionskongress beendet. Der aus Pakistan stammende Abdul Latif ist Leiter des deutschen Missionsfeldes

" Deutschland interessiert uns in der Missionsarbeit des Islams am meisten ", wurde von ihm auf der islamischen Missionstagung erklärt. Zugleich wird der Koran in arabischer und deutscher Sprache zum Kauf angeboten. Neben Latif ist in Deutschland ein recht aktives Missionarsteam tätig.

Auch die Behai-Bekenner - es handelt sich hierbei um Anhänger des 1850 in Täbris in Persien hingerichteten Mirza Ali Mohammed - haben Deutschland zum Arbeitsfeld erkoren. Sie werben von Frankfurt/M. aus Zur Zeit besitzen die Bahais einen Haupttempel in Wilmette bei Chikago - ihr eigentliches Zentrum ist Haifa in Israel.

Die Verstärkung der Propagandaarbeit in diesen religiösen Gemeinschaften weist auf eine künftige Intensivierung ihrer Missionsarbeit hin. Zweifellos werden diese asiatischen Religionen bei einer verstärkten Werbung noch mehr Anhänger finden. Ein grösserer Einbruch in die westliche Welt wird dagegen kaum erzielt werden - trotz der teilweise sehr weitgesteckten Ziele der aus Asien kommenden Glaubensboten, die eine Gegenoffensive als Antwort auf die missionarischen Anstrengungen des Abendlandes zu unternehmen gewillt sind. Heute schicken die, die von uns missioniert ~~wird~~ werden sollten, ihre Prediger. Und manchmal sogar solche in Gewand - christlicher Geistlicher. So wirken in der Erzdiözese Salzburg bereits in zwei Gemeinden dieser Kirchenprovinz chinesische Kapläne als Inhaber von Pfarrstellen.

" Die Kirche und die Welt der Arbeit. "

Beitrag IV von Horst Symanowski

auf der Synode der EKD in Espelkamp

März 1955

In diesem letzten Beitrag zum Thema " die Kirche und die Welt der Arbeit " soll es um den kirchenfremden Menschen in der Industrie gehen. Herr Bischof Lilje hat die geistengeschichtlichen Hintergründe für die Welt der Arbeit aufgezeigt, Eberhard Müller den Strukturwandel des menschlichen Lebens und Henry Lillich Stellung und Aufgabe des evangelischen Arbeitnehmers im Betrieb und in der Gesellschaft. Ich begrenze meine Ausführung auf den Arbeiter, der die Verbindung zur Kirche verloren hat. Was können wir für ihn tun? Was ich zu sagen habe, sind Erfahrungen der letzten Jahre in drei Betrieben, einer chemischen Fabrik mit 4 000, einer Zementfabrik mit 1.400 und einem papierverarbeitenden Betrieb mit 500 männlichen und weiblichen Arbeitnehmern. Vor 5 Jahren bin ich zum ersten Mal als Hilfsarbeiter in der Zementfabrik eingestellt worden. Seitdem habe ich in jedem Jahr Wochen oder Monate hindurch in demselben Betrieb, aber jedes Mal in einer anderen Abteilung gearbeitet. Seit Mai 1954 ist der Pfarrverwalter der Gemeinde, in der die Fabrik liegt, 4 Tage in der Woche als Hilfsarbeiter tätig und hat 3 Tage der Woche ganz für die Kirchengemeinde frei. Vor dieser Regelung arbeitete er ein Jahr lang im Steinbruch desselben Werkes. In den beiden anderen Betrieben sind 2 Holländer beschäftigt, der eine ist Volltheologe und seit 1 1/2 Jahren dort Hilfsarbeiter, der andere ein Praktikant des Instituts "Kerk en wereld" in Driebergen.

Die Trennung

1. Für den Kirchenfremden besteht keine Verbindung zwischen seiner Arbeitswelt und der Kirche. Wohl gibt es diese zwischen seiner persönlich-familiären Welt und der Kirche, aber nur in den Grenzsituationen von Geburt = Taufe, Reifesprechung = Konfirmation, Eheschliessung = Trauung und Tod = Beerdigung. Das sind aber die Stellen des menschlichen Lebens, die in allen

Religionen kultisch verklärt werden. Jedenfalls darf die Inanspruchnahme der Kirche bei diesen Gelegenheiten nicht als Beweis dafür angeführt werden, dass hierin doch ein c h r i s t l i c h e r Glaube der Kirchenfremden zum Ausdruck komme. Gewiss, auch sie können von Gott reden. Aber er gehört in den religiösen Raum, er hat nichts mit dem Alltag, mit der Arbeit und dem Lohn zu tun. Die Maschinen laufen auch ohne Gott, die Produktion ist eine Schöpfung des Menschen. Der Mensch ist der Herr in der Welt der Arbeit, Gott mag der Herr im religiösen Raum, in der Kirche sein. In diesen Raum kann man sich bei gewissen Anlässen begeben, man kann es aber auch lassen. Hier ist mein Alltag - dort die Religion, hier die Realität der Materie - dort die fromme Ideologie, hier der harte Lebenskampf - dort eine un reale Morallehre, kurz: hier bin ich in meiner Welt - dort ist die Kirche ausserhalb des wirklichen Alltagsgeschehens.

Das Ungeheuerliche ist geschehen: n a c h Jesus Christus konnten u n t e r der Verkündigung der Kirche Gott und Mensch auseinandergerissen werden!

Die Fleischwerdung 2. Wie können wir dem kirchenfremden Menschen deutlich machen, dass es eine Trennung von Gott und Mensch seit Jesus Christus nicht mehr gibt? Mit einer theologischen Aussage hierüber ist noch nichts getan. Die Predigt von Jesus Christus wird heute und hier noch einmal Fleisch werden müssen in dieser von den vorhergehenden Beiträgen geschilderten Welt der Arbeit. Es genügt nicht, dass von der Kirche hier und da ein Interesse für den Menschen in seiner Arbeitswelt ausgedrückt, womöglich ein ' Wort zur sozialen Lage ' verfasst wird oder der Kirchenfremde in einem Evangelisationsfeldzug mit entsprechenden Themen angelockt werden soll. Die Fleischwerdung Gottes v ö l l z o g sich in der Welt. Jesus Christus wartete nicht im Tempel auf die an seiner Botschaft interessierten, sondern war unter denen zu finden, die keinen Zugang zum Tempel hatten. Die uns gestellte Aufgabe ist also nicht, einen Weg ausfin-

dig zu machen, auf dem die Kirchenfremden zurück an den Ort gerufen werden können, an dem sich die Christen versammeln und ihre Gottesdienste halten. Umgekehrt müssen wir in der Nachfolge dieses Jesus unseren Standort verlassen und an die Seite der Kirchenfremden, der Nichtverstehenden, der Religiösen und der Religionslosen, ja der Gottlosen treten. Es geht nicht um die Verteidigung und Erhaltung der Kirche, sondern um die Gewinnung von Menschen. Im Evanston-Bericht der II. Sektion heisst es: " Der erste Schritt in der Evangelisation kann nie die Auseinandersetzung sein, sondern es muss ein sich in den anderen Hineinversetzen und sich neben ihn Stellen sein. " Das bedeutet zuerst Absage an jede übersteigerte, nervöse, hektische Aktivität, die den Kirchenfremden überzeugen will. Es ist vielmehr etwas ganz schlichtes: da zu sein, bei dem anderen in seiner Welt zu stehen. Es gilt, den Nächsten in dieser Welt der Arbeit zu lieben, ich möchte übersetzen: ihn ernst zu nehmen in seiner Leistung, in seinem Wunsch die Lebenshaltung zu verbessern, die Existenz materiell zu sichern; ihn ernst zu nehmen in seiner Angst immer abhängiger von seinem Betrieb oder Interessenverband zu werden. Das Gebot solcher Nächstenliebe gilt allen Christen, die selbst in der Arbeitswelt stehen. Sind sie aber nicht vorhanden oder erfüllen sie diesen Dienst nicht, so werden die kirchlichen Amtsträger die Aufgabe anpacken müssen. Der erste Ertrag wird ihnen selbst zugute kommen. Denn hier lernen sie die Verhältnisse kennen, die den Menschen heute nachhaltiger prägen als alle kirchlichen Versuche, den Fernstehenden durch gelegentliche missionarische Unternehmungen oder öffentliche Verlautbarungen zu beeinflussen. Hier lernen sie den Menschen in seinem Normalleben, seiner Diesseitigkeit und seinem Misstrauen gegen alle Worte kennen, die ihn mit Beschlag belegen wollen. Im Zusammenleben beginnen sie zu verstehen, wie gross der Sektor Arbeit im Leben des Betriebsangehörigen ist, wie der übrige Raum sich in die verschiedenen Sektoren Familie, Fortbildung, Gewerkschaft, Sport, Politik, Vergnügen oder die Mühe um ein Eigenheim aufteilt.

Mit Erstaunen werden sie feststellen, dass der kirchliche Sektor fehlt oder unbedeutend schmal nur für die schon erwähnten Sonderfälle des religiösen Lebens vorhanden ist. Sie werden sehen, dass der Kirchenfremde sich zäh gegen jede Ausweitung des kirchlichen Sektors wehrt, weil eine solche Ausweitung nur auf Kosten der anderen Sektoren möglich ist. Das aber will er nicht. Hier am Arbeitsplatz ist man sich gegenseitig Tag für Tag 8 Stunden und länger ausgeliefert. Es gibt keine Rückzugsmöglichkeit, weder für den einen fort von dieser Botschaft und ihrem Träger noch für den anderen auf die Kanzel in den Kreis derer, "die als bequeme Kunden Sonntag für Sonntag die Ware ohne Beanstandung abnehmen", wie es ein Geschäftsmann ausdrückte. Im Gegenteil, es wird alles genauestens geprüft und sehr viel beanstandet. Mir wird oft bange, wenn ich daran denke, wie selbstverständlich wir unsere Gemeindeglieder zum Zeugendienst an dieser Stelle aufrufen. Wie harmlos mag uns diese Welt der Arbeit erscheinen, wenn wir Theologiestudenten in sie hineinschicken, damit sie 'Erfahrungen' sammeln. Dabei ist diese Welt ein Kampfplatz, auf dem nicht nur um den Arbeitsplatz, den gerechten Lohn und das tägliche Brot gerungen wird, sondern auch um die Frage, wer einem helfen kann, Menschenwürde und Menschsein zu retten. Es ist nicht leicht, mitten in dieser Welt der Arbeit Christ zu bleiben. Niemand denke, man könne auf dieses von der Kirche lange Zeit vernachlässigte Brachland ziehen, um mit dem gewohnten theologischen und biblischen Handwerkszeug ein Kirchengärtlein anzulegen. Zwischen Fabrikschornsteinen gibt es keine kirchlichen Schrebergartenidylle. Hier werden uns Fragen gestellt, für die wir keine Antworten gelernt haben; hier kommen wir in Situationen in denen wir nicht wissen, wie wir uns als Christen verhalten sollen; hier vergeht es uns, so sicher von der Bewährung des Glaubens in der Welt zu reden. Ich verstehe die Theologiestudenten, die aus der Fabrik zu mir kamen und erklärten, sie wollten nicht weiter Theologie studieren: diese Welt wäre durch keine Predigt und kein Zeugnis zu überwinden; sie lehnten es aber ab, als

kirchlich angestellte Betreuer von Winkelgemeinden ausserhalb dieses heute grössten Kampffeldes ihr Leben zu verbringen und ihre Kraft einzusetzen. Wir würden wohl mehr Theologiestudenten heute haben, wenn wir ihnen ihre Aufgaben in der modernen Arbeitswelt zeigten und imstande wären, ihnen das nötige Rüstzeug mitzugeben. Verstehen Sie, was es heissen kann, dieser Welt ausgeliefert zu sein? Verstehen Sie, warum wir nicht so einfach sagen können: dort ist der Ort der Bewährung für die Laien, unser Platz ist die Kanzel? Es scheint uns unrealistisch und unbarmherzig zu sein, die wenigen christlichen Arbeiterbrüder auf das Kampffeld zu schicken, auf dem wir Amtsträger der Kirche noch nicht erschienen sind oder uns so wenig bewähren.

Ich möchte Ihnen an einem ganz einfachen Beispiel zeigen, wie wenig wir mit den Gesetzmässigkeiten und Gewohnheiten dieser Welt der Arbeit rechnen und ihnen von unserer pfarramtlichen Praxis gerecht werden können. Man fragt uns in der Kirche, warum wir dem Industriearbeiter gerade an seinem Arbeitsplatz begegnen wollen anstatt ihn zu Hause im Kreise seiner Familie aufzusuchen. Wenn ich aber am eigenen Leibe erfahre, wie die Produktion des Werkes mein Leben mit unerbittlichem Gesetz erfasst, seinen Rhythmus bestimmt, verstehe ich, dass der Arbeiter nicht mehr Herr seiner freien Zeit ist, nicht mehr frei ist, das häusliche Leben selbst zu gestalten. Seine eigene Schichtarbeit, die seiner Frau, der grossen Kinder oder anderer Familienangehöriger erlaubt keine feststehende Freizeit, keinen Feierabend im alten Sinne, oft auch nicht einen festen freien Tag in der Woche. Von gemeinsamen Sonntagen und Festen ist oft schon gar nicht zu reden. Der moderne Produktionsprozess gestattet es dem Menschen nicht mehr, im natürlichen Rhythmus von Tag und Nacht, 6-tägiger Arbeit und Sonntagsruhe am 7. Tag zu leben. Seine Arbeit richtet sich weder nach Sonne und Mond noch nach Sommer und Winter. Sie hat ihren eigenen Rhythmus. Welches Morgen - und Abendgebet sollten wir eigentlich die Jungen

und Mädchen lehren, die bald in diesem Rhythmus am Morgen schlafen gehen und am Abend erwachen? Was heisst es, dass die Zeit des Wachens und Schlafens, des Arbeitens und Ruhens sich alle 8 oder 10 Tage durch Schichtwechsel verschiebt? Der Rhythmus unseres kirchlichen Lebens mag im Dorf und in bestimmten Berufsgruppen noch mit dem Rhythmus von Natur und Arbeit übereinstimmen oder sich wenigstens ab und zu decken. Für Millionen der in den Produktionsprozess eingespannten Menschen gibt es n u r den anderen Rhythmus. Man kann aber nicht zwischen zwei Musikkapellen marschieren, die einen verschiedenen Rhythmus spielen. Es ist doch eben eine Welt für sich, die nicht mit Rezepten, die sich in der vorindustriellen Welt bewährten, zu behandeln ist.

Dies eine Beispiel sollte uns für viele andere zeigen, dass es nicht allein am kirchenfremden Arbeiter liegt, wenn die Welt der Kirche so weit entfernt von seinem Leben ist. Gibt es überhaupt eine Möglichkeit der Annäherung für diese beiden Welten? Sicher ist, dass die Kirche dieser Welt nicht ihren Rhythmus aufzwingen kann. Sie könnte aber aus Liebe zu den in diesen Rhythmus eingespannten Menschen aufhören, ihren eigenen zur Vorbedingung eines christlichen und kirchlichen Lebens zu machen. Sie könnte versuchen, am Leben des unter dieses Gesetz geratenen Menschen teilzunehmen. Dieser Versuch beginnt mit dem Hineingehen in diese neue Welt, mit dem Da-sein, mit der Gegenwart. Die Engländer haben diese Aufgabe kurz und treffend beschrieben: to be -- not to act.

Das Wortzeugnis

3. An diesem Punkt werden manche von Ihnen unruhig werden. Kommt denn nicht der Glaube aus der Predigt? Sind wir nicht eine Kirche des W o r t e s ? Gewiss, aber eben des Wortes, das Fleisch geworden ist und stets zur Fleischwerdung, zur Materie, zur Gestalt, zum Leib drängt. Reden und Sein sind in der Nachfolge Jesu nicht getrennt. Beides gehört auch am Arbeitsplatz zusammen. Das Reden ist eine ungekünstelte, selbstverständliche Folge unserer Gegenwart am Arbeitsplatz. Bitte denken

Sie jetzt nicht an religiöse Gespräche, an Diskussionen über Gott. Wir lieben sie nicht, weil sie meist zu unverbündlich sind. Es handelt sich vielmehr um das sachgebundene Gespräch, in dem es nicht nötig ist plötzlich auf christlich und kirchlich umzuschalten. In Evanston hiess es: " Gottes Gespräch mit der Kirche ist ein Gespräch über die Welt. Die Kirche muss bereit sein, über die Welt zu sprechen, wenn sie mit Gott sprechen soll. Die Welt ist der direkte Gegenstand von Gottes handeln" (D.Th.Niles). Es ist ein weitverbreiteter Irrtum unter Kirchentreuen und Kirchenfremden, dass Gott sich nur für Religion interessiere. Das ist das Denken in Sektoren. Ich muss mich hüten am Arbeitsplatz in dieses Denken zu verfallen. Denn ich habe mich nicht um die Erweiterung des kirchlichen Sektors bei dem anderen zu mühen, sondern soll selbst erprobt werden, ob ich nur propagandistisch von Gott zu reden verstehe oder ob Gott für mich der Mittelpunkt des Lebenskreises auch in dieser Welt der Arbeit ist. Das aber wird sich gerade in areligiösen Gesprächen erweisen müssen, wenn es um die Arbeit, um den Lohn, den Kollegen und den Meister, den Büroangestellten und den Direktor, um die Forderungen des Betriebes und um die Forderungen der Gewerkschaft geht. So wird uns die Fabriksirene zum Ruf in den uns von Gott verordneten Dienst in dieser Welt. So glauben wir im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes durch das Fabriktor zu gehen, unsere Arbeit zu tun und unsere Gespräche zu führen. Wir meinen, dass dies bereits eine legitime Verkündigung, Wort Gottes ist. Bitte stellen Sie sich solches Reden ganz natürlich vor. Es geht um die alltäglichen Fragen von Beruf und Familie, Freude und Last des Lebens, aber stets sehr k o n k r e t . In diesen weltlichen Fragen will das Wort Gottes Gestalt gewinnen. Es vergeht kaum eine Schicht, bei der nicht auch das Gespräch in der Gruppe geführt wird. Entweder ist es die Produktions - oder Arbeitseinheit oder es ist die Gruppe am Frühstückstisch. Nicht jede Industriearbeit

bietet die gleiche Möglichkeit. Es gibt aber nur wenige Betriebe, in denen solche Gespräche ganz ausgeschlossen sind. Gemeindehelferinnen aus dem Burckhardthaus, die als Arbeiterinnen in Frankfurt, Offenbach oder an anderen Orten tätig sind, können berichten, wie sie mitten zwischen einer grossen Zahl von Frauen und Mädchen in einem Raum an der Arbeit stehen und manchmal 8 Stunden hindurch über dem rein mechanischen Spiel der Hände miteinander reden oder gar singen können. Diesen Abschnitt zusammenfassend möchte ich auf den Vortrag von Prof. Hammelsbeck verweisen " Die veränderte Weltsituation des modernen Menschen als religiöses Problem " (Theol. Existenz heute, Nr. 45). Er sagt u. a.: " Die religiöse Verpackung als Mitteilungsmöglichkeit ist überholt. Wie sollte der Mensch, der aus fast allen Traditionen geworfen wird, die religiöse noch gut heissen können? Sie wird zum möglichst bald abzuwerfenden Ballast, ohne zu untersuchen, ob der gemeinte Inhalt noch etwas wert ist. " Wir sollten anerkennen, dass die Welt mündig geworden ist. Dietrich Bonhoeffer schreibt aus dem Gefängnis: " Ich will, ... dass man den Menschen in seiner Weltlichkeit nicht ' mädig macht ', sondern ihn an seiner stärksten Stelle mit Gott konfrontiert. " Der Ort dazu ist für den Kirchenfremden sein Arbeitsplatz. Es ist für ihn seine "stärkste Stelle".

Aber Sie werden fragen: wo bleibt die Beschäftigung mit dem Wort der Bibel, das unmittelbare Reden und Hören des Textes? Auch das gibt es in der Arbeitswelt. Wir haben es selbst vorher nicht geglaubt. Seit Jahren bemühen wir uns, unsere kirchenfremden Arbeitskollegen zu verstehen. Jetzt fangen sie an, auch uns in unserem Kummer und unserer Sorge ernst zu nehmen. Sie haben gemerkt, wie uns die Sonntagspredigt schwer fällt. Zuerst haben sie sich darüber gewundert - "ihr habt doch darauf studiert " -, dann haben sie uns angeboten, mit uns über die nächste Predigt zu reden. Neuerdings treffen wir uns in ihren Wohnungen. Wir bringen die

Bibeln mit, wir müssen ihnen auch den Text aufschlagen, weil sie ihn sonst nicht finden. Dann hebt ein Fragen an: müsst ihr euch denn an die Bibel halten, warum eigentlich, was bedeutet dieser Satz, jenes ist überhaupt nicht zu verstehen, könnt ihr das nicht weglassen? Es ist ein bunter Kreis: der eine ist aus der Kirche ausgetreten, bei einem anderen erscheint die Kirchensteuer auf der Lohntüte in der Rubrik 'katholisch', ein dritter ist religiös interessiert in einer Art Pantheismus, für einen anderen ist das Wort 'Gott' die Tarnung für menschliche Unzulänglichkeit. Es ist fraglich, ob sie einmal in die Kirche kommen werden, um zu hören, was aus 'ihrer' Predigt geworden ist. Aber sollen wir darüber traurig sein, wo das Wort unter ihnen bereits laut geworden ist? Sie lassen sich aber in unser Haus einladen, an dessen Bau viele von ihnen seit Jahren mitgeholfen haben. Hier halten wir mit ihnen Gottesdienst, allerdings in anderen Formen als den gewohnten. Der Gottesdienst beginnt am Vormittag und endet am Abend. Denn wir bleiben den ganzen Tag über zusammen, essen miteinander, diskutieren das Gesagte in kleinen Gruppen und reden gemeinsam über uns bewegende Fragen. Selbst zu sogenannten "Amtshandlungen" kommt es in diesem Kreis, bisher zu Taufe, Trauung und Beerdigung. Offen ist noch die Frage nach dem Abendmahl. Einen Paragraphen der Kirchenordnung gibt es für diese Formen kirchlichen Lebens wohl nicht. Aber was in Evanston von dem Inder D.Th.Niles gesagt wurde, gilt ständig für unsere Arbeit: "Unsere Treue zu Jesus Christus setzt unserem Suchen nach erfolgversprechenden evangelistischen Methoden wirklich Grenzen; aber ebenso treibt uns die Liebe Gottes, für jeden Menschen erfolgreichere Methoden zu suchen."

Die Gemeinschaft 4. Aber um 'Methode' geht es im Grunde nicht. Das ist zu wenig. Nach Methoden suchen hiesse: bei uns ist alles in Ordnung; es fehlt uns jetzt nur noch

der Kniff, wie diese Kirchenfremden in unsere Gemeinschaft gebracht werden können. Um Gemeinschaft geht es tatsächlich, um Leiblichkeit, um den Leib Jesu Christi; nicht aber um die religiöse Form dieses Leibes, sondern um seine saeculäre Gestalt. Nicht auf das Kennwort ' christlich ' kommt es an, sondern darauf, ob die versöhnende Tat Gottes sich in der Welt, in unserem Fall also in der modernen Welt der Arbeit ereignet. Das Zeugnis von dieser Tat Gottes ist nicht ein religiöses, sondern ein saecular gesellschaftliches Ereignis. Es führt nämlich zu einer Veränderung zwischen Menschen, zwischen Arbeitskollegen am Arbeitsplatz, zwischen ihnen und dem Meister, zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern. So wird das Zeugnis von dem Gott, der die Welt und die Weltlichen liebt, Salz für die Erde, erhaltendes und umgestaltendes Ferment der Gesellschaft. In dieser Veränderung der Beziehungen zwischen Menschen, im Zueinanderfinden von Menschen ereignet sich Kirche. In der Sektion II von Evanston hiess es: " Auch werden Christen, wo sie sich durch Kasten, Klassen, rassische oder anderen Schranken getrennt sehen, diese kühn überschreiten und so Christi Solidarität mit der gesamten Menschheit bezeugen. In einer zerrissenen Welt werden sie Christi Friedensamt ausrichten, indem sie in ihrem eigenen Leben die neue Menschheit bezeugen, die mit Jesus Christus begonnen hat. - Ohne das Evangelium hat die Welt keinen Sinn, aber ohne die Welt hat das Evangelium keine Realität. "

Dieser Satz kann nicht einfach als Behauptung und Forderung in die moderne Arbeitswelt hineingerufen werden. Er kann nur in Bescheidenheit praktiziert und in dieser Arbeitswelt selbst bezeugt werden. Ist unsere Kirche heute in dieser Welt? Steht sie ihr gegenüber? Wer sind diejenigen, die in diese Welt gesandt werden? Wer ist bereit, sie auszusenden? Wer zu gehen? Und was sagen wir, wenn sich vielleicht unter solchem

Hineingehen in die Welt der Arbeit Gemeinden von Neu - Christen bilden, " deren Lebensform die normale Struktur der Gemeinde in Frage stellt " ? Wie wird das Verhältnis zur alten Ortsgemeinde sein ? Das sind Fragen, die ich nicht beantworten kann, aber auch nicht beantworten will. Denn das hiesse sich heute schon ein Bild machen, ein Programm aufstellen, wie eine solche Gemeinde auszusehen hat. Unsere Wünsche könnten leicht verhindern, dass Gott um der Menschen willen in dieser veränderten Welt eine veränderte Gemeinde baut, die anders aussieht als die bisher gewohnte. In Evanston hiess es im Bericht der II. Sektion: " Wir möchten die Kirchen eindringlich auffordern, über diese Fragen ernstlich nachzudenken, denn sie weisen uns auf eine energische Kritik hin, die die neue Gestalt der Gesellschaft in unserem technischen Zeitalter an die gegenwärtige soziale Struktur unseres Gemeindelebens richtet. " Alle Kritik soll uns dazu helfen, ein wenig besser den Dienst zu tun, den Gott uns für diese in den 4 Referaten dargestellte Welt der Arbeit aufgetragen hat. Wir sollen Gott danken, dass er uns an manchen Stellen einen neuen Anfang -- und sei er noch so klein -- geschenkt hat. Vielleicht können sich unsere Kirchen mehr als bisher dieser Versuche annehmen und sie mittragen. Noch mehr als bisher müssen die Christen erkennen, dass Gott die kirchenfremden Menschen nicht einfach an den Ort ruft, an dem unsere Ortsgemeinden stehen, sondern dass er heute mit uns zu den Vielen gehen will, um etliche von ihnen zu gewinnen und mit ihnen eine der Welt dienende Gemeinde zu bauen. Das mag für die Kirche Auszug aus einem bekannten und vertrauten Lande bedeuten. Aber es darf wohl auch von der Kirche gelten was Jesus Christus sagt: " Wer sein Leben erhalten will, der wird's verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden.

Sch

Mainz-Kastel, 23. Januar 1954
Eleonorenstrassé 64

Liebe Freunde,

Am 17. Januar vor einem Jahr gingen wir in Bombay an Bord des Schiffes "Australia" um die langersehnte Heimreise anzutreten. Unvergesslich ist uns die Losung unseres Abfahrtstages aus Indien: "Ich bin nicht wert all der Güte und Barmherzigkeit, die du an deinem Knechte erwiesen hast." Dies sind die Worte, die der heimkehrende Jacob im Blick auf seine langen Jahre der Fremdlingsschaft fern von seiner Heimat dankbar bekannte.

Auch für uns waren die 16 Jahre des Dienstes in Indien letzten Endes nichts als Jahre voll der Güte und Treue unseres Vaters im Himmel. So kehrten wir heim mit dankbarem, frohem Herzen vor einem Jahre. Und nun? Nun ist das Jahr des Heimaturlaubes schon wieder vorüber. Wie sind doch die Wochen und Monate so schnell vergangen! Durch das Vielerlei der Eindrücke und Erfahrungen, durch das so grosse Anders-Sein des Lebens in der Heimat will sich noch nichts zu einem klaren Bilde bei der Rückschau auf das Jahr 1953 gestalten. Wo ich auch an frühere Stätten meines Lebens und Wirkens in Berlin hinging: immer stand ich vor einem Trümmerhaufen. Nirgends fand ich einen Platz, von dem ich sagen konnte: hier sass ich vor 17, vor 28 Jahren auch; überall wandte ich mich mit traurigem Herzen ab: "Vom Winde verweht..."

Aber eines kann ich vom Jahr des Heimaturlaubes sagen: Es war ein Jahr der Begegnungen. Da zieht eine grosse Schar von lieben Menschen an meinem geistigen Auge vorüber. Da kommen liebe Erinnerungen an Gespräche, an ernste und frohe Stunden der Gemeinschaft. Enttäuschungen hat es auch gegeben. Aber die nehme ich nicht mit nach Indien. Aber die Freude, die ich durch die Begegnung mit treuen, lieben Menschen hatte - die nehme ich als einen kostbaren Schatz dankbar mit.

In den letzten Tagen in Berlin, auch hier in Mainz-Kastel, erhielt ich noch viele liebe Grüsse, gute Wünsche und freundliche Gaben. Jesus sagt: "Wer aber euch trinkt mit einem Becher Wassers in meinem Namen, darum dass ihr Christo angehört - wahrlich ich sage euch: Es wird ihm nicht unvergolten bleiben! ..." So befehle ich alle lieben treuen Freunde dem, der es vergelten will und kann, und sage: "Dank! Vielen, vielen Dank!" und ein herzliches: "Vergelt's Gott!".

Es war schön, die liebe Heimat wieder gesehen zu haben. Es war schön, dies Jahr der Begegnungen! Doch nun: Hand an den Pflug und vorwärts geschaut! Da liegt Govindpur, unsere Station. Dort ist unsere Tabita-Schule; das Werk, das Er uns aufgetragen hat zu tun, und zu dem Er uns noch einmal be-rufen hat. Wie lange? Ich weiss es nicht. Er aber weiss es wohl. Dr. Martin Luther lässt in seiner Erklärung zu 32. Psalm Gott über Abraham folgendes sagen: "...so zog aus Abraham aus seinem Vaterlande und wusste nicht, wohin. Er gab sich in Mein Wissen und liess fahren sein Wissen und ist kommen den rechten Weg ans rechte Ende..." Darauf kommt es an.

Gedenken Sie unser in Ihrer Fürbitte! Es ist nicht leicht, wieder hineinzugehen in Fremdlingsschaft, Unsicherheit und Einsamkeit. Beten Sie, dass wir mit unserer kleinen Kraft, üben grosse Ritterschaft..." und dass wir in fröhlicher Gewissheit denen da draussen es sagen: "Siehe, dein König kommt zu dir! Er ist ein Meister, zu helfen. All' deine Not zu End' Er bringt...!"

Es grüsst Sie herzlich

Ihre

Edw. Schmidt

Indien-Adresse: Miss H. Schmidt, Tabita Bible Aur Buniyadi Training School,
Govindpur, P.O. Jariagarh, Dt. Ranchi (B.N.Ry)

1. Oktober 1954
xxxxxxxxxxxxx Handjerystr. 19/20

83 01 61

Herrn
Pastor Lic. Günther S c h u l t z
G.E.L.Church - Compound
R a n c h i (Bihar)
INDIA

Lieber Bruder Schultz!

Das Kuratorium hat, wie Sie wissen, in seiner Sitzung am 1. Oktober 1954 in sechstündiger eingehender Beratung Ihr Memorandum erörtert. Auf Grund der ausführlichen und offenen Aussprache habe ich Ihnen das Ergebnis der Beratung mitzuteilen - wobei ich erwähnen möchte, daß Bruder Symanowski sich der Stimme enthielt:

- 1.) Das Kuratorium bedauert die Tatsache, daß Ihr Memorandum nicht allein dem Kuratorium vorgelegt oder wegen seiner grundsätzlichen Bedeutung mit dem Church Council brüderlich erörtert wurde. Die Versendung über diesen engeren Kreis hinaus, bevor eine Stellungnahme erfolgen konnte, kann sich sehr schwerwiegend auswirken.

Das Kuratorium ersucht Sie, eine weitere Verbreitung zu unterlassen.

- 2.) Das Kuratorium hält den theologischen Ansatz Ihrer Denkschrift in seinem Hinweis auf die Missionspraxis des Apostels Paulus für kurzschlüssig.

Das bezieht sich sowohl auf die Aussagen über seine Tätigkeit selber wie auf die einfache Übertragung neutestamentlicher Verhältnisse auf die Beziehung von Heimatkirche und Missionskirche heute.

- 3.) Die Selbständigkeit der Gossnerkirche, die von Ihnen in Ihrer Denkschrift festgestellt und zum Ausgangspunkt radikaler Folgerungen gemacht wird, ist für das Kuratorium seit der Annahme der "terms" zweifelsfrei und gilt uneingeschränkt.

Sie ist vor aller Welt bei dem Besuch des Missionsdirektors auf Einladung der Gossnerkirche unterstrichen worden.

Die Kirche dokumentiert diese ihre Selbständigkeit und Frei-

heit durch die Berufung deutscher Schwestern und Brüder zu theologischem und missionarischem Dienst in ihrer Mitte.

Auch Sie haben diese Berufung empfangen und sind ihr gefolgt.

- 4.) Das Kuratorium weiß, daß Ihre Tätigkeit im Widerspruch zu den Ausführungen Ihres eigenen Memorandums nicht nur möglich, sondern auch fruchtbar ist.

Darum ermahnen wir Sie, dieser Ihrer Berufung treu zu bleiben, solange sie nicht von der Kirche widerrufen wird, und in Ihrem Dienst auszuharren.

Wenn wir auch Ihren Ansichten unsere Zustimmung haben versagen müssen, schließen wir uns mit Ihnen doch zusammen im Ringen und Beten um rechten und gesegneten Dienst.

Vorsitzender.

Als ich im Januar 1951 nach Indien zog, ging ich auch mit der Frage, ob für mich und andere Missionare noch eine echte Aufgabe in Indien liege. Im Neuen Testament las und lese ich, daß die Apostel immer nur verhältnismäßig kurze Zeit an einem Orte blieben, und sofort weiterzogen, wenn sich die Andeutung einer Gemeinde zeigte. Sie überließen die weitere Arbeit und sogar das Taufen denen, die am Orte waren. Ihnen übergaben sie auch die Verantwortung für die Organisation und dergleichen. Soweit ich im Neuen Testament sehen kann, hielten die Apostel eine gewisse Autorität nur aufrecht, um den ökumenischen Zusammenhalt der neuen Gemeinden mit der Gesamtkirche, und besonders mit Jerusalem, zu wahren. Paulus kämpfte um Anerkennung seiner apostolischen Autorität nur dann, wenn sie im Zusammenhang mit aufkommenden Irrlehren bestritten wurde. Er kämpfte also nicht für das Weiterbestehen seines Einflusses, sondern nur für den Fortbestand seines Evangeliums.

Wenn die Goßnerkirche selbständig, und das heißt hier: von der Leitung der Missionsgesellschaft unabhängig, wurde, entspricht diese Entwicklung dem, was wir im Neuen Testament erkennen können. Daß ihre Selbständigkeit so spät und nur unter zum Teil schweren Kämpfen mit einigen Missionaren und eigentlich nur durch die erzwungene Abwesenheit aller Missionare in zwei Weltkriegen zustande kam, spricht nicht unbedingt für ein schriftgemäßes Vorgehen der Missionsgesellschaft und ihrer Missionare. Zwar ist die Goßnerkirche auf ihrem Weg zur Selbständigkeit den anderen Kirche in Indien weit voraus. Auch das ist nicht ein Zeichen dafür, daß die Goßner Mission besser gearbeitet hat als andere Gesellschaften. Es offenbart vielmehr nur, daß andere Missionsgesellschaften noch tiefer in einem, wie mir scheint: vom Neuen Testament her nicht gerechtfertigten Autoritätsbewußtsein befangen sind. Umso dringender stellt sich darum für mich die Frage, welche Aufgaben und welche Berechtigung in dieser selbständigen Kirche noch Missionare aus einer anderen Kirche und aus einer anderen geistigen und kulturellen Atmosphäre haben können.

Es sei zunächst festgestellt, daß die Goßnerkirche nicht nur selbständig sein will, sondern es auch wirklich ist. Das gilt vor allen Dingen natürlich im Blick auf ihre O r g a n i s a t i o n. Es ist darum praktisch unmöglich, daß ein Missionar jemals wieder eine leitende Funktion innerhalb der Organisation und der Verwaltung ausübt. Gelegentlich heftig geäußerte Wünsche indischer Freunde in anderer Richtung sind eigentlich nur ein Zeichen dafür, daß die Existenz von Missionaren gerade eine Versuchung für solche ist, welche die mit der Selbständigkeit gegebene Verantwortung von sich abschieben wollen.

Die Goßnerkirche ist aber auch g e i s t l i c h selbständig. Das heißt, die Sakramente werden von Gliedern der Goßnerkirche schriftgemäß verwaltet, und das Wort Gottes wird von Gliedern der Goßnerkirche schriftgemäß gepredigt. Auch wird durch diese Predigt die vorhandene Gemeinde gesammelt, erhalten, und im täglichen Wandel geleitet. Es ist gar keine Frage, daß dabei von Predigern und Hörern das Wort Gottes als einzige Norm und Regel anerkannt ist. Die Lebendigkeit des Wortes Gottes zeigt sich weiter darin, daß seine Predigt auch auf sich wandelnde Situationen der Gemeinde bezogen bleibt. Wo z.B. in den Industriestädten ein neuer Menschentyp und ein neues soziales Empfinden entstanden sind, gibt es genug Gemeindeglieder, die aus dem Worte Gottes auch in dieser neuen Umwelt Trost und Weisung finden und weitergeben.

Die Lebendigkeit des Wortes Gottes zeigt sich auch in der M i s -
s i o n s a r b e i t der Goßnerkirche. Missionsarbeit wird von al-
len als eine wesentliche Aufgabe verstanden, und vielen Gemeindeglied-
ern ist bekannt, daß das Wort Gottes ohne Mission und Evangelisation
stagniert und stirbt.

Die Goßnerkirche ist also in jeder Beziehung eine wirkliche Kirche.
Sie ist es auch ohne die Mitwirkung der Missionare.

Natürlich zeigen sich in der Verwaltung der Sakramente, der Verkündi-
gung des Wortes Gottes und in der Organisation der Kirche einige
Schwächen. So befindet sich die L i t u r g i e in einem greulichen
Zustand. Es gibt nur wenig Gebete. Sie bleiben jahrein jahraus im sonn-
täglichen Gottesdienst, in der Hausandacht und bei Tisch dieselben.
Die Folge davon ist, daß sie gepleppert worden und weithin nur noch
leere Formeln sind. Es bilden sich auch einige neue liturgische Formen.
Sie sind aber dem alten, animistischen Götzendienst sehr nahe. Es wer-
den z.B. Brunnen, neue Schulhäuser, neue Altar- und Kanzeldecken unter
Anrufung des dreieinigen Gottes "gesegnet" und "geheiligt". Auf Anfra-
ge werden diese Handlungen ausdrücklich mit den Tabu-Vorstellungen in
Zusammenhang gebracht.

Die P r e d i g t e n sind weithin lahm und stereotyp, weil es den
Predigern an Ausbildung fehlt und an der Fähigkeit, sich selbst weiter-
zubilden und im Worte Gottes fortzuschreiten. Die Predigten werden dann
so, daß die Teilnehmer am Gottesdienst nicht mehr recht zuhören und
schnell gelangweilt sind. Sie kommen zwar noch regelmäßig zur Kirche,
aber sie betrachten das mehr als eine schuldige Leistung, deren Unter-
lassung den Zorn Gottes und damit vor allem leibliche Unbill nach sich
ziehen würde. Auch wird das Alte Testament im gesamten kirchlichen Le-
ben sehr vernachlässigt.

Die M i s s i o n geschieht weithin unter nationalistischen Gesichts-
punkten. Sie wird verstanden als eine Sammlungsbewegung der Adivasis
mit dem Ziel, eine neue und höhere Gemeinschaftsform zu finden. Die
Goßnerkirche wird dabei als der beste Helfer gepriesen, weil sie als
einzige den erwünschten Aufstieg durch ihre vielen Adivasi-Schulen ge-
währleiste. Das ist schon mehr als einmal so in Surguja gesagt worden.
Die Missionsarbeit geschieht aber auch unter kirchenpolitischen Ge-
sichtspunkten. Das gilt besonders für die Arbeit in Singhbhum und nun
auch in Bamra. Die Mundas setzen sich für dieses Missionsfeld ein, weil
sie nicht erlauben wollen, daß der Bestandteil der Uraons in der Kirche
durch die Surgujamission die zahlenmäßige Überlegenheit der Mundas zu-
nichte macht.

Es gibt auch Mängel in der O r g a n i s a t i o n. Die Verwaltung
der Kirche ist weithin steril, weil die meisten Beamten in kirchenpoli-
tische Machtkämpfe verwickelt sind, und weil die Geldverwaltung immer
noch schrecklich im Argen liegt. Kirchenpolitische Machtkämpfe und Zwi-
stigkeiten zwischen den Großfamilien verhindern auch, daß eine gedeih-
liche Frauenarbeit oder Studentenarbeit oder Laienarbeit aufgebaut wird.
Bisher erschöpfte sich die Tätigkeit solcher Gruppen im Wählen von Vor-
ständen, deren Tätigkeit dann durch Winkelzüge der Angehörigen anderer
Familien wieder blockiert, oder wenigstens durch Verweigerung der Mitar-
beit zur Ergebnislosigkeit verurteilt wurde. Die Jugendarbeit, bisher
die lebendigste, leidet darunter, daß sie immer wieder sehr schnell
kritisch werdend von oben als Gefahr empfunden und gedämpft wird. Sie
leidet vor allem aber auch unter einem empfindlichen Mangel an christ-
licher Unterweisung in den Schulen, Kindergottesdiensten und Sonntags-
schulen.

alle Kritik ist zu stoppen!

Es zeigen sich also genügend Mängel und Schwächen in der Goßnerkirche. Aber auch sie rechtfertigen nicht das Vorhandensein von Missionaren und ihr Eingreifen. Schwächen dieser Art gibt es in jeder Kirche. Sie sind Bestandteil der Kirche in dieser Welt. Es hat sich im Laufe der 100 Jahre Goßnermission gezeigt, daß die Missionare nicht nur Schäden einer jungen Missionskirche bekämpft haben, sondern zugleich auch die Schwächen ihrer eigenen Heimatkirche nach Indien exportierten. Das läßt sich wohl nicht vermeiden; aber es spricht auch dagegen, daß der Missionar von seinem Eingreifen zuviel erwartet. Solch Eingreifen der Missionare ist auch schon deswegen nicht nötig, weil genügend Glieder der Goßnerkirche ihre eigenen Schwächen gut kennen und recht und schlecht versuchen, sie selbst zu bekämpfen. Sie erkennen das, auch ohne daß ein Missionar sie darauf hinweist.

Pflicht

helfe KPs aufzulegen was für helfen!

Ein Eingreifen der Missionare und ihre Besserungsversuche wirken sich sogar schädlich aus. Indes sind sehr konservativ. Darum muß jede Änderung bestehender Verhältnisse erst in langer Arbeit vorbereitet und einsichtig gemacht werden. Das geht nicht ohne Kritik am Bestehenden ab. Gegen Kritik sind wiederum Indes noch empfindlicher als andere Menschen. Das ist zum Teil noch eine Folge jener Auseinandersetzung zwischen einigen Missionaren und jener Gruppe in der Goßnerkirche, welche die Autonomie um jeden Preis erkämpfen und erhalten wollte. Diese Gruppe, die sich unter dem Schlagwort "Autonomie" versammelte, existiert immer noch und lebt auch immer noch von ihrem alten Schlagwort. Sie ist zahlenmäßig klein, aber recht robust und aktiv. Und bei der passiven Grundeinstellung der meisten Indes ist sie an dieser robusten Aktivität willen unverhältnismäßig einflußreich. Diese Brüder verstehen nun unter "Autonomie" nicht mehr nur eine organisatorische Maßnahme, sondern auch eine geistliche und theologische Errungenschaft. Sie wollen auch in seelsorgerlichen und theologischen Fragen unabhängig vom Kuratorium und vom "Westen" überhaupt sein. Als ich vor nun schon langer Zeit gelegentlich die oben erwähnten liturgischen Mißgriffe bei Lakra vorsichtig zur Sprache brachte, reagierte er äußerst empfindlich und führte als sein letztes Argument an, ich könne mir als westlicher Mensch darüber kein Urteil erlauben. Es handele sich hier eben um eine typisch indische Weiterentwicklung der Liturgie. Vor einiger Zeit entspann sich zwischen Lakra und mir eine öffentliche Diskussion über die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele. Erst im Laufe der Zeit wurde sie mir wichtig, weil ich merkte, daß sich bei den Indes unter dem Begriff "Unsterblichkeit der Seele" ganz eindeutig die alten, bekannten indischen Gedanken über die Existenz von Leib und Seele und das Verhältnis beider versammeln. Es kam also zu einer öffentlichen Diskussion dieses Problemkreises vor dem Ministerium, bei welcher mir wieder entgegengehalten wurde, in Indien lägen die Dinge eben vollkommen anders. Meine Auffassung von der Sache sei typisch westlich und in Indien nicht nur unbrauchbar, sondern sogar gefährlich; denn sie hindere die Ausbreitung des Evangeliums in Indien. Um künftig eine indische und im indischen Sinne lutherische Theologie am College zu gewährleisten, schlug Lakra in diesem Zusammenhang sogar die Herausgabe von theologischen Fortbüchern vor, in denen solche unindischen Lehren vermieden werden sollten, und auf welche jeder theologische Lehrer in der Goßnerkirche endlich verpflichtet werden müsse. - Aus diesen beiden Beispielen wird deutlich, daß jeder Versuch geistlicher oder theologischer Einflußnahme vonseiten der Missionare zum Scheitern verurteilt ist. Er wird sofort von einigen, aber zugleich auch den wesentlichen Leuten kirchenpolitisch als Angriff auf die Autonomie und Bodenständigkeit der Goßnerkirche verstanden. Der Versuch einer Änderung zum Besseren bewirkt, weil er von einem Missionar kommt, also gerade das Gegenteil, nämlich eine Versteifung in den Fragen, die einer Lösung entgegengeführt werden müßten.

*Rezi-
tation
des
Büch-
chens
in
der
Komm-
munion
nicht
möglich*

*Rezi-
tation
des
Büch-
chens
in
der
Komm-
munion
nicht
möglich*

21

früher. Einigkeit!

Als weiteres Beispiel dafür mag auch der Besuch von Bruder Lokies dienen. Daß durch ihn zunächst jede Auseinandersetzung solcher Art vermieden wurde, lag daran, daß Bruder Lokies sich selbstverständlich bei seinem dreimonatigen Aufenthalt und noch dazu auf einer Besuchsreise und als Vertreter des Kuratoriums jeder Kritik enthielt. Als aber dann gegen Ende seines Besuches zufällig einige solcher Punkte (z.B. das Verhältnis zwischen Präsident des Church Council und Präsident der Mahasabha) öffentlich zur Sprache kamen, reagierten Lakra und seine Freunde sofort in der oben beschriebenen, empfindlichen Weise, durch die jede sachliche Diskussion und also auch jede fruchtbare Einflußnahme vonseiten der Missionare unmöglich wird.

So ist der Missionar gerade in den Punkten, die eine Aufgabe für ihn darstellen könnten, durch die Umstände ohne jeden Einfluß. Jedenfalls kann die Aussendung eines Missionars nicht damit begründet werden, daß er der jungen Kirche aus den Erfahrungen der alten Kirche helfen solle, Schäden und Irrwege zu vermeiden.

Auch ein "geistliches" oder taktisch kluges Verhalten des Missionars wird an dieser Lage kaum etwas ändern. Denn im Grunde können solche das Ziel geradezu verkehrenden Auseinandersetzungen nur vermieden werden, wenn sich der Missionar auch in den Fällen, wo er eigentlich nicht schweigen dürfte, völlig indifferent verhält. Er hätte noch eine andere taktische Möglichkeit. Er könnte sich jener, sich ihrer Autonomie bewußten Gruppe anschließen und durch sein Auftreten und Verhalten ihr Ansehen und ihren Einfluß stärken. Damit würde er aber geradezu ein Glied einer kirchenpolitischen Gruppe, was ja wohl auf jeden Fall zu vermeiden ist. Außerdem würde er mit solchem Verhalten die falschen Praktiken und die Fehlentwicklungen sanktionieren. Es dürfte niemanden geben, der einem Missionar eine dieser beiden Möglichkeiten empfiehlt, nur damit die Möglichkeit besteht, daß weiterhin Missionare hinausgeschickt werden und in Indien friedlich ihre Zeit verbringen können. - Daß auch die Evangelische Kirche in Deutschland Mission treiben muß, um Kirche zu sein, ist selbstverständlich, weil das der biblischen Aussage entspricht. Aber Mission treiben heißt doch nicht, daß um jeden Preis ständig immer wieder neue Missionare auf das Goßnerfeld geschickt werden müssen; auch wenn sich keine rechten Aufgaben mehr für sie finden.

Es ergibt sich also: die klassischen Aufgaben eines Heidenmissionars können von unseren indischen Brüdern übernommen werden. Das geschieht sogar schon in großem Stil. Auch andere geistliche Aufgaben können in der Goßnerkirche selbst wahrgenommen werden. Der Missionar erweist sich dabei eher als ungeeignet. Seine bloße Gegenwart kann sich sogar recht negativ auswirken und muß es beinahe aufgrund der Verhältnisse und Stimmungen.

Auch als "theologischer Lehrer" hat der Missionar keine echte Aufgabe mehr. Zunächst gilt auch hier, daß es kein Fach und Teilgebiet der Theologie gibt, das nicht auch von Indern gelehrt werden könnte und schon gelehrt wird. Es fehlt zwar in der Goßnerkirche noch an qualifizierten Mitarbeitern. Aber dieser Mangel könnte ohne weiteres durch Berufung von theologischen Lehrern aus anderen lutherischen Kirchen Indiens behoben werden. - Weiterhin kommt ein Missionar als theologischer Lehrer kaum zum Zuge, sofern man unter theologischem Lehren das Vermitteln der Methode selbständigen, theologischen Arbeitens versteht. Hier ist der eigentümliche Aufbau indischer Colleges und das indische Examenswesen ein entscheidendes Hindernis. Dadurch ist es einem theologischen Lehrer praktisch unmöglich, statt eines ge-

wissen Examenswissens die Methode wissenschaftlicher Arbeit zu lehren. Falls er es doch versucht, werden seine Studenten nur in Gefahr geraten, durchzufallen. Das könnte sich nur ändern, wenn der ganze Aufbau des indischen Schul- und Universitätswesens grundsätzlich geändert wird. Das ist aber, wenigstens vorläufig, unmöglich und unwahrscheinlich. Auch das theologische College der Goßnerkirche kann und will hier keinen eigenen Weg gehen. Übrigens klagen auch andere akademische Lehrer aus Deutschland über dieselbe Behinderung ihrer Lehrtätigkeit durch das indische Erziehungssystem und ihre Folgen. Dazu gehört z.B. ein deutscher Indologe aus Münster, der im Auftrage der indischen Regierung an einem Sanskrit-College die Methode deutscher indologischer Arbeit lehren sollte; ebenso mehrere deutsche Professoren am technischen College in Kharagpur; weiterhin ein Mathematiker und ein Jurist an der Universität Dacca. Sie alle stimmten darin überein, daß ein wirkliches, akademisches Lehren in Indien heute noch unmöglich ist. Und das gilt auch für den Missionar, sofern seine wesentliche Aufgabe eben im Lehren gesehen wird.

Darüber hinaus glaube ich, daß ein Missionar als theologischer Lehrer in ähnlicher Weise schädlich wirkt wie jener Missionar, der Einfluß auf gewisse kirchliche Entwicklungen oder Fehlentwicklungen zu nehmen versucht. Theologie ist das Unternehmen einer Kirche, sich der Auseinandersetzung des Wortes Gottes mit seiner Umwelt und Zeit bewußt zu werden, und eben diese Auseinandersetzung zu ihrem Teil weiterzuführen. Dabei muß sich die Theologie auf die Fülle der Auseinandersetzungen berufen, die im Laufe der Jahrhunderte in der Kirche schon geführt worden sind. Theologie ist also im Grunde genommen eine Ansammlung von Antworten auf Fragen, die einer Kirche im Laufe der Zeit gestellt und von ihr jeweils beantwortet wurden. Der Missionar nun, der in Indien Theologie lehrt, kann nur - bewußt oder unbewußt - ständig Antworten auf Fragen, die in seiner eigenen Heimatkirche akut waren und sind, weitergeben. Von den meisten dieser Antworten und Fragen gilt aber, daß sie bisher in Indien und in der Goßnerkirche noch gar nicht akut gewesen sind. Der missionarische Theologe (oder theologische Missionar) antwortet also bei seinem Unterricht ständig auf Fragen, die seine Studenten nie gestellt haben, und die sie darum auch reichlich uninteressant finden. Z.B. ist die Frage der kritischen Arbeit am biblischen Text in Deutschland zwar unausweichbar und ein wesentlicher Bestandteil exegetischer Arbeit. Indischen Studenten aber ist sie überhaupt kein Problem; hier ist sie noch nicht Bestandteil der Auseinandersetzung des Wortes Gottes mit der Umwelt. Trotzdem wird der Student durch Textbücher und Examen gezwungen, sich damit zu beschäftigen. Und das gilt mutatis mutandis von fast allen Disziplinen der Theologie und den Problemkreisen, wie sie sich in den westlichen Kirchen entwickelt haben. Das Lehren an den theologischen Colleges basiert völlig auf der theologischen Arbeit europäischer und amerikanischer Kirchen, und wird so zu einer Art theologischen Kolonialismus, der sich ebenso verheerend auswirken muß wie die teilweise enge Verbindung zwischen Mission und Kolonialregierung in der Vergangenheit. Er wirkt sich heute schon insofern ungünstig aus, als der Student angesichts dieser ihm aufgezungenen Fragestellung die Theologie als eine Sache empfindet, die er seufzend paukt, die ihm aber kaum zu einer Herzenssache werden kann. Er kann auf diese Weise nicht zu der Überzeugung gebracht werden, daß Theologie für seine Kirche lebensnotwendig ist; und er kann auch kaum dazu gebracht werden, theologische Arbeit zur Aufgabe seines Lebens zu machen. Er wird im Gegenteil daran gehindert. - Es hilft hier auch gar nicht, daß sich der Missionar auf die Probleme Indiens einzustellen versucht. Entweder kann er sie gar nicht sehen - und wenn, dann je-

denfalls nur nach einem lebenslangen Aufenthalt in diesem Lande. Aber auch wenn er sie sieht, wird er sie entweder seinerseits uninteressant finden, was sein Lehren nicht gerade befruchten wird, oder er wird in diesen neuen Problemen so aufgehen, daß er den Kontakt mit der theologischen Arbeit seiner Heimatkirche verliert und damit gerade wieder den Beitrag, den er ja eigentlich leisten sollte.

Natürlich sind bestimmte Aufgaben der Theologie und ihre Ergebnisse zu allen Zeiten und an allen Orten gleich. Aber der Missionar aus einer anderen Kirche kann solche Parallelen nur erkennen; er kann seine Studenten aber nicht zwingen, die Ergebnisse, die in seiner Kirche erarbeitet wurden, zu übernehmen. Er kann sie nicht einmal zwingen, die Probleme so zu sehen, wie sie sich ihm selbst darstellen. Jede theologische Arbeit ist ja nur dann fruchtbar, wenn sie von dem Theologen selbst getrieben wird; und jedes theologische Ergebnis ist sinnlos, wenn es nicht selbst erarbeitet wurde.

Der Missionar kann also als theologischer Lehrer weder die Methode des theologischen Arbeitens vermitteln, noch kann er die Ergebnisse seiner eigenen Arbeit und der jahrhunderte alten Arbeit seiner Kirche vermitteln, wenn er sich nicht eines unerlaubten theologischen Kolonialismus schuldig machen und damit gerade den Beginn echter theologischer Arbeit bei seinen Studenten verschütten will. Auch hier führt zu straffes Vorgehen nur dazu, daß er seinen Studenten die eigene Verantwortung abnimmt.

Es gibt noch ein weiteres, überaus wichtiges Argument gegen die theologische Arbeit von Missionaren in Indien. Vor allen christlichen Kirchen Indiens liegt als erste theologische Aufgabe die Auseinandersetzung mit dem modernen Hinduismus. Das zeichnet sich immer deutlicher ab. Alle Gruppen, die sich die Wiederbelebung des Hinduismus zum Ziel gesetzt haben, visieren als ihren wirklichen Gegner das Christentum und die christlichen Kirchen. Bei den Demokraten und Sozialisten um Pandit Nehru ist es im wesentlichen nur eine Stellungnahme gegen den Einfluß des Westens ganz allgemein. Bei den Orthodoxen der Hindu-Mahasabha wird in aller Form ein fanatischer Kampf gegen das Christentum angesagt. Bei Vinoba Bhave, dem Schüler und Nachfolger Gandhis, ist es die Abgrenzung gegen alles unindische Wesen, wie es auch seine Zeitschrift "Harijan" immer wieder verbreitet. Bei Radhakrishnan und seinem Versuch, die hinduistische Philosophie und Kultur rationalistisch zu interpretieren, ist es schon beinahe der bekannte westliche Rationalismus. Dieser zukünftige Kampf zeichnet sich also ganz deutlich ab. Er kann zu einer wirklichen Verfolgung führen; jedenfalls wird er mit allen "theologischen" Mitteln geführt werden. Und hier liegt also die erste wirklich eigene theologische Aufgabe der jungen indischen Kirchen. Aber gerade hier sind westliche Missionare die schlechtesten Bundesgenossen, die man sich denken kann. Ihre Bundesgenossenschaft ist geradezu schädlich. Wie Indien gegen die amerikanischen Waffenlieferungen nach Pakistan protestiert und dabei ein ungeheures Echo in seiner Bevölkerung findet, so protestieren die hinduistischen Führer gegen das theologische Rüstzeug, welches den indischen Kirchen von ihren westlichen Missionaren angeboten wird. Es muß ja - wenn man sich die theologischen Colleges in Indien ansieht - den Eindruck erwecken, daß es im wesentlichen Nicht-Indier sind, die bisher den Kampf geführt haben. Das ist bei der Stimmung in Indien heute ein ungeheurer Nachteil. Und jeder westliche Missionar erleichtert mit seinem bloßen Vorhandensein die Argumentation des Gegners. Dabei fürchtet der moderne Hindu gar nicht einmal die Überlegenheit westlicher

Theologie. Dafür hat er im Gegenteil im Bewußtsein seiner alten Tradition nur Verachtung übrig. Er haßt aber die Tatsache, daß eine westliche Theologie das Leben der indischen Kirchen bestimmen soll. Und in diesem Haß findet er die Zustimmung derer, die sich sonst mit der Frage des Christentums in Indien überhaupt nicht beschäftigen. Daneben fürchtet der Hindu nur eine Waffe des Westens, sein Geld. So muß auch die Politik einiger indischer Regierungskreise, auf verwaltungstechnischem Wege die Einreise neuer Missionare zu verhindern, verstanden werden. Sie hat nur das eine Ziel, die indischen Kirchen ihres finanziellen Rückhaltes zu berauben, der ihnen bei der bevorstehenden Auseinandersetzung auf unerwünschte Weise den Rücken stärken könnte. Ich glaube nun, daß diese sich anbahnende Auseinandersetzung mit dem Hinduismus der Kirche in Indien zwar bittere Schwierigkeiten und manche Verfolgung bringen kann. Ich glaube aber auch, daß sie dadurch in der indischen Welt festeingewurzelt werden wird und zu einer indischen Antwort auf die Botschaft des Evangeliums an die Völkerwelt Indiens gebracht werden wird. Ich glaube aber auch, daß wir unseren Brüdern hier nicht dadurch helfen, daß wir ihnen Theologen aus dem Westen zu Hilfe schicken. Solche Helfer sind im Gegenteil zur Zeit ausgesprochen unbrauchbar.

Wie können wir unseren Brüdern in dieser Lage neben unserer Willigkeit zur ständigen Fürbitte noch helfen? Ich denke, wir sollten möglichst viele junge Inder, die für eine selbständige theologische Arbeit qualifiziert erscheinen, nach Deutschland einladen und sie dort theologisch ausbilden. Wir vermeiden dabei den negativen Einfluß des indischen Schulungssystems und können in der Heimat viel besser versuchen, die Methode selbständigen theologischen Arbeitens zu vermitteln. Wir vermeiden dabei weiterhin, daß die theologische Arbeit zu einem Bestandteil kirchenpolitischer Auseinandersetzungen innerhalb der Goßnerkirche wird und geben den Studenten zugleich die Möglichkeit, andere Kirchen und Länder zu sehen und ihren Gesichtspunkt zu erweitern. Wir verpflichten uns dabei allerdings zu einer sehr brüderlichen Betreuung und intensiven Führung dieser Studenten, damit sie als wirklich freie und selbständige Theologen in ihre Kirche zurückkehren und dort nicht aufhören, zu forschen und zu finden. Auch diese Hilfe würde immer noch unter dem Odium stehen, daß hier eine indische Kirche vom Westen theologisch infiziert wird. Aber in diesem Fall ist dieses Argument längst nicht mehr so wirksam, wie wenn wir weiter Missionare, Theologie und Geld nach Indien exportieren.

Alles Gesagte gilt im Grunde auch für die ärztliche Arbeit auf dem Missionsfeld. Zwar wird diese Arbeit noch nicht von der Goßnerkirche getan. Sie würde sich vermutlich auch aus dem kirchenpolitischen Klima hier leichter heraushalten können. Auch die indische Regierung macht hier zunächst noch keine Schwierigkeiten. So scheint die ärztliche Mission eine Hintertür zu sein, durch die wir noch einige Missionare nach Indien einschmuggeln können. Ganz abgesehen von der Frage, ob dieser Weg würdig sei, ist es aber mehr als fraglich, ob hierbei wirklich echte Missionsarbeit getrieben werden kann. Auch dieser Weg führt nämlich unter Umständen nur dazu, daß sich unsere indischen Brüder ihrer Pflicht entziehen fühlen, nun selbst irgendeine Form christlicher Liebestätigkeit zu entwickeln. Auch hier wäre dann der Einsatz von Missionaren eher schädlich. Es ist weiterhin auch keineswegs ausgemacht, daß die indischen Autoritäten nicht auch auf die missionarische Tätigkeit von Ärzten und Schwestern sehr bald negativ reagieren werden. Dann werden aber Gebäude und Einrichtungen nicht mehr zum Eigentum der indischen Kirchen gemacht werden können; sie werden vielmehr - wie die

Schulen - verstaatlicht werden. Es gibt bisher zwar noch keinen Arzt, der aus der Goßnerkirche hervorgegangen wäre. Es könnten aber für den Anfang ohne weiteres christliche Ärzte aus den südindischen Kirchen zu demselben Dienst berufen werden, zu dem wir einen europäischen Arzt auszusenden vorhaben. Vielleicht würde er die Arbeit auch in einem Stil beginnen, welcher der finanziellen Situation der Goßnerkirche, die doch der eigentliche Träger der Verantwortung sein soll, entspricht.

Aus dem Dargelegten ergibt sich für mich diese Folgerung: Ich vermag für einen Missionar der Goßnerschen Missionsgesellschaft in Indien keine echte Aufgabe mehr zu sehen. Eher sehe ich seine Tätigkeit als ein Hindernis für die wirkliche Selbständigkeit der Kirche und ihre eigene Entwicklung in Organisation, Theologie und sonstigen Lebensäußerungen. Die einzige Aufgabe, die der Goßnerschen Missionsgesellschaft etwa noch bliebe, wäre die Einladung indischer Studenten nach Deutschland, die Finanzierung ihres Aufenthaltes und ihre sehr sorgfältige Betreuung und Führung. Ob es dazu noch einer besonderen Missionsgesellschaft mit eigenem Apparat bedarf, erscheint mir aber sehr fraglich; diese Aufgabe könnte auch von einer Landeskirche übernommen werden, die eine Art Patenschaft für eben diese junge Kirche übernimmt und sich zur Durchführung der bezeichneten Aufgabe verpflichtet. Die Landeskirche könnte dann den einen oder anderen erfahrenen Mitarbeiter der Goßnermission beauftragen, sich mit dieser Aufgabe verantwortlich zu befassen. Dadurch würde diese Aufgabe auch auf ökumenischer Ebene in wirklich ökumenischer Weise gelöst. Auch die finanziellen Ausgaben gingen zulasten der ökumenischen Aufgaben der betreffenden Landeskirche. Die gute Tradition der Goßnerschen Missionsgesellschaft würde dann durch missionarische Arbeit in der Heimat am würdigsten gepflegt werden können, wie es ja schon geschieht. Im übrigen wäre es ein Grund des Dankes gegen Gott, festzustellen, daß ein Auftrag ausgeführt und sein Ziel erreicht wurde.

Lic. Günther S c h u l t z

9.7.54

Goßnersche Missionsgesellschaft

Berlin-Friedenau, 8.Sept.1954
Handjerystr. 19/20
Tel. 83 01 61

An das
Kuratorium der Goßnerschen Missionsgesellschaft.

Sehr verehrte liebe Herren und Brüder!

Auf unserer letzten Kuratoriumssitzung am Freitag, dem 3.9.54, hatten wir nicht die erforderliche Zeit, um uns mit der Denkschrift von Bruder Lic.Schultz, die wir an alle Kuratoriumsmitglieder versandt hatten, zu beschäftigen. Auf der Tagesordnung standen soviel andere für die Fortführung unserer Arbeit wichtige Punkte, daß wir eine gründliche Aussprache über das Memorandum von Br. Schultz für die nächste Sitzung lassen mußten, die am

1.Oktober 1954 in Berlin-Friedenau, Goßnerhaus

stattfinden soll. Es liegt uns unendlich viel daran, daß an dieser Sitzung möglichst alle Kuratoriumsmitglieder aus Ost- und Westdeutschland teilnehmen. Darum möchte ich schon heute eine vorläufige Einladung ausgehen lassen.

Wir wissen, welches Opfer an Zeit und Kraft wir jedem einzelnen Kuratoriumsmitglied zumuten, vor allem aber denen, die die Mühe einer weiten Reise auf sich nehmen müssen. Wir möchten nun unsererseits alles tun, um den Teilnehmern die Fahrt nach Berlin zu erleichtern. Es ist geplant, daß die Brüder, die ein Auto haben, andere Brüder auf die Fahrt mitnehmen. Die entstehenden Unkosten wollen wir gern tragen. Wir gedenken auch unser Berliner Auto bis nach Hannover zu schicken, um drei Brüder, die keine andere Fahrmöglichkeit haben, hierher zu bringen.

Unser wiederaufgebautes Missionshaus kann alle Teilnehmer an der Sitzung beherbergen, weil das Seminar sich an den in Frage kommenden Tagen auf einer Studienreise befindet. Auf diese Weise würde es einmal nach langen Jahren möglich sein, eine Vollsitzung des gesamten Kuratoriums abzuhalten.

Die Lage der Goßnerschen Mission draußen und daheim zwingt uns zu einer neuen Besinnung über unsere Aufgaben und zur Zusammenfassung aller unserer Kräfte. Aus diesem Grunde wagen wir es, Sie, sehr verehrte Herren und Brüder, zusammenzurufen. Wir brauchen Ihren Rat und Ihren brüderlichen Beistand dringend, und nur darum bringen wir den Mut auf, Sie um Ihre Teilnahme zu bitten.

Wegen der organisatorischen Vorbereitungen wären wir Ihnen sehr dankbar, wenn Sie uns sobald wie möglich mitteilen wollten, ob Sie an dieser Sitzung teilnehmen können.

Mit den herzlichsten brüderlichen Grüßen

Ihr

Hans Lotzies

A b s c h r i f t .
- - - - -

Christian Berg
Pfarrer

Berlin-Schlachtensee, 6. September 54
Kaiserstuhlstr. 14a
Telefon: 84 82 50

Lieber Bruder Schultz!

Wir sind uns mehrfach vor Ihrer Aussendung nach Indien näher getreten, daß ich das Gefühl habe, ich dürfte Ihnen persönlich auf das Memorandum "Goßnersche Missionsgesellschaft und Goßnerkirche" antworten, das mir vor 8 Tagen übersandt wurde; ich dürfte mich gleichsam nicht verstecken hinter einer, wie ich hoffe, vom Kuratorium noch zu erarbeitenden "offiziellen" Antwort an Sie.

Ich habe Ihre Denkschrift dreimal gelesen, dabei ist es mir so ergangen: Das erste Mal habe ich sie sehr interessant und der grundsätzlichen Diskussion für wert gefunden; das zweite Mal habe ich mich über die sie durchziehende einfach doktrinäre Konsequenzmacherei geärgert; nach der dritten Lektüre sagte ich mir: du mußt Günther Schultz schreiben und dabei deine verschiedenen Empfindungen zu ordnen versuchen. Zu gleicher Ausführlichkeit in der Antwort fehlt mir allerdings Zeit und Kraft, das müssen Sie mir zugut halten.

Gefreut habe ich mich, daß Sie der Goßnerkirche in all ihrer Schwachheit und Armut das Zeugnis "Kirche Jesu Christi" zu sein, nicht versagen. Aus irgendeinem Ihrer früheren Briefe und Berichte ist mir dabei noch in Erinnerung, was Sie von dem Eindruck schrieben, den Ihnen die Teilnahme an einem Gemeindefest von Munda-Christen gemacht habe. Ich halte fest, die Goßnerkirche ist trotz allem "Kirche Christi". Bei welcher einzelnen "Kirche Christi" auf Erden gilt übrigens dies "Trotz allem" nicht? Es kann sich doch immer nur um ein mehr oder weniger handeln angesichts dessen, was Gott ihr gegeben hat und von ihr erwarten darf. Sie sind lange genug in unserem kirchenpolitischen Hexenkessel "Berlin" mit all seiner geistlichen Not gewesen; was für die Kirche Christi in unserer Mitte beschämende, üble Düfte steigen fortgesetzt auch aus diesem "Kessel" in unserer Mitte auf! Trotzdem, Kirche Christi!

Nicht überrascht hat mich darum all das, was an Fülle von Kritik an der heutigen Gestalt der Goßnerkirche, ihrer Arbeit und den sie leitenden Männern, ihrer Verkündigung und Liturgie, ihrer Theologie und Gemeindegemeinschaft, ihrer Sterilität und ihren kirchenpolitischen Gruppenbildungen und sehr menschlichen Kämpfen in der Denkschrift zu lesen steht. Man müßte ja nicht lebendig im Kuratorium von "Goßner" mitgearbeitet haben, um von der zusammengefassten kritischen Darstellung all dieser Schwächen, Nöte und Versäumnisse als etwas Neuem zu hören, obwohl ich gern gestehe, daß es mich innerlich doch wieder sehr erschrocken gemacht hat in der bange Frage, ob unsere Brüder in der Goßnerkirche die an sie ergangene Berufung inmitten ihres großen Volkes in dem allen nicht schuldhaft verfehlen. Dabei lasse ich es dahingestellt sein, ob Ihre Kritik in allen Einzelheiten zutrifft und Ihre dreijährige Erfahrung ausreicht, immer in jedem besonderen Punkt gerecht und abgewogen genug zu sein. Im übrigen haben Bruder Lokies Berichte mir sehr vieles von dem, was Sie schreiben, bestätigt. Die Tatsachen machen für jeden klarblickenden Christen das Urteil im Grunde gewiß wenig unterschiedlich.

Am nachdenklichsten gemacht haben mich Ihre Darlegungen über die Problematik theologischen Lehrens durch Nicht-Indier, also des Ihnen recht eigentlich aufgetragenen Aufgabenkreises. Sie haben diese Frage in den großen Zusammenhang der gegenwärtigen indischen Gesamtsituation gestellt und ich begreife ihren Ernst. Gleichwohl, ist da die vollendete Skepsis über die Möglichkeit theologischen Dienstes nicht-indischer Kirchen wirklich so unausweichlich? Sollte es nicht nach einigen Jahren sorgfältigen Hörens und Beobachtens möglich sein, so in die Aufgaben und Fragen eingegangen zu sein, die den christlichen Kirchen Indiens in ihrem Volk heute gestellt sind, daß europäischer theologischer Ballast langsam aber sicher, und je länger umso mehr ganz von selbst vom Lehrer weggelassen wird? Und gibt es nicht ein behutsames Hinüberführen von der offenbar greulichen landesüblichen Lehr- und Lernmethode zu einem fragenden Lernen? Auch da ist doch Schritt um Schritt ein Sich-entfalten und Aufblühen durch das Pauksystem noch völlig verschlossener Geister unter den Schülern zu erhoffen! Teilzuhaben an den Fragen und theologisch verarbeiteten Erfahrungen aus Kirchen anderer Erdteile, und zwar durch lebendige, um große Weisheit in diesem wichtigen Dienst sich mühende Menschen, das darf sich heute keine bewußt in der Ökumene stehende Christenheit eines Landes als unerwünschten theologischen Import verdächtigen lassen; bzw. sie muß die aus solcher Verdächtigung kommenden Angriffe ihrer nationalistisch nervösen und empfindlichen Umwelt erleiden und durchstehen. Anders können wir z.B. seit Jahr und Tag auf vielen Gebieten kirchlichen Lebens in der Ostzone garnicht mehr handeln, wenn nicht binnen kurzem die völlige Absperrung Tatsache werden sollte. Ihre Argumente, Bruder Schultz, sind mir zu summarisch; nach ihnen handeln hieße ja, zum vollen Rückzug in der ökumenischen Entwicklung der Christenheit rufen und das Feld den National-Kirchen überlassen, die hinter hohen Mauern ihrer in nationalistischer oder weltanschaulicher Verbissenheit sich einigender Völker abgesperrt werden. Quod non! Die Christenheit hätte die Zeichen dieser Weltenbunde gründlich mißverstanden, wollte sie sich nicht allüberall und um jeden Preis an diesem Punkt den Mächten widersetzen, die sie teilen und zertrennen und voneinander abschließen wollen.

Aber geschmerzt hat mich - und zwar so sehr, daß ich Ihnen, wie gesagt, (ich habe Sie doch sozusagen mit ausgesandt) zum erstmöglichen Zeitpunkt persönlich schreiben mußte - was Sie an Folgerungen aus diesen auf dem Hintergrund der gesamten religiösen, geistigen und politischen Lage Indiens getroffenen Feststellungen ziehen, für Sie draussen und uns in der Heimat, die wir in der Goßnerarbeit und in der Verantwortung für das Werk stehen. Ich lese einfach mit Schmerz den Satz auf Seite 8: "Ich vermag für einen Missionar der Goßnerschen Missionsgesellschaft in Indien keine Aufgabe mehr zu sehen. Eher sehe ich seine Tätigkeit als ein Hindernis für die wirkliche Selbständigkeit der Kirche und ihre eigene Entwicklung in Organisation, Theologie und sonstigen Lebensäußerungen". Sie lassen sich doch einfach von diesem schnell gekommenen und schnell vergehenden Autonomie-Geschrei viel zu sehr imponieren, Bruder Schultz, wenn Sie einen solchen Satz von unerhörter Tragweite schreiben können. Sie trauen dem Heiligen Geist, der wahrhaft die Kirche regiert, zu wenig zu, vertrauen nicht darauf, daß gewiß zu seiner Stunde dieser sehr begrenzte und sehr fleischliche und sehr eitle Eifer nach der Autonomie von viel wesentlicheren Sorgen abgelöst werden wird! Sie verzweifeln an der Mög-

lichkeit, daß fraternel worker anderer Kirchen unserer jungen Goßnerkirche mit echter ~~glaube~~ und ~~glaube~~, mit immer besserem Verstehen ihrer Schwächen und der dennoch ihr geltenden Verheißung zu helfen, sdhlicht zu helfen vermögen! Dürfen Sie wirklich daran verzweifeln?

Ich habe eben bewusst den traditionellen Begriff "Missionar" vermieden. Das hergebrachte Verständnis der Heimatgemeinde und auch die durch treuen Dienst der Väter auf dem Feld draussen gewonnenen Christen und gewordenen Gemeinden sieht sicher noch nicht klar genug den rapiden Wandel, der sich schon vollzogen hat und noch nicht abgeschlossen ist. Mit Ihrem in apodiktischer Kälte ausgesprochenem Satz aber verneinen Sie die Möglichkeit, auf die wir heute im ganzen ökumenischen Bereich so große Hoffnung setzen: Daß der Austausch der Boten des Evangeliums unter den Kirchen diesen hilft, ihre Aufgabe besser zu verstehen und klarer zu erfassen; daß ein solcher Dienst der Hilfe seine Verheißung hat. Und das sollte in der Goßnerkirche nicht gelten? Und nicht für den Helfer-Dienst, den wir aus Deutschland zu tun uns bemühen? Es gilt doch trotz aller hochgehenden Wogen von Nationalismus und Autonomie, vor denen Ihre Denkschrift kapituliert hat, wie den Jünger Petrus angesichts der Wogen die eigene Verzagtheit in die Tiefe zu reißen drohte, daß die Kirche draußen ihre Bitte noch nicht zurückgezogen hat: Bleibt bei uns, helft uns! Mögen Bedingungen, Voraussetzungen, Erwartungen an diese erbetene Hilfe geknüpft sein, die bisweilen bis an die Grenze der nötigen Zurückhaltung des aufzubringenden Taktes und der Selbstentäußerung gehen! Brüderliche Liebe wird nicht aufhören in der Bemühung, den schwächeren Brüdern "gleichzeitig" zu werden, solange deren Verlangen, bei ihnen zu bleiben, aufrecht erhalten wird. Erst wenn dies ausdrücklich widerrufen würde, wäre eine neue Situation gegeben, unter der es uns dann sicher verboten wäre, an "unserem Missionsfeld" festzuhalten und um "unsere alten Rechte" zu kämpfen. Die Goßner-Kirche müsste sich aber dann ihrerseits fragen lassen, ob sie noch "Kirche Christi" ist, wenn sie so brüderliche Hilfe abweist. Dann wäre sie wirklich den "Mächten" des Nationalismus und der Autonomiesucht erlegen, wiewohl auch das auf dem Hintergrund der Kolonialgeschichte in Indien ohne selbstgerechtes Urteil zu verstehen wäre. Nun ist es aber Gott zu danken, daß ER die Goßnerkirche davor bewahrt hat, diesem Rausch zu erliegen, und sie in der Ökumenizität der echten Kirche erhalten hat. Sie werden mir hoffentlich nicht skeptisch und spöttisch einwerfen: "Nur um des Geldes willen"; denn gewißlich ist es mehr, als es im Vordergrund und kirchlichen Alltag scheinen mag.

Ich widerspreche Ihnen also theologisch darin ganz strikt, mit großem Schmerz und auch ein wenig Zorn, weil das Postulat Ihrer Denkschrift -- Abberufung der Boten aus der Mitte und Mitarbeit in der Kirche, für die eine Entsendung indischer Studenten (das als Ersatz gedacht) in keiner Weise ausreichend ist -- die Goßner-Kirche gerade in die sie offenkundig immer noch bedrohende Gefahr hineinstoßen, sie ihr geradezu ausliefern würde. Die Anwesenheit von Brüdern anderer Kirchen dagegen ist stärkste ökumenische Hilfe, weil sie die übernationale Begründung und Existenz der Kirche sichtbar macht. Und wenn in den nächsten Jahren noch voller Spannungen sich das Verhältnis Mutterkirche - Tochterkirche vollends in das Verhältnis zweier

Schwesternkirchen mit ihrer sicher sehr verschiedenen Geschichte und Umwelt gewandelt haben wird, dann wird hoffentlich ein wenig unangefochtener und unproblematischer die gegenseitige Entsendung von Brüdern und Boten zum Segen beider die ökumenische Verbundenheit fest erhalten. Sollten Sie nicht in dieser besonders gefahrenreichen Zwischenzeit als ein von uns auch mit besonderen Hoffnungen ausgesandter Bruder mit etwas mehr Geduld und Zuversicht auf die sich durchsetzende Kraft des Geistes, der da lebendig macht, aushalten und "nicht weichen" ?

Erschrocken bin ich - aber nein, davon rede ich besser nicht, denn ich kann das nur ahnen. Bei der dritten Lektüre Ihres Memorandums meinte ich zu spüren, daß unter der sachlichen Schärfe Ihrer Diagnose der Goßner-Kirche und den daraus gezogenen Folgerungen eine Fülle persönlicher Erfahrungen stehen, die schmerzlich daran erinnern, wo durch mangelnde Geduld, durch falsches Überlegenheitsgefühl, durch Versäumnisse in verstehender, nachgehender und zuhörender Liebe die Aufgabe verfehlt wurde. So pflegen wir ja im Ringen mit unserem alten Adam zu unterliegen. Wenn ich oben von "apodiktischer Kälte" des formulierten Resultats Ihrer Darlegungen sprach, so hätte ich das wohl besser nicht gesagt, denn ich darf ja nicht vergessen, wieviel es Ihnen gekostet haben mag und muß, so zu schreiben. Ich möchte also nicht vergessen, daß Sie, lieber Bruder Schultz, sehr angefochten sind; aber auch wir sind es über dem, was Sie uns schrieben. Seien wir es denn miteinander und bleiben wir es im Aufblick zum Kreuz; so wird Gott uns vergeben und helfen!

In Widerspruch und herzlichem brüderlichem Gedenken

Ihr

B e r g .

- Zum Memorandum von Lic. Günther Schultz -

Ich gestehe, daß ich theologischen Analysen mehr und mehr zu mißtrauen anfangen, weil sie m.E. der vielseitigen und widerspruchsvollen Wirklichkeit der Kirche auch in ihrem Verhältnis zur Mission nicht gerecht zu werden vermögen. Eine solche Analyse ist nicht davor bewahrt, subjektiv gefärbt zu werden. Um die Fülle der Tatbestände in einen bestimmten Gesichtswinkel zu rücken, wird das eine abgedunkelt, das andere überbeleuchtet, das eine überbetont und das andere verschwiegen. Darum bin ich dafür, theologische Analysen nicht zu unterschätzen, aber auch nicht zu überschätzen.

Man sollte möglichst von Tatsachen ausgehen, die für das Problem "Gossner-Kirche und Gossnersche Missionsgesellschaft" entscheidend wichtig sind. Dazu gehören 1.) die "terms" für die Zusammenarbeit der Missionare mit der Kirche und 2.) die Konstituierung des "Joint Mission Board".

1.) Die Bedingungen (terms), unter denen die Gossner-Missionare mit der Gossner-Kirche in Indien zusammenarbeiten, sind nicht von der Missionsgesellschaft, sondern von der selbständigen Kirche aufgestellt worden. Sie sind der durchaus zutreffende, organisatorische Ausdruck der gegenwärtigen Übergangssituation. Dem Missionar wird zugemutet, sich unter der indischen Leitung und unter Verzicht auf bestimmte Rechte in die indische Kirche einzufügen. Es wird erwartet, daß er das ehrlich tut. Die Erfahrung hat gelehrt, daß das durchaus möglich ist. Und wo dies geschieht, zeigt sich auch, daß sich dem Missionar in der selbständigen Kirche eine Fülle von positiven Arbeitsmöglichkeiten bietet.

Gerade dadurch, daß der Missionar sich nicht einfach von der Kirche zurückzieht und nachhause geht, sondern sich den in der gegenwärtigen Situation gebotenen Bedingungen beugt, führt er der Kirche den Wandel handgreiflich vor Augen, der sich inzwischen vollzogen hat: fort von der Haltung einer autoritären Überlegenheit, hin zu einem brüderlichen Neben- und Miteinander.

Jeder Missionar, der diesen Wandel am eigenen Leibe erlebt hat, weiß, wie schmerzlich dieser Prozeß ist; er hat aber auch beobachten können, daß die gewandelte Haltung der gegenwärtigen Situation voll entspricht und überzeugend wirkt - nicht nur innerhalb der Kirche, sondern auch in Kreisen, die von außen her die veränderte Stellung des europäischen Missionars in der indischen Kirche beobachten. Verläuft doch die allgemeine Entwicklung im heutigen Indien nicht viel anders! Auch dort sind die führenden und repräsentativen Stellen von Indern besetzt, während zugleich in den verschiedensten Sparten des öffentlichen Lebens, der Industrie und Wirtschaft noch Europäer als Ratgeber und Sachverständige zu finden sind. In der geschilderten Haltung auszuharren, fällt dem Missionar nicht leicht. Nachhause zu gehen, wäre einfacher; aber nach den Erfahrungen, die Gott uns in der Missionsarbeit von vielen Jahrzehnten geschenkt hat, war es immer richtiger, den schwereren als den leichteren Weg zu gehen.

2.) Das Übereinkommen über eine gemeinsame Aktion in neuen Missionsgebieten (Joint Mission Field), geht wiederum auf eine Anregung der Kirche und nicht der Missionsgesellschaft zurück. Es

bedeutet doch etwas, daß die indische Kirchenleitung zusammen mit der Gesamtsynode von sich aus Überlegungen angestellt hat, wie - unbeschadet der Selbständigkeit der Kirche - Missionsgesellschaft und Kirche mit vereinten Kräften zusammenarbeiten können. Diese Tatsache hat ein solches Gewicht, daß man sie trotz aller entgegenstehenden Analysen einfach respektieren muß, bis eine völlig neue Situation eintritt. Dabei muß auf die Tatsache hingewiesen werden, daß die Kirche die Missionare einlädt, zu kommen. Es ist nicht die Missionsgesellschaft, die sie sendet. Schwierig ist nur die Auswahl des rechten Missionars. Der Kirche darf nicht verdacht werden, daß sie aufgrund früherer Erfahrungen nicht ohne weiteres bereit ist, jeden von der Missionsgesellschaft vorgeschlagenen Missionar in die Arbeit zu rufen. Daß sie die bisher gemachten Vorschläge immer noch angenommen hat, ist lediglich dem in Jahrzehnten angesammelten Vertrauen, das die Kirche zur Missionsgesellschaft hat, zu verdanken. Fest steht, daß die Kirche Missionare, die ihr bekannt sind und sich in der Arbeit draußen bewährt haben, gern wieder in ihrer Mitte haben möchte. Es kommt eben ganz darauf an, daß ein Missionar den heutigen Gegebenheiten der indischen Kirche wirklich entspricht. Ich habe auf meiner Reise immer wieder versichert bekommen, daß man z.B. solch einen Missionar wie Bruder Radsick jederzeit mit Freuden wieder bei sich aufnehmen möchte. Es sind an mich auch die Vertreter gegensätzlicher Kirchengruppen herangetreten, um sich für die Wiederaussendung eines Missionars gemeinsam einzusetzen. Das sind Tatsachen, die für sich sprechen.

3.) Was die finanzielle Frage in der Zusammenarbeit von Kirche und Mission betrifft, so steht fest, daß die Gossner-Kirche von der Gossner-Mission schon seit Jahren keine Zuschüsse erhält. Die Gossner-Mission trägt nur die Gehälter ihrer in die Kirche entsandten Missionsarbeiter und finanziert die Arbeit des Joint Mission Board. Verglichen mit dem Gesamtetat der Kirche sind die finanziellen Leistungen der Mission gering. Die Kirche selbst erhält noch gewisse Zuschüsse vom Lutherischen Weltbund; sie weiß aber, daß auch diese in absehbarer Zeit aufhören werden. Sodarf man sagen, daß die Gossner-Kirche schon heute im großen und ganzen finanziell selbständig ist: eine Tatsache, die auch von den nichtchristlichen Kreisen gewürdigt wird.

Bekanntlich hat Mahatma Gandhi, als er bei seinem Besuch in Ranchi mit Präsident Joel Lakra sprach und dabei erfuhr, daß die Gossner-Kirche unter indischer Leitung steht und ihre Geldmittel in der Hauptsache selbst aufbringt, eine geplante hinduistische Gegenmission im Raum der Gossner-Kirche abgeblasen. Sicher hat sich die Haltung des Hinduismus zur christlichen Mission heute unerhört verschärft; aber ihre Kritik richtet sich vor allem gegen die europäischen und im besonderen amerikanischen Missionare, die immer noch die Leitung in den werdenden Kirchen für sich beanspruchen und sie auch in der finanziellen Unselbständigkeit festhalten.

4.) Auch in der Frage, ob ein Missionar für die Ausbildung indischer Theologen einen legitimen Auftrag habe oder nicht, möchte ich nicht auf Argumente und Gegenargumente eingehen, sondern einfach auf eine Tatsache hinweisen. Die Tatsache besteht darin, daß Bruder Lic. Schultz trotz des herrschenden Lehrsystems mit seiner Art zu unterrichten unter den Theologiestudenten der Gossner-Kirche in Ranchi eine ausgezeichnete und auch Frucht versprechende Arbeit leistet. Beweis: Das Zeugnis der Studenten selber und gelegentliche positive Äußerungen von Bruder Schultz, die im Widerspruch zu seinem eigenen Memorandum stehen.

5.) Theologische Analysen, so nützlich sie sind, haben die Eigentümlichkeit, die von ihnen behandelten Probleme gewichtslos erscheinen zu lassen. Sobald man aber mit konkreter Verantwortung an die Realisierung der Probleme herangeht, spürt man das Gewicht, das sie in der Wirklichkeit des Lebens haben. Aus der Kenntnis der Missionsliteratur müßte Bruder Schultz sowohl im Blick auf das Missionsfeld als auch auf das heimatliche Missionsleben wissen, daß die von ihm angeschnittenen Fragen seit Jahrzehnten in der Missionswelt diskutiert werden. Es ist aber etwas anderes, sie zu diskutieren oder sie in die Tat umzusetzen, zumal die im kirchlichen Raum verantwortlich Handelnden immer auch darauf warten müssen, was Gott tut und wie er handelt.

6.) Auf einige wichtige Einzelprobleme in der Denkschrift von Bruder Schultz möchte ich nur soweit eingehen, als wiederum gewisse Tatsachen zu ihrer Beurteilung als Grundlage dienen können. Dazu gehört die Frage der Ausbildung von Indern in Deutschland. Wir haben ja zwei indische Studenten, Bage und Surin, seit 2 Jahren hier in Deutschland, um sie für einen Dienst in der indischen Kirche zuzurüsten. Jeder unter uns, der um dieses "Experiment" weiß, wird zugeben, daß es sich dabei um ein Wagnis handelt, das gelingen, aber auch mißlingen kann. Wenn schon einmal in einer theologischen Analyse in den Kategorien von Ost-West gesprochen werden soll, so möchte ich behaupten, daß hier die Gefahr, die Bruder Schultz durch Abzug der Missionare aus Indien bannen möchte, geradezu "in flagranti" besteht: die beiden indischen Brüder atmen hier die Luft des Westens mit allen Poren ein. Das bedeutet nicht, daß wir den Versuch bereuen, wohl aber zum Gegenstand unserer Fürbitte machen sollten, daß er der Kirche in Indien zum Segen und nicht zum Unsegen gereiche.

Ferner möchte ich die Frage, ob wir unsere missionsärztliche Arbeit in Amgao mit einem deutschen oder indischen Arzt bestreiten sollen, dahin beantworten, daß wir sie mit einem deutschen beginnen und mit einem indischen fortsetzen sollten. Jeder, der die ärztlichen Verhältnisse in Indien kennt, wird einen solchen Vorschlag verstehen. Was aber die Übergabe der Arbeit an eine indische Kraft betrifft, so sind in dieser Richtung vorbereitende Verhandlungen zwischen Dr. Scheel vom Hospital der Breklumer Mission in Nowrangapur, Präsident Lakra und mir bereits geführt worden.

7.) Endlich sei auf die Tatsache hingewiesen, daß die Gossner-Kirche und Gossner-Mission nicht in der Welt allein dastehen. Der Deutsche Evangelische Missionsrat hat in seiner Besprechung mit Bruder Berg und mir vor meiner Indienreise der Gossner-Mission den ausdrücklichen Vorwurf gemacht, daß sie in grundsätzlichen Fragen vielfach isoliert und ohne den brüderlichen Kontakt mit den anderen Missionen Entscheidungen getroffen habe. Es wurde uns auch ausdrücklich auferlegt, nichts Grundsätzliches zu entscheiden ohne vorher die Fühlung mit den anderen indischen Kirchen und dem Deutschen Evangelischen Missionsrat aufgenommen zu haben. Diejenigen Partner aber, mit denen eine solche Denkschrift wie die von Bruder Schultz nächst dem Kuratorium verhandelt werden müßte, ist die Leitung der Gossner-Kirche und die Lutheran Federation of India. Solange das nicht geschehen ist, setzt jeder, der die strittigen Fragen außerhalb dieses Kreises oder in der Öffentlichkeit verhandelt, die Gossner-Mission gerade auch der Gossner-Kirche gegenüber ins Unrecht und fügt ihr schweren Schaden zu.

Hans L o k i e s

29.9.1954
Lo./Ja.

Abschrift

Bemerkungen zu dem Votum "Goßnersche Missionsgesellschaft und Goßnerkirche"

1. Das Votum legt den Eindruck nahe, daß der Verfasser desselben keine wirklich positive persönliche Einstellung zum Missionsauftrag hat oder doch eine solche wirklich positive Einstellung zu demselben unter den gegebenen Umständen unserer heutigen Gegenwart in einer ihn auch unter solchen Umständen tragenden Weise noch nicht ausreichend gefunden hat.
2. Anders sind eine Reihe von zumindest peinlichen Urteilen nicht verständlich. Der Verfasser des Votums glaubt z. B. von der ärztlichen Mission als von einer "Hintertür" sprechen zu dürfen, durch die in einer nicht "würdigen" Weise Missionare nach Indien "eingeschmuggelt" werden sollen. Oder aber er begeht die Unbegreiflichkeit, das "theologische Rüstzeug", das die Mission mit ihren ausgesandten theologischen Lehrern der Tochterkirche vermitteln will, mit den amerikanischen "Waffenlieferungen" an Pakistan zu vergleichen, um sich der Meinung anzuschließen, so muß man doch schließen, daß es sich beide Male um mit Recht beanstandete Einmischung in inner-indische Angelegenheiten handle.
3. Der Verfasser des Votums bekundete auch eine prinzipiell unzulängliche Fassung des Begriffes Theologie. Ist dieser Punkt klar erkannt, fallen eine ganze Reihe der wichtigsten Schlußfolgerungen, die der Missionsgesellschaft die Fortexistenz absprechen wollen, dahin. Nach Meinung des Verfassers des Votums ist Theologie "im Grunde genommen eine Ansammlung von Antworten auf Fragen, die einer Kirche im Laufe der Zeit gestellt und von ihr jeweils beantwortet wurden". Was der Verfasser auf diese Weise beschreibt, ist Dogmengeschichte und Theologiegeschichte, niemals aber "Theologie", d. h. systematische oder dogmatische Theologie, und um diese geht es ja.

Die Missionare sind sich jederzeit innerhalb und außerhalb der Goßnerschen Mission darüber klar gewesen, daß abendländische Dogmen- und Theologiegeschichte in der Tat nur ein bedingtes Recht auf den Missionsfeldern beanspruchen kann, denn wir haben den Christen aus fremden Völkern und Zungen nicht unsere Fragestellungen aufzupropfen. Die letztere Folgerung wird mehrfach vom Verfasser des Votums an sich ganz richtig gezogen, aber in einer ganz falschen Frontstellung.

Dogmatische Theologie ist Wahrheitsbezeugung, wie sie die Dynamis Christi im hic et nunc einer jeweiligen Situation notwendig macht. Auf dem Missionsfelde gehört zum hic et nunc also selbstredend eine eingehende Einarbeitung in die Geschichte, ursprüngliche Religion, Sitte, Charakter und Gegenwartsprobleme des betreffenden Volkes, um das es sich jeweils handelt. Leistet der Missionar als theologischer Lehrer diese Aufgabe nicht, dann allerdings wird er lediglich auf die abendländische Dogmen- und Theologiegeschichte, und diese vielleicht noch einzig im Lichte einer spezifischen abendländischen theologischen Schule, angewiesen, d. h. ein Fremdkörper bleiben,

der sich selbst so empfinden und von anderen so empfunden werden muß. Diese Ausführungen verstehen sich im Lichte der seit Jahrzehnten in der Dogmatik und Missionstheologie geleisteten Arbeit von selbst. Die Situation, daß also ein Missionar als theologischer Lehrer "bei seinem Unterricht ständig auf Fragen antwortet, die seine Studenten nicht gestellt haben", wie der Verfasser des Votums meint, kann also ~~in~~ ⁱⁿ ~~der~~ ⁱⁿ ~~so~~ ⁱⁿ ~~geschilderten~~ ⁱⁿ Form überhaupt nicht auftreten. Tritt sie auf, dann muß er sich fragen, wo es bei ihm selber im Argen liegt.

Selbstredend sind eine ganze Reihe der im Abendland erörterten Fragen keine bloß abendländischen dogmatischen Anliegen, sondern solche von universeller Bedeutung, die darum auch den indischen Studenten "interessant" sein werden, auch dann, wenn sie selbst dieselben noch nicht gestellt haben. Sie werden aber bei der Behandlung schnell sehen, daß sie selbst jene universellen Probleme ganz gewiß irgendwann einmal auch einmal stellen werden, denn ihre Problematik bricht letztlich nicht individuell sondern eben universell aus der menschlichen Natur als solcher auf, wenn sie dem Evangelium begegnen.

Stück 1
Gerade das, wogegen der Verfasser des Votums ankämpft, ist von ihm gefordert, gerade diesen Kampf soll er führen: das gerade ist seine Aufgabe und sein Ruf als Missionar in einem Fremdvolk: nämlich Christus zu bringen, und immer wieder nur Christus - und ganz und gar nicht abendländische Theologie- und Dogmengeschichte! Mit der Klärung dieser Sachlage fängt theologisches Lehren in Indien überhaupt erst an!

Stück 2
Und wenn, wie der Verfasser des Votums es berichtet, an den theologischen Colleges in Indien die von ihm als "Kolonialismus" bezeichnete rein abendländische und rein intellektuelle (das eine bedingt das andere) Lehrweise tatsächlich geübt wird, - dann muß er den Mut haben, zu erklären: Ich bin die Ausnahme! Ich bringe Christus selbst, so frei wie möglich von ihm verdeckenden Hüllen, und ihr Indier sollt Ihm in meinem Lehren begegnen, damit ihr zu eurem eigenen Bekenntnis, d. h. eurer eigenen Theologie kommt, die auch geistig sitzen muß wie ein Maßanzug!

3
Es ist dem Verfasser des Votums noch anzurechnen, daß er mit dem Problem einer bodenständigen indischen Theologie solchem ringt, - aber leider zieht er sowohl im Blick auf sich wie auf Kirche, Theologie und Mission ganz unberechtigte und unklare Folgerungen. Wofür er mit aller Leidenschaft des Glaubens und Denkens kämpfend eintreten müßte, - wird ihm zum Anlaß der Mission das Existenzrecht abzusprechen (d. h. der konkreten organisierten Mission des Westens).

4
4. Das Votum enthält definitive historische Unrichtigkeiten, die von schwerwiegender Natur sind. Der Verfasser behauptet, es habe eine Gruppe von Missionaren gegeben, die sich gegen die werdende Autonomie grundsätzlich gestellt hätten, nur in schwerem Kampfe habe sie ihnen abgerungen werden müssen, schließlich hätten nur die zwei Weltkriege und die "erzwungene Abwesenheit" der Missionare die Lösung gebracht. Das ist historisch unwahr. Eine solche Gruppe von Missionaren hat es

niemals gegeben. Damit macht sich der Verfasser eine bössartige Hetze, die bekannterweise von bestimmter Seite innerhalb der Goßner Kirche ausgeht, selbst zu eigen. Das ist betrüblich. Das "Daß" der Autonomie ist niemals irgendeinem Missionar ein Grund des Zweifels gewesen, das von verschiedenen verschieden beurteilte Problem war das des "Wie". Der Verfasser muß sich an diesem Punkte einfach genauer und allseitiger unterrichten.

5. Die Meinung des Verfassers des Votums, "daß jeder Versuch geistlicher oder theologischer Einflußnahme von seiten der Missionare zum Scheitern verurteilt ist", ist zurückzuweisen. Der Verfasser wählt ein überaus unglückliches Beispiel, um diese seine Abbruch-These zu erhärten. Er berichtet, daß sein Kampf gegen die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele als westliche Einmischung zurückgewiesen worden sei. Es ist die Frage, ob das Argument der Inder in diesem Falle nicht zu Recht besteht. Die uns im Abendland so stark beschäftigende Auseinandersetzung mit dem griechischen Denken (Auferstehungsglaube) kennt Indien eben nicht, darum sollte der Theologe in Indien auf diese Auseinandersetzung gar kein besonderes Gewicht legen! Dies umso weniger als der Unsterblichkeitsglaube in breiten Schichten moderner Theologie ein sehr großes Problem geworden ist, auf jeden Fall also auch innerhalb der evangelischen Theologie von bedeutendsten Vertretern in durchaus verschiedener Weise beantwortet wird. Einseitigkeiten abendländischer Denkeinstellungen gehören eben nicht nach Indien, der Verfasser des Votums müßte die von ihm mit so großem Recht vertretene polemische These selbst praktizieren! Vieles, das uns überragend wichtig im Abendland erscheint, ist es eben dort durchaus nicht, die Wirklichkeit Christi selbst muß uns zentral genug sein, das zu begreifen.

6. Der Verfasser legt so großes Gewicht auf das Vermitteln der Methode wissenschaftlichen Arbeitens. Die Methode sollte man für völlig unwichtig halten, gerade wenn man als wirklich "gediegener" Wissenschaftler dorthin kommt, vielmehr alles auf das Vermitteln der Substanz ankommen lassen und beileibe nicht meinen, Christus sei an eine Methode auf Ge-
deih und Verderb gebunden.

7. Das Votum ist voller Widersprüche, z. B. muß der Verfasser seine These, daß die Goßner-Kirche auch geistlich autonom sei mit durchaus richtigen Ausführungen über Liturgie, Predigt, Mission und Organisation dieser Goßner-Kirche so empfindlich einschränken, daß die aufgestellte These nicht mehr so recht überzeugt, jedenfalls so sehr an Gewicht verliert, daß sie das Anraten auf Abzug der Goßnerschen Missionsgesellschaft, weil sie keine Arbeit mehr auszurichten habe, nicht mehr unterbaut. Statt zu sagen: Das Werk ist vollbracht! Wir können nach Hause gehen! - sollte man den Bußruf erheben und sagen: Diese Goßner-Kirche in Indien siecht an einem geistlichen Unvermögen dahin, das nicht mitanzusehen ist, darum wollen wir uns nun wirklich auf das Allerinnerlichste wirklich konzentrieren und ganz von neuem anfangen! Jedem, der die Situation wirklich kennt, müßte jedenfalls die letztere Schlußfolgerung zumindest näher liegen.

Es ist ein nicht minder eklatanter Widerspruch, wenn der Verfasser des Votums einerseits die abendländische Theologie für gänzlich unfähig

hält, eine weitere Befruchtung zu vermitteln, obwohl sie doch das ganze Werk schließlich zustande gebracht hat, wenn er andererseits empfiehlt, junge Inder in Deutschland ausgiebig Theologie studieren zu lassen. Das alles zeigt nur, daß die Prämissen unklar sind.

8. Die grundsätzliche Bezugnahme auf die Missionspraxis des Apostels Paulus ist irrig. Bei der Frage, ob die Missionsgesellschaft nur einen evangelisierenden Besuch abstatten und sich dann zurückziehen soll, oder aber ob sie in einer langwährenden, ja vielleicht dauernden Zusammenarbeit mit der jungen Kirche drüben bleiben soll, handelt es sich nicht um eine dogmatische Frage sondern um eine rein organisatorische Praxis, die wir nach unseren Gesichtspunkten zu entscheiden haben, so wie Paulus sie nach seinen in seiner Zeit und unter seinen Umständen entschieden hat. Die Praxis des Paulus ist nicht Gesetz für uns. Würde uns eine Referenz auf Paulus die eigene Entscheidung unserer Praxis abnehmen sollen, würden wir das NT in ein Gesetz der äußeren Ordnung verkehren. - Die überaus aktive katholische Mission, siehe besonders auch Chota Nagpur, ist jedenfalls von solchen Kurzschlüssen heutzutage unter gleichen Gegenwartsproblemen erstaunlich frei.
9. Die Verkirklichung der festlichen Missionsaufgaben, die der Verfasser vorschlägt, würde unter Umständen einer feierlichen kirchlichen Bestattung gleichkommen. Mission lebt von freiem und darum möglichst unbehindert-aktionsfähigem Einsatz. Diese letztere These steht der Erfahrung jedenfalls doch wohl näher. - - -
10. Der Verfasser des Votums meint, daß die westlichen Missionare "die schlechtesten Bundesgenossen" in der heutigen Auseinandersetzung mit dem nationalistischen Hinduismus seien. Sie seien eben "Nicht-Inder", darum schadeten sie nur. Darum sollten sie eben ausscheiden. Wenn diese Folgerung so grundsätzlich stimmt, dann hätte es in Deutschland z. B. im Dritten Reich nie eine Bekenntniskirche geben dürfen. Sei es China, Afrika oder Indien, oder eben auch Deutschland, die Situation ist immer dieselbe: wer innerhalb eines totalen Staates oder einer totalitären Ideologie für Christus eintritt, wird als Volksfeind und unnational verfeimt. Es handelt sich in dieser Beziehung in Indien heute doch um gar nichts Neuartiges. Paulus hat Rom gegenüber bereits die gleiche Situation erlebt, welche Folgerungen er grundsätzlich, und mit ihm das NT als ganzes, für eine solche Lage zieht, braucht nicht ausgeführt zu werden. Im übrigen stimmt es nicht, daß die Furcht vor der Macht des europäischen oder abendländischen "Geldes" das Hauptmotiv der Hindus im Kampf gegen die Mission ist. Nehmen wir den inspirierenden Nationalismus vom heutigen Hinduismus hinweg, dann kommt das große Gefühl der eigenen Unsicherheit sofort zu Tage, dem haben in unverblümter Weise Männer wie Nehru, Radhakrishnan, Rajendra Prasad, Munshi und andere Führer selbst Ausdruck gegeben. Im Grunde ist der Einfluß Christi (soziales Problem!) das Gefürchtete.
11. Da nach Meinung des Verfassers des Votums die Missionare also nicht mehr in Indien zu tun haben und nichts mehr tun können, erhebt er die tragisch-komische Frage, ob die Mission "weiterhin" Missionare nach Indien aussenden wolle, damit diese "friedlich ihre Zeit in Indien verbringen können". Bei 300 Millionen Heiden sollte sich ein Missionar friedlich

in die Ecke setzen können? Da die Ansätze einer genuin indischen Theologie erst so sporadisch vorhanden sind, sollte er auch theologisch nicht ungeheure Aufgaben vor sich sehen? Warum schaffen wir nicht z. B. Jahrgänge neuer Kirchengebete (in Zusammenarbeit mit einer indischen Kommission vielleicht), drucken dieselben in Hindi und legen sie vor? Die Kirche würde sie mit tausend Freuden annehmen, wenn man ihr nur Speise vorlegte! Warum schreiben wir nicht eine indische Dogmatik in Hindi, legen sie vor und sagen: Studiert, seht: und macht es selbst noch besser auf eure Weise! Warum schaffen wir nicht Predigtmeditationen (wozu einmal ein schöner Anfang der Goßnerschen Mission gemacht worden ist), drucken sie in Hindi und stellen sie allen Pfarrern zu? usw. usw. Wo sind denn die tausend Anregungen, die wir heute der jungen Kirche schulden, definitiv schulden? Statt dessen erklären wir, daß wir "weiterhin" nicht mehr "friedlich" in Indien unsere Tage verbringen wollen? Tatsächlich wird die bitter notwendige geistliche und theologische Hilfe für die Goßner-Kirche nicht einen oder zwei sondern mindestens 3 bis 4 Missionare erfordern, die ohne ein definitives Amt zu bekleiden einfach geistlich wirken und theologisch arbeiten!

gez. Dr. Otto Wolff

8. FEB. 1956

is/Has still folly remained?

2) Als früher - heißer früher heißer?

3) Die Pflicht der Aufführungsmittel
verpflichtet sie in der Verkörperung
gut zu versehen —

4/ Raina zuversichtlich Gelting schaffen Sept. -
 Hoff, andere Frühling mit schlaflos
 Lucy Entstehung - Rafael ?!

5) Reinhardt's Auffassung ist unvollständig
! Was hier fehlt? geprägt? Idee?

G/ In politischen Verhältnissen 2. Rechts Verhältnisse 2.
Wahrheit geschieden! Politische Verhältnisse
Leben gibt zich für den Wahrheit
alle Verhältnisse des Lebens ist so
schwer!

Frühstück - Essen 2 stl Rost zum Ansetzen -
Namen? ?

Ranchi, 24. November 1954.

An das Kuratorium der Gossnerschen Missionsgesellschaft.

Sehr verehrter, lieber Bruder Moeller,
liebe Brüder !

Sie haben mir auf meine Denkschrift geantwortet. Aber Sie haben darin die Frage nicht beantwortet, die ich gestellt hatte.

- 1) Ich hatte eigentlich doch gefragt, ob Sie mir noch mit Vollmacht sagen können, dass ich hier in Indien im Auftrage Gottes arbeite. Das ist mir mit vielen anderen Missionaren - auch aus anderen Missionen - zweifelhaft geworden. Es gibt heute kein Zusammentreffen von Missionaren mehr, bei dem diese Frage nicht erörtert würde. Es liegt hier also ein echtes Problem vor, auf welches eine Missionsgesellschaft wird eingehen müssen.

Das Kuratorium - also Sie alle, liebe Brüder - haben mich ja einmal ausgesandt und scheinen bereit zu sein, auch weiterhin auszusenden. Darum hatte ich angenommen, Sie würden meine ernsthafte Frage ernsthaft prüfen. Vor allen Dingen hatte ich angenommen, Sie würden mir mit Gründen aus der Heiligen Schrift antworten. Für unsere Vorfahren in der Missionsarbeit war ein solcher Rekurs auf die Schrift jedenfalls selbstverständlich. Nur die Heilige Schrift kann in der Kirche Quelle der Arbeit und Grundlage von Ermahnungen sein. Und wenn Sie, liebe Brüder, geistliche Autorität ausüben wollen, kann sie sich doch nur auf die Schrift gründen und gründen wollen.

Aber das haben Sie in Ihrer Antwort nun nicht getan. Sie haben mir im Gegenteil meine etwas unsicheren Hinweise auf das Neue Testament recht unwirsch verwiesen. Das sei unerlaubte Vereinerleung. Bruder Lokies hat in seiner Gegendenschrift diesen Versuch sogar verdächtigt, als hätte ich hier ein persönliches Wunschbild an den theologischen Himmel geworfen, damit meine Argumentation etwas respektabler aussehen sollte. Worauf gründen wir denn nun eigentlich unsere Arbeit im Kuratorium und hier draussen, wenn wir nicht mehr auf die Schrift hören und mit ihr reden und handeln ?

- 2) Bevor ich meine Gedanken und Zweifel in der Denkschrift formulierte, habe ich jahrelang alle mir zugängliche Missionsliteratur - theologische und Gemeinde-Blätter, kirchliche Nachrichtendienste und Zeitschriften - sorgfältig durchgesehen. Ich suchte auch dort eine schriftgemässe Antwort auf das Problem der Missionsarbeit heute, und meiner eigenen Arbeit hier in Indien. Aber ich fand - abgesehen von sehr wenigen Ausnahmen - dass heute nicht einmal untersucht wird, ob die theologischen Grundlagen für die aussenmissionarische Arbeit der Gesellschaften und Kirchen überhaupt noch bestehen. Man nimmt es vielmehr wie ein undiskutierbares a priori hin, dass auf jeden Fall Missionare weiterhin ausgesandt werden müssen, wie man das seit über hundert Jahren getan hat, und dass dies allein " Mission " ist. Zwar weiss man allenthalben, dass sich die Situation auf den Missionsfeldern geändert hat. Aber die einzigen Folgerungen, die man daraus zieht, sind: Missionare müssen weiterhin ausgesandt werden; es sollten jetzt nur mehr Experten mit etwas theologischem Profil darunter sein, und sie sollen keine leitenden Funktionen in den " jungen Kirchen " mehr ausüben sondern " brüderlich zusammenarbeiten ." Im

Übrigen bleibt das a priori: "Missionare müssen weiter in die jungen Kirchen geschickt werden" unangetastet. Seine Berechtigung wird nicht geprüft. Das scheint mir ein schwerer Schaden zu sein.

Natürlich werden Gründe für diese Haltung angegeben. Aber was für Gründe sind das?

Meistens heisst es, die Arbeit unserer Vorfahren müsse von uns gehorsam fortgesetzt werden. Dabei wird man sich einer merkwürdigen Unstimmigkeit gar nicht bewusst. Auf der einen Seite beweist man nämlich, dass Gott die Arbeit der Vorfahren sichtbar gesegnet habe -- das macht sich in der Missionspropaganda ganz ausgezeichnet -- und auf der anderen Seite behauptet man, diese Arbeit der Vorfahren müsse fortgeführt werden. Man versteht offenbar unter "Frucht" der Mission nicht, dass Gemeinde, mündige und selbständige Gemeinde entstanden ist, die unsere weitere Tätigkeit unnötig macht. Was ist "Frucht" denn aber sonst?

Ein weiterer recht zugkräftiger Grund findet sich in heimatlichen Missionszeitschriften. Da heisst es, das konfessionelle Erbe unserer Vorfahren müsse auf den Missionsfeldern gewahrt werden, und das könne vorerst nur durch die weitere Tätigkeit von Missionaren geschehen. - Hinter diesem Argument verbirgt sich aber doch eigentlich nur nackte Angst. Die Angst nämlich, dass unsere Brüder in den jungen Kirchen kein richtiges Verständnis für unsere konfessionellen Erbgaben aufbringen werden und statt dessen leichtfertige Unionen eingehen könnten. Es ist daher auch kein Zufall, dass sich dieses Argument besonders bei jenen Missionen findet, die in Südindien in der Nähe der grossen Unionskirche, der Church of South India, arbeiten. Sie werden mir aber zugeben, liebe Brüder, dass Angst, auch wenn sie konfessionell begründet ist, ein recht schlechter theologischer Ratgeber ist.

Ein drittes, etwas moderner anmutendes Argument erscheint unter dem Schlagwort: Ökumenische Zusammenarbeit. In den jungen Kirchen sei mit der Arbeit von Missionaren in der fremden Umgebung ein Stück ersehnter ökumenischer Gemeinschaft schon verwirklicht. Wenn wir die Missionare heute zurückziehen, würden wir gerade auf jenem Gebiet einen Schritt zurückgehen, auf dem wir vorwärts zu kommen die beste Aussicht haben. - Dabei wird nun aber meistens ein wichtiger Punkt vergessen. Unter ökumenischer Zusammenarbeit verstehen wir sonst doch immer zuerst interkonfessionelle Zusammenarbeit, und erst darnach denken wir auch an übernationalen Zusammenarbeit. "Ökumene" meint also nicht zuerst übernationale, konfessionelle Zusammenschlüsse, sondern sie meint: Zusammenarbeit verschiedener Konfessionen an Ort und Stelle. Wenn nun aber die alten Missionsgesellschaften ihre Missionare wie bisher auf ihre alten Missionsfelder senden, wird jedenfalls jene ökumenische, d.h. interkonfessionelle Zusammenarbeit nicht gefördert. Wenn wir das dann trotzdem noch "ökumenisch" nennen, verfälschen wir den ökumenischen Gedanken. Wir sollten darum genau wissen, was wir tun, wenn wir die alte Praxis der Missionsgesellschaften nun plötzlich "ökumenisch" umbenennen. Wir sollten uns fragen, ob wir der Ökumene damit einen Dienst leisten. Wenn wir genau sein wollen, dürfen wir nur sagen, die Missionare fördern in den jungen Kirchen eine übernationale Zusammenarbeit; übernational, aber nicht ökumenisch.

Auch das könnte ja nun ein erstrebenswertes Ziel sein. Besonders in dieser Zeit des Erwachens eines asiatischen Nationalismus. Nun fragt es sich dann, ob ausgerechnet die alten Missionsgesellschaften auf ihren alten Missionsfeldern dazu berufen und befähigt sind, internationale "Zusammenarbeit" zu fördern. Mir scheint, dass die alten Missionsgesellschaften da eher eine Belastung sind. Bisher sind die Missionsgesellschaften nämlich nicht als Repräsentanten internationaler Zusammenarbeit aufgetreten. Ein Jahrhundert und mehr haben wir vielmehr mit Hilfe der Organisation und der Liturgie, der Theologie und der Seelsorge auch die kleinsten Lebensäusserungen der jungen Kirchen nach unserem eigenen Bilde geformt. Und das kann man doch wohl kaum "Zusammenarbeit" nennen. Dieses Vorgehen hat z. T. geradezu groteske Ergebnisse gezeitigt, die schon oft genug apostrophiert worden sind. Lassen Sie mich trotzdem einige aufzählen.

Es ist doch grotesk, wenn in der Christuskirche zu Ranchi die alt-preussische Liturgie in ihrer ganzen Kümmerlichkeit auf eine Weise gesungen wird, die deutlich hörbar macht, dass diese Liturgie ganz gewiss nicht einmal für indische Herzen und Kehlen gemacht worden ist. Und dennoch ist es nun dazu gekommen, dass unsere indischen Brüder diese Liturgie als wesentliches Stück ihres Luther-tums verstehen, das keinesfalls verändert werden darf. Zur selben Stunde singen sie nun aber 300 Meter weiter die anglikanische Messe - und auch dort zeigt sich, dass diese Messe ursprünglich gewiss nicht für indische Herzen und Kehlen gemacht wurde.

Es ist doch grotesk, wenn in den jungen Kirchen solche liturgischen Gewänder für die einzig möglichen gehalten werden, die von der jeweiligen Missionsgesellschaft einmal eingeführt wurden. Bei uns hier ist das also der schwarze Talar mit Beffchen und Barett, wobei tatsächlich die Frage, ob und wie weit das Beffchen gespalten sein darf, auch hier Gegenstand der Diskussion ist. Bei anderen Kirchen, ein paar Kilometer entfernt, ist es dann die Alba; oder die angemessenen Farben der Gewänder werden zu einem wesentlichen Punkt der Kontroverstheologie.

Solche Beispiele lassen sich beliebig vermehren und gelten für die adia-phora sowohl als auch für wesentlichere theologischen Fragen. So müssten wir z. B. doch auch eigentlich erschrecken, wenn wir hören, dass sich unsere Kirche hier "Gossnerkirche" nennt. Es mag ein Zeichen der Dankbarkeit denen gegenüber sein, die das Evangelium einmal hierher gebracht haben. Es ist doch aber auch ein Zeichen dafür, dass es hier zu Bindungen gekommen ist, die sich sachlich nicht mehr unbedingt vertreten lassen.

Jedenfalls zeigen diese Beispiele, dass unsere Vorfahren und wir hier nicht nur das Evangelium gesät sondern daneben auch noch sehr viele Dinge aufgepfropft haben, die mit dem Missionsbefehl nicht mehr begründet werden können. Ich bin überzeugt, dass das in der Natur der Sache liegt. Es ist ja sicher kein Zufall, dass das Evangelium bei uns in Deutschland diese Formen angenommen hat. Es ist darum auch unmöglich, dass ein Missionar bei seiner Verkündigung von der Gestalt absieht, in der ihm das Evangelium geschenkt worden ist. Da liegt dann aber eben auch die Grenze aller Missionsarbeit in fernen Ländern und unter Menschen einer anderen Kultur. Dieser Grenze sind wir uns nicht immer bewusst gewesen. Aber einmal sollten wir daraus dann doch die Konsequenzen ziehen. Jeden-

falls dürfen wir uns jetzt nicht wundern, wenn bei unseren indischen Brüdern recht tief sitzende Komplexe entstanden sind, und wenn ihnen die Arbeit der Missionare auch da verdächtig erscheint, wo sie vielleicht wirklich nur demütiger Dienst an der Sache ist. Wir sollten uns auch nicht wundern, wenn man uns unsere Bekehrung zur "Zusammenarbeit" nicht so ohne Weiteres glaubt. Darum ist es mir denn auch fraglich, ob die Missionsgesellschaften selbst diesen kleinen, auf übernationale Zusammenarbeit geschrumpften ökumenischen Dienst zu leisten in der Lage und berufen sind.

Man sage auch nicht, Missionare müssten eben hinausgehen, um durch Demut und Dienst Vergangenes vergessen zu machen und eine neue Atmosphäre echter Zusammenarbeit zu schaffen. Wir setzen uns damit vor uns selbst und vor allen Anderen nur dem Verdacht aus, dass wir mit frommen Reden an der notwendigen Busse vorüber wollen. Busse heisst aber in diesem Fall: anerkennen, dass wir auch Fehler gemacht haben; anerkennen, dass durch diese Fehler bestimmte Wege zunächst verschüttet worden sind; und anerkennen, dass unsere indischen Brüder und Schwestern wirklich mündig geworden sind. Das Alles anerkennen kann dann aber auch nur heissen, dass wir jetzt erst einmal unsere Missionsfelder dort suchen, wo Mission heute so ungleich viel schwieriger geworden ist, nämlich in unseren Heimatländern.

Nach Lage der Dinge kann es zu echter ökumenischer Zusammenarbeit mit den jungen Kirchen nur kommen, wenn wir ihnen endlich die Freiheit lassen, sich ihre ökumenischen Mitarbeiter selbst auszusuchen. Sie würden sich dann vermutlich keine Europäer oder Amerikaner aussuchen. - Die kennen sie, und mit denen haben sie nun schon ihre Erfahrungen gemacht. - Sie würden sich vielmehr wahrscheinlich Helfer und Mitarbeiter aus anderen jungen Kirchen suchen, also etwa aus Indonesien und Korea, wenn möglich auch aus China oder Afrika. Vielleicht würden sie zunächst auch gar nicht nach Übersee gehen sondern ihre Mitarbeiter in ihrem eigenen Land entdecken. Selbst dann wäre schon ein ökumenischer Fortschritt erzielt. Denn bisher sind sie vor lauter Kontakten mit dem Westen noch gar nicht dazu gekommen, ihre eigenen christlichen Volksgenossen als Glieder an dem einen Leibe Christi zu entdecken. - Aber, selbst wenn sich die jungen Kirchen entschlössen, ihre ökumenischen Mitarbeiter aus Europa oder Amerika zu holen, würden sie wahrscheinlich nicht solche nehmen, die "ihre" Missionsgesellschaft für die richtigen hält und ihnen darum vorschlägt. Sie würden sich vielmehr in den Kirchen des Westens umsehen, die verschiedenen Leute in ihrer Arbeit und ihren Leistungen beobachten, und dann diejenigen einladen, von denen sie den Eindruck haben, dass sie etwas wert sind, und dass sie in Indien hilfreich sein könnten. Bei solchem Vorgehen wäre jedenfalls echte "ökumenische" Zusammenarbeit viel eher gewährleistet als bei dem von uns immer noch bevorzugten, neuerdings nur umbenannten Verfahren.

Warum respektieren wir eigentlich die Mündigkeit der "jungen Kirchen" nicht auf solche, beinahe doch selbstverständliche Weise? Fürchten wir, dass unsere indischen Freunde uns nicht wählen würden, wenn sie die Freiheit der Wahl hätten? Oder sind wir nur zu bequem und unbussfertig, um einmal ausgetretene Bahnen verlassen zu können?

unseres Amtsinhabers der einseitigen
Das ist also das Ergebnis meines Stillschaltens der einseitigen Literatur. Man sieht zwar seit einiger Zeit, dass sich die Lage verändert hat, aber man zieht daraus keine Konsequenzen. Man vergisst

sogar, die neue Lage im Lichte der Schrift zu überprüfen. Niemand findet das Wort und die Tat der Busse. Man baut vielmehr auf dem alten a priori weiter, als wäre nichts geschehen. Und man macht sich keine Gedanken darüber, ob man immer noch gehorsam ist, wenn man einfach weiter Missionare aussendet, wie man es seit hundert Jahren getan hat.

Daram verstehen Sie bitte, liebe Brüder, dass mir mein eigener Auftrag fraglich geworden ist. Verstehen Sie, bitte, auch, dass mir die Vollmacht Ihrer Aussendung und nun auch die Vollmacht Ihrer neuesten "Ermahnung" fraglich geworden ist. Beidem fehlt, fürchte ich, die biblische Grundlage.

3) Sie haben, liebe Brüder, mir meinen in der Tat sehr abgekürzten Versuch, auf die Bibel zu verweisen, mit einigen lakonischen Wendungen verwiesen. Ich werde darum im Folgenden auf jede "theologische Analyse" verzichten und mich an das zu halten versuchen, was Sie als wesentlich einzig anzuerkennen scheinen, an die "Tatsachen". Sie glaubten doch wohl, sich auf Tatsachen zu stützen, als Sie Ihren Brief an mich schrieben.

Sie werden mir nun aber auch zugeben, dass es bei der Beschäftigung mit "Tatsachen" sehr wichtig ist, dass wir auch wirklich die richtigen Informationen haben. Ebenso wichtig ist zweitens, dass wir solche verlässlichen Informationen recht interpretieren. Leider wird es dann dabei doch wieder zu Kontroversen kommen. Es ist einigermaßen erstaunlich, wenn man annimmt, theologische Analysen seien unzuverlässig weil subjektiv gefärbt, wenn man aber im selben Atemzug meint, Beurteilungen von "Tatsachen" seien dieser Gefahr subjektiver Verfälschung enthoben. Ich habe jedenfalls den Eindruck, dass die Tatsachen, auf welche Sie sich zu gründen versuchen, alles Andere als objektiv beurteilt worden sind.

a) So sind Sie, liebe Brüder, z. B. offenbar ganz falsch unterrichtet, wenn Sie annehmen, ich hätte meine Denkschrift ausser an die Mitglieder des Kuratoriums auch noch an andere Leute oder Gruppen gegeben. Sie hätten schon aus meinem Anschreiben zur Denkschrift entnehmen können, dass ich erst Ihre Antwort abwarten wollte, bevor ich irgend welche weiteren Schritte unternahm. Mir war es ganz selbstverständlich, dass ich keine Aktion starten konnte, bevor Sie, liebe Brüder, nicht in irgend einer Form zum Sachverhalt Stellung genommen hatten. **T a t s a c h e** ist jedenfalls: ich habe bis heute meine Denkschrift nur an die Brüder Lokies, Dzupba und Symanowski geschickt; alle drei sind aber Mitglieder des Kuratoriums. Daneben ging eine einzige Abschrift an meine Mutter und meine Schwiegereltern, weil sie unsere inneren Schwierigkeiten schon lange mit tröstlicher Anteilnahme verfolgt hatten. Dabei habe ich sie ausdrücklich gebeten, dieses Schreiben vertraulich zu behandeln, was sie nach ihrer eigenen Zusage auch getan haben. - Damit fällt also der erste Punkt Ihrer Antwort, liebe Brüder, der den vierten Teil Ihres Briefes einnimmt, einfach hin. Aus der Tatsache nun, dass die Antwort des Kuratoriums mir auch noch in englischer Sprache zugesandt wurde, entnehme ich, dass Sie andere Leute und Gruppen von sich aus informiert haben. Falls das stimmt, hätten Sie gerade das getan, woran Sie mich hindern wollten. Falls daraus unangenehme Folgen entstehen sollten, gehen sie jedenfalls nicht zu meinen Lasten.

- b) Sie sind offenbar falsch unterrichtet, liebe Brüder, wenn Sie annehmen, wir Missionare seien von der Gossnerkirche eingeladen worden. T a t s a c h e ist, dass wir uns selbst eingeladen haben. Einige von Ihnen waren doch dabei, als ich 1943 Lakra und Tiga als neue Aussendung angeboten wurde. Sie haben damals doch auch gesehen, wie schweigsam Lakra und Tiga bei diesem Vorschlag wurden. Erst als dieser Punkt auf Wunsch des Kuratoriums immer wieder angeschnitten wurde, gaben die Beiden am folgenden Tage sehr zögernd nach. Es dauerte dann noch weitere zwei Jahre, bis eine Art Einladung zustande kam; und das auch erst, nachdem Br. Borutta meine Einladung durch geschicktes Vorgehen auf die Tagesordnung der Mahasabha brachte - wie Br. Borutta selbst seinerzeit schrieb. Ich werfe mir heute noch vor, dass ich damals nicht hellhöriger gewesen bin. - T a t s a c h e ist weiterhin, dass alle weiteren Einladungen darnach immer nur auf Druck des Kuratoriums hin und nach vielen Besuchen der Missionare bei Lakra zustande gekommen sind. Ich selbst habe bei diesen immer wiederholten Besuchen eine wesentliche Rolle gespielt und hielt mir das eine Zeit lang sogar noch zugute. T a t s a c h e ist, dass unsere indischen Brüder ganz bestimmte Auffassungen von Höflichkeit haben, die ihnen praktisch nicht erlauben, auf eine deutlich ausgesprochene Bitte hin "Nein" zu sagen. Das wird Ihnen jeder bestätigen, der etwas intensiver mit Indern und überhaupt mit Orientalen zu tun gehabt hat. Wer unsere indischen Brüder auf diese Weise zwingt, seinen Wünschen zuzustimmen, darf sich hinterher nicht wundern, wenn er trotz Einladung eine etwas dicke Atmosphäre vorfindet. - T a t s a c h e ist jedenfalls, dass Schwester Ilse Martin auf unsere ausdrücklichen Wünsche hin zwar eingeladen wurde. Als sie dann aber ankam und es sich herausstellte, dass das Hospitalprojekt Amgao noch einige Zeit bis zu seiner Verwirklichung brauchen würde, und als wir dann versuchten, für Schw. Ilse Martin irgendwo in der Gossnerkirche eine Arbeit als Gemeindeschwester zu finden, stiessen wir bei Lakra und allen Synodenpräsidenten auf einen deutlichen, zähen Widerstand. Schw. Martin arbeitet darum heute bei den Breklumern, um die Zeit auszufüllen. - T a t s a c h e ist jedenfalls, dass auch die Bitte um Wiederaussendung eines bestimmten Missionars eben nicht von allen kirchenpolitischen Gruppen ausging, sondern ein recht eindeutiger Vorstoss einer bestimmten Gruppe mit ganz bestimmtem Kirchenpolitischem Ziel war.

Es ist einfach nicht fair, wenn wir uns ständig selbst einladen, dabei die Mentalität unserer indischen Brüder ganz bewusst in Rechnung stellen und hinterher behaupten, wir seien ja aber doch eingeladen worden.

- c) Sie sind offenbar falsch unterrichtet, liebe Brüder, wenn Sie annehmen, die terms of reference seien ein Zeichen dafür, dass die Gossnerkirche unsere Anwesenheit und Mitarbeit wünsche. T a t s a c h e ist, dass Lakra die terms seinerzeit ganz allein formuliert und sie dem Kuratorium ohne Wissen der Lutheran Federation, des Church Council und der Mahasabha zugestellt hat. T a t s a c h e ist, dass diese ursprünglichen terms schon ihrem Wortlaut nach eher eine Ausladung als eine Einladung waren. Jedenfalls fixierten sie das Gegenteil von dem, was man "Mitarbeit" oder "Zusammenarbeit" nennen könnte.

Sie waren die deutliche Abwehr gegen eine Einladung, die in-
discher Höflichkeit abgetrotzt worden war. T a t s a c h e
ist jedenfalls, dass die terms, als sie der Lutheran Federati-
on und der Mahasabha durch Hintertüren bekannt wurden, auf
allgemeines Entsetzen stiessen, weil ihre Formulieren so ein-
deutig waren. T a t s a c h e ist, dass diese terms dann
von der Opposition gegen Lakra benutzt wurden, um einen kir-
chenpolitischen Schlag gegen den Präsidenten zu führen. Wo-
durch die Frage der Einladung von Missionaren bis heute kir-
chenpolitisches Thema No. 1 ist, eine Entwicklung, die wir
doch eigentlich vermeiden wollten. T a t s a c h e ist je-
denfalls, dass die kirchenpolitische Opposition die Änderung
der terms zum Hauptthema jener ausserordentlichen Mahasabha
machte, die Br. Lokies wegen gehalten wurde. T a t s a c h e
ist, dass Lakra dagegen mit allen Mitteln ankämpfte und Br.
Lokies schon soweit gebracht hatten dass er die Mahasabha ab-
lehnen wollte und sie öffentlich als " Farce " bezeichnete,
und weswegen er heute noch bei vielen als Parteigänger Lakras
gilt. T a t s a c h e ist, dass der letzte Vorstoss gegen
die neuen terms auf der Mahasabha selbst im Gegenwart von
Br. Lokies erfolgte, als Lakras Schwager den Antrag stell-
te, die ganze Mahasabha für ungültig zu erklären, weil sie
ausserhalb des zweijährigen turnus abgehalten worden sei.
T a t s a c h e ist, dass diese Argumentation bis heute von
bestimmten Leuten in der Kirche kolportiert wird.

Ob diese neuen terms uns Missionare von unserer Ausklammerung
befreien werden, muss sich also noch erst erweisen. Jedenfalls
ist es mehr als fraglich, ob die " Tatsache " dieser terms uns
ausgerechnet ermächtigt, uns für herzlich Eingeladene zu hal-
ten. Die terms sind vielmehr in ihrem Zustandekommen und in
ihrem Wortlaut das Gegenteil einer Einladung und sollten un-
ser Gewissen eher belasten als befreien.

- d) Sie sind offenbar falsch unterrichtet, liebe Brüder, wenn Sie
annehmen, das "Joint Mission Board" sei ein Zeichen dafür,
dass die Gossnerkirche von sich aus die Mitarbeit von Missio-
naren wünsche. T a t s a c h e ist, dass der Gedanke eines
Joint Mission Board während des Krieges im Interniertenlager
Sataru unter den Missionaren entstand. T a t s a c h e ist,
dass Missionare diesen Gedanken bei Lakra und den Anderen mit
Diplomatie und Zähigkeit durchgesetzt haben. T a t s a c h e
ist, dass das Joint Mission Board nur zustande gekommen ist,
weil sich die Lutheran Federation und besonders die Missionare
in ihr sehr stark dafür einsetzten. Es schien ein Weg zu sein,
die Weiterarbeit von Missionaren auch in einer autonomen Kir-
che sicherzustellen, und es schien auf diese Weise möglich,
jene gefürchtete Konsequenz, die mit der Entwicklung der
jungen Kirchen zur Selbständigkeit gegeben war, elegant zu
umgehen. Man wollte hier gewissermassen einen Präzedenzfall
und ein Muster schaffen. T a t s a c h e ist, dass es bisher
innerhalb des Joint Board nur sehr bedingt zu einer " Zusammen-
arbeit " gekommen ist. Alle Pläne und Unternehmungen sind bis-
her vom Kuratorium oder den Missionaren ausgegangen. Lakra,
der ja auch Präsident des Joint Board ist, sieht dagegen seine
Hauptaufgabe darin, unerwünschte Konsequenzen aus der Arbeit
des Joint Board zu verhindern. So unterscheidet er z. B. im-
mer wieder ganz betont zwischen dem " autonomous field " der

autonomen Gossnerkirche - er meint damit etwa das Missionsfeld in Surguja oder jenes Gebiet in Orissa, wo Missionare nicht tätig sind oder sein dürfen - und dem "Joint Board field". **T a t s a c h e** ist, dass es nach Lage der Dinge auf dem Gebiete der eigentlichen Pioniermission zu einer Zusammenarbeit gar nicht mehr kommen kann. Wenn nämlich heute die Missionare von der Regierung und den Kreisen der orthodoxen Hindus beobachtet und ihre Tätigkeiten eingeschränkt werden, dann gilt das in besonderem Masse für solche Missionare, die noch mit der "Heidenbekehrung" im klassischen Sinne befasst sind. Es ist ja heute auch kaum möglich, für jemanden eine Einreisevisum zu bekommen, wenn man ihn schlicht als "Missionar" bezeichnet. Man muss schon attraktivere Bezeichnungen wie "Professor", Lehrer, "Arzt" u. dgl. zur Verfügung haben, um seine wahren Absichten zu verbergen. **T a t s a c h e** ist, dass evangelische Tätigkeit von Missionaren unter den Adivassis Indiens besonders argwöhnisch beobachtet wird. Die Bekehrung der Adivassis und der niederen Kasten ist ganz besonders unerwünscht. Man weiss ganz genau, dass die Christianisierung dieser Bevölkerungsteile ein gewisses politisches Konzept verdirbt. Br. Lokies kann ja selbst von der Schwierigkeit berichten, in solchen Gebieten als westlicher Missionar aufzutreten. Auch dieser Vorfall bedeutet ja nicht, dass Br. Lokies etwas Falsches gemacht oder gesagt hat. Er zeigt nur, dass sich ein westlicher Missionar in Adivassigeieten heute kaum noch bewegen kann.

Auch das Joint Board ist also nicht unbedingt eine "Tatsache", die uns positive Argumente liefern könnte. Jedenfalls wird es - wie die Dinge in Indien heute nun einmal liegen - niemals das Instrument sein können, durch das die ersehnte "Zusammenarbeit" ermöglicht wird. Von der eigentlichen missionarischen Tätigkeit sind wir in zunehmendem Masse ausgeschlossen. Unsere indischen Brüder haben bisher auch noch nicht gezeigt, dass ihnen die Arbeit des Joint Board eine Herzenssache ist.

- e) Sie sind offenbar falsch unterrichtet, liebe Brüder, wenn Sie annehmen, der Angriff des modernen Hinduismus richte sich nur gegen solche Missionare, die irgendetwelche leitenden Funktionen ausüben, und nur gegen diejenigen Kirchen, die noch von Missionaren geleitet werden. Tatsache ist, dass die Schriften von Mr. Marein, der ja auch Br. Lokies bekannt ist, und der im Namen der Regierung mit viel öffentlichen Geldern die Adivassis unterstützen soll, sein Geld aber dazu benutzt, sie zu hinduisieren, die Missionare schon seit Jahren gar nicht mehr erwähnt. Er weiss ja ganz genau, dass er damit in Chotanagpur keine Propaganda mehr machen kann. Seine Angriffe richten sich darum auch gar nicht mehr gegen die Missionare. Sie richten sich auch nicht gegen einzelne indische Persönlichkeiten. Sie richten sich vielmehr zielsicher gegen das Christentum und gegen die Kirche überhaupt. Seine Argumente bezieht er dabei aus der Ost - West - Kiste. Und sein wesentlicher Punkt ist, das Christentum sei als westliches Erzeugnis Zerstörer der indischen Kultur. **T a t s a c h e** ist, dass vor etwa drei Monaten die Schrift des bekannten Pandit Swami Abhedananda natürlich nicht in Englisch - erschien, der den schrecklichen Hostowitsch wieder aufwärmt, und auch aus eigenen Studien von Manuskripten in Tibet beweist, dass Christus von seinem 13. bis 29. Lebensjahr in Indien und Tibet gelebt und gelernt habe. Christi Weisheit sei darum indische und buddhistische Weisheit

gewesen. Das Christentum heute sei typisch westliche Verfälschung jener östlichen Weisheit, und habe darum in Indien keinen Platz. Sachgemässe Interpretation der christlichen Botschaft könne nur in Indien erfolgen. T a t s a c h e ist, dass sich Radhakrishnas zynische und sarkastische Angriffe nicht gegen Missionare sondern gegen das Christentum schlechthin richten, weil es aus dem ganz und gar sterilen und unphilosophischen Geist des Westens hervorgegangen oder wenigstens dort im Westen verderben worden sei. T a t s a c h e ist, dass der Agnostiker Nehru fast der Einzige ist, der einen mit nackter Gewalt geführten Generalangriff auf die christliche Minderheit in Indien verhindert, dass aber sein Tod aller Wahrscheinlichkeit nach die Lage schlagartig verändern wird, - wenn Gott es nicht anders beschliesst. Tatsache ist jedenfalls, dass Lakra diese Lage durchaus erkennt und es darum zugegebenermassen als seine Aufgabe ansieht, den Regierungskreisen in Indien klarzumachen, dass die lutherische Gossnerkirche indischer als alle anderen indischen Kirchen und sogar indischer als manche Hindus sei. Jedenfalls versucht er, den Machthabern zu beweisen, dass die Gossnerkirche in Lehre und Leben mit dem Westen auch nicht das Geringste zu tun habe. T a t s a c h e ist, dass heute selbst solche, die bisher immer noch nach Missionaren für die Leitung der Gossnerkirche gerufen haben, recht ängstlich geworden sind, weil sie wegen der Missionare Schwierigkeiten für sich erwarten. Ihnen ist jede Berufung vor eine Polizeibehörde, in der sie über Missionare ausgefragt werden, eine innere Belastung. Es gibt mehr als ein rührendes Gespräch, in welchem sie ihre Angst und Zuneigung mit demselben Atemzug auszudrücken versuchen. T a t s a c h e ist jedenfalls, dass wir für unsere indischen Brüder eine Belastung sind, wenn sie vor ihrer Obrigkeit stehen. Und dass sie sich bisher eigentlich nur dadurch zu helfen wussten, dass sie uns vor Polizei und Regierung kräftig desavouierten.

- f) Sie sind offenbar falsch unterrichtet, liebe Brüder, wenn Sie annehmen, die Gossnerkirche sei auch finanziell beinahe schon selbständig. T a t s a c h e ist, dass sie finanziell ständig aufs Äusserste angespannt ist und manchmal die Gehälter für Katechisten und Lehrer monatelang nicht zahlen kann, weswegen ihr die besten Lehrer immer wieder verloren gehen. In Assam konnte nach dem Besuch von Br. Lokies das Gehalt selbst an die Pastoren nicht gezahlt werden. Es wurde damit begründet, dass der Besuch von Br. Lokies die Synode so viel Geld gekostet habe.

T a t s a c h e ist weiterhin, dass die Arbeit des Church Council sofort absolut stillsteht, wenn die Amerikaner einmal aus irgend einem Grunde ihre Zahlungen verzögern. So müssen jetzt z. B. Lakra und der Sekretär Niral Horo, der zugleich Schulinspektor ist, wichtige Besuche absagen, weil sie kein Geld zum Reisen haben. Diejenigen, die vom C.C. ihr Gehalt bekommen, haben es seit zwei Monaten schon nicht bekommen. Ein Grund für diesen Mangel ist allerdings auch die beinahe schon komisch anmutende Unordnung der Finanzen. So wurde während der letzten C.C. Sitzung im September der Antrag gestellt, die Synodenpräsidenten sollten endlich damit anfangen, für alles Geld, das sie einnehmen oder ausgeben, Quittungen zu empfangen oder auszustellen. Das wurde von fast allen Betrof-

fenen entrüstet abgelehnt; für diese zusätzliche Arbeit sei einfach keine Zeit. Mit derselben Begründung wurde auch der Vorschlag, zwei bis drei Kassenprüfer für die Synodenkassen zu bestellen, abgewiesen: es seien ja keine Quittungen da; also könne auch nichts geprüft werden.

- g) Es ist auch falsch, wenn Ihnen gesagt wird, liebe Brüder, die Zusammenarbeit von Ost und West in der Verwaltung und Wirtschaft Indiens könne ein Vorbild dafür abgeben, wie auch die Missionare der indischen Kirche heute noch helfen könnten. T a t s a c h e ist, dass sich die indische Regierung dessen wohl bewusst ist, dass ihre eigenen Volksgenossen besonders auf dem Gebiet der Verwaltung einigermassen unzuverlässig sind. Darum rufen sie Europäer hauptsächlich auch in solche Positionen, die zwar nicht repräsentativ, dafür aber die eigentlichen Schlüsselpositionen der Verwaltung sind. In der Verwaltung der Kirche könnten nun auch wir Missionare tatsächlich einen ähnlichen Dienst leisten und vermutlich für eine gewisse Sauberkeit sorgen. Aber nun ist ja gerade die Verwaltung besonders sorgfältig gegen uns abgeschirmt. "Autonomie" ist gerade und zuerst: keine Missionare in der Verwaltung! Dieser an sich mögliche und wichtige Beitrag von Missionaren ist also in der Kirche schlechthin unmöglich. T a t s a c h e ist allerdings, dass eine Stanzmaschine oder ein Bessemerofen in Indien genauso funktionieren wie in Deutschland. Es kommt bei Maschinen in der Tat nur darauf an, dass sie von einem Fachmann bedient werden, und dessen Nationalität spielt dann keine wesentliche Rolle. Man kann doch nun aber kirchliche und theologische Arbeit nicht mit einer Maschine vergleichen, und die Theologen nicht mit Ingenieuren. Sie denken doch sicher auch, liebe Brüder, dass eine theologische Aussage in Europa anders aussieht und aussehen muss als in Indien. Der Vergleich mit der Industrie verbietet sich demnach von selbst. T a t s a c h e ist ferner, dass sich die Europäer und Amerikaner keineswegs demütig der indischen Führung unterordnen, sondern ganz erheblich auftrumpfen, wenn man ihnen in die ihnen zugewiesenen Gebiete unsachgemäß und aus Repräsentationsgründen hineinpuscht. Es kommt dadurch überaus häufig zu Kündigungen und Entlassungen, manchmal unter sehr unerfreulichen Begleitumständen, wie mir ein deutscher Gesandtschaftssekretär aus Delhi erst kürzlich bestätigte. T a t s a c h e ist ferner, dass sich die indische Regierung diejenigen Fachleute, die sie braucht, nicht etwa von der entsprechenden Regierung vorschlagen und hersenden lässt. Sie hat vielmehr ihre Beobachter überall unterwegs, und diese indischen Beobachter suchen sich nun die Menschen und Firmen, mit denen sie arbeiten wollen, und welche die günstigsten Bedingungen stellen, selbst aus. Auch hier lassen sich also keine Vergleiche ziehen. T a t s a c h e ist ferner, dass diejenigen Engländer, die auch nach der Unabhängigkeitserklärung in Indien weiterarbeiten, es zugegebenermaßen nur deshalb tun, weil ihnen hier eine Arbeit und ein Gehalt geboten werden, die sie auf Grund ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten in ihren Heimatländern nie finden würden. Sie bleiben nicht aus demütiger Nächstenliebe oder romantischer Indienliebe, sondern nur solange, bis sie genug Geld für einen sorglosen Lebensabend gespart haben. Das dürfte kaum ein Vorbild für Missionare sein.

- h) Erlauben Sie mir, liebe Brüder, dass ich auch noch zu meiner eigenen Person rede. Sie haben offenbar gehört, ich sei nicht willens, " den schwereren Weg zu gehen "; oder es sei mir schmerzlich, " mich unterzuordnen "; oder es falle mir schwer, mich " einzufügen " und " den heutigen Gegebenheiten der Kirche zu entsprechen. " Es ist Ihnen also offenbar so dargestellt worden, als hätte ich mir die Schwierigkeiten, die ich in meinem Memorandum zu beschreiben versuchte, selbst zuzuschreiben. Nur so kann ich es mir auch erklären, dass Sie in meinem Memorandum und den sonstigen Berichten einen Widerspruch zu entdecken glauben; den Widerspruch nämlich, dass ich einmal von dem Erfolg meines Wirkens hier spreche und dann wieder die Erfolglosigkeit meiner Arbeit zu beweisen versuche. Sie sehen also in dem ganzen Memorandum offenbar nur ein persönliches Problem, das Problem Günther Schultz. Wenn ich aber persönlich einigen Erfolg habe, sagt das doch noch gar nichts über die Sache aus, die hier zur Debatte steht. Über die Sache nämlich, ob mein Hiersein und mein Wirken in den hier vorherrschenden Verhältnissen nötig und erwünscht sind. - Wie soll ich mich nun gegen solche persönlichen Angriffe von Indien aus verteidigen? T a t s a c h e ist doch jedenfalls, dass ich seinerzeit die sehr harten terms of reference ohne Vorbehalt unterschrieben habe. T a t s a c h e ist doch auch, dass ich schon in Deutschland keinen sehr grossen Ehrgeiz entwickelt habe, wenn ich einige lockende Angebote auf leitende Positionen ausschlug. T a t s a c h e ist doch auch, dass mir die veränderte Position der Missionare gar keine Schmerzen bereiten kann. Ich bin ausser Schw. Ilse Martin doch der Einzige hier draussen, der die frühere Stellung der Missionare gar nicht mehr erlebt hat. Was aber man noch nicht gehabt hat, kann man auch nicht mit Schmerzen verlieren. T a t s a c h e ist ferner, dass Lakra mir nicht deswegen gram ist, weil er seinerzeit vor dem Church Council ein Schuldbekenntnis ablegen musste wegen der Methode, mit der er seine Frau nach Deutschland schleuste. Auch Lakra weiss ganz genau, dass diese Sache von jenen vor das C.C. gebracht wurde, die ihn nach Deutschland begleitet und alle jene unsauberen Manipulationen miterlebt hatten. Sein Versuch, mich dann doch in diese gefährliche Auseinandersetzung hineinzuziehen, geschah doch nur, um durch ein neues Thema das C.C. vom Thema abzubringen und dadurch die Zeit für jenen massiven Angriff zu beschneiden. Das weiss jeder, der damals Augen - und Ohrenzeuge war. T a t s a c h e ist vielmehr, dass sich die vier bisherigen, in aller Öffentlichkeit gegen mich vorgetragenen unqualifizierbaren Angriffe mit rein theologischen Fragen befassten. Und zwar hatte Lakra gehört, dass ich im Seminar gelegentlich Auffassungen vertrat, die dem widersprachen, was er selbst in Vorträgen, Predigten und Schriften als vorbildliche und verbindliche Lehre der Gossnerkirche dargelegt hatte. Übrigens hatte ich meistens gar keine Ahnung, wann und worum ich ins Fettnäpfchen getreten war. Die meisten jener angegriffenen Äusserungen auch schon Jahre zurück. Lakra hatte ferner gemerkt, dass sich die Nachricht von solchen Lehrunterschieden mit Windeseile durch die ganze Pfarrerschaft verbreiteten und seine Stellung als Präsident auch der Lehre der autonomen Gossnerkirche zu untergraben begannen. T a t s a c h e ist jedenfalls, dass er in allen vier Fällen die zur Debatte stehenden Fragen selbst aufwarf und mich

durch ständige Anzapfungen oder gar auch durch Angriffe auf meine Studenten zwang, Farbe zu bekennen. T a t s a c h e ist schliesslich, dass sein viermal gegen mich vorgetragenes Hauptargument ist, ich verderbe die theologische Jugend der autonomen Gossnerkirche, und meine Theologie sei als typisch westliches Erzeugnis durch ihre Neo - Orthodoxie und ihren Rationalismus (man beachte die Zusammenstellung !) für die autonome Gossnerkirche unbrauchbar und schädlich.

Es handelt sich bei diesen Spannungen also nicht um persönliche Reiberdien, sondern um meine Arbeit im Seminar und um die Theologie, die ich dort vertrete. Dass Lakra gelegentlich diese sachlichen Diskussionen ins Persönliche umbiegt, liegt einmal daran, dass er sich auch in der theologischen Arbeit der Gossnerkirche die leitende Stellung zu erringen und zu erhalten sucht. Und dann liegt es daran, dass hier einmal solch ungesundes Klima geschaffen wurde, indem die Missionare viel zu lange den Ton in der Theologie und Verwaltung angegeben haben.

- 4) Lassen Sie mich, liebe Brüder, nach so viel Berichtigungen und " Tatsachen " noch einmal ganz kurz zusammenfassen, wie sich mir die Lage darstellt:

Die grosse Auseinandersetzung, welche in der Politik heute eine so grosse Rolle spielt, die Auseinandersetzungen zwischen Ost und West, nimmt wenigstens hier in Indien mehr und mehr die Form eines geistigen Kampfes an. Asien will auch geistig vom Westen unabhängig werden. Indien will das Erbe seiner grossen Kultur bewahren und entwickeln. Dabei stösst es auf das Christentum und die christliche Kirche in Indien. Die Führer in diesem Kampf erkennen, dass sie ihre wichtigste Front in ihrem Kampf für eine indische oder asiatische Kultur, wie sie sie verstehen, gegen die Kirche errichten müssen.

Unsere indischen christlichen Brüder und Schwestern wissen, dass das Evangelium nicht eine westliche Angelegenheit ist sondern die Tat Gottes an und in allen Völkern und Kulturen. Die wesentlichen Leute unter ihnen - wozu meiner Auffassung nach auch Lakra gehört - erkennen, dass es ihre Aufgabe ist, diesem e i n e n Evangelium in Indien eine solche Gestalt zu geben,

dass es die Fragen, die aus der indischen Kultur heraus gestellt werden, auch wirklich beantwortet;
dass es die von der indischen Kultur geprägten Menschen auch wirklich trifft;
dass es den Angriff und die Gefährdungen, die ihm aus der indischen Kultur erwachsen, abwehrt;
und dass es die christliche Kirche in Indien so formt, dass sie nun eben in Indien auf indische Weise in die Anbetung der Völker vor dem Thron und dem Lamm einstimmt.

In diesem Wachstumsstadium des Evangeliums können Missionare aus dem Westen gar nicht mehr helfen. Wenn sie es doch zu tun versuchen,

greifen sie in ein Amt, das Gott unseren indischen Brüdern anvertraut hat;

belasten sie unsere indischen Brüder und erschweren ihnen ihre Aufgabe. Die Aufgabe nämlich, in Indien heute darzustellen, dass das Evangelium eben keine im Wesentlichen westliche Angelegenheit ist.

Tatsache ist jedenfalls, dass die sogen. Pioniermission durch westliche Missionare in Indien heute fast unmöglich, an vielen Orten schon ganz unmöglich ist. Tatsache ist, dass unsere führenden indischen Brüder in allen Kirchen und Missionen westliche Missionare nicht wünschen, auch als theologische Experten nicht. Sie empfinden solche Gedanken, wie sie etwa in meiner Denkschrift zum Ausdruck kamen, geradezu als befreiend. Sie wissen aber nicht, wie sie sich unter Wahrung der Höflichkeit des Druckes der verschiedenen Home Board und Kuratorien erwehren sollen.

Tatsache ist:

wenn Br. Borutta heute Indien verliesse, würde dadurch keine wesentliche Lücke entstehen. Seine Arbeit würde von indischen Brüdern weitergemacht werden; wohlgedenkt: von indischen Brüdern, wenn auch vielleicht unter Anwendung des indischen Schleichens; aber sie würde weitergemacht werden. Wenn die Schwestern Anni Diller und Hedwig Schmidt heute Indien verliesse, würde ihre famose Arbeit in der Tabita-schule vermutlich nicht fortgesetzt werden; aber das würde von keinem unserer indischen Brüder an wesentlicher Verlust empfunden werden. Sie haben die Wichtigkeit solcher Arbeit unter den Frauen und Mädchen noch nicht erkannt.

Wenn ich selbst heute Indien verliesse, würde die Arbeit im Seminar ohne Unterbrechung weitergehen. Ich gebe nämlich z. Zt. 21 Wochenstunden. Davon sind 11 Stunden griechischer Sprachunterricht; 2 Stunden sind Bibelkunde, die ich mit einem Buch wie Webers Bibelkunde durchaus bestreite; 4 weitere Stunden sind Privatstunden mit einem einzigen Studenten, bei dem ich eigentlich nur nachprüfe, ob er die Bücher, die zu seinem Examen vorgeschrieben sind, auch wirklich liest; es bleiben also noch 4 (vier) Wochenstunden mit einer einigermaßen profilierten Exegese. Daneben predige ich auf eigenen Wunsch und Initiative etwa jeden zweiten Sonntag im Abendgottesdienst. - Das ist meine ganze Arbeit hier! Und es ist sofort einzusehen, dass diese Arbeitsleistung jederzeit von jedem einigermaßen ausgebildeten Inder auch vollbracht werden kann. - Sie werden nun auch verstehen, liebe Brüder, dass alle "Erfolge", die ich in solchen 4 Wochenstunden erziele, gar nichts darüber aussagen können, ob ich oder andere hier so weiterarbeiten dürfen oder sollen. Diese "Erfolge" machen nicht ungeschehen, dass unsere indischen Freunde in dem ihnen verordneten Kampf durch meine bloße Gegenwart belastet werden. Sie machen auch nicht ungeschehen, dass durch mein blosses Dasein und die Tatsache, dass ich so und so lehre, unnötige kirchenpolitischen Probleme geschaffen werden. Sie sagen auch nichts darüber aus, ob mein Herkommen und Ihr Aussenden noch im Gehorsam gegen Gottes Ruf geschieht.

Tatsache ist weiterhin, dass die Enteignung allen kirchlichen Besitzes, auch der Grundstücke, der Gebäude und auch der Hospitäler immer ernsthafter öffentlich diskutiert wird - sogar schon im Parlament. In den sogen. Grenzprovinzen

in Assam und im Nordwesten sind auch die Missionshospitäler schon verstaatlicht worden. Das sollten wir doch wohl berücksichtigen, wenn wir über die Möglichkeit einer ärztlichen "Mission" diskutieren und dafür von Deutschen und Amerikanern verhältnismässig grosse Summen erbitten.

Alle diese Tatsachen sollten das Kuratorium veranlassen, zu überprüfen, ob sich unsere grossen Geldausgaben in solcher Situation überhaupt noch verantworten lassen. All dieses Geld wird doch im Namen Jesu Christi erbeten. Viele von ihnen, liebe Brüder, haben doch seinerzeit einmal sogar den Kopf dafür hingehalten, dass Kollekten auch im Namen Jesu Christi verwandt werden. Wer kann es in Kenntnis der oben zitierten Tatsachen eigentlich noch verantworten, dass hier draussen monatlich etwa DM 4.500.-- d. h. jährlich etwa DM. 54.000.-- ausgegeben werden? (Die Ausgaben erfolgen nach dem Budget von 1955). Dabei sind in dieser Summe noch nicht enthalten: die Ausgaben im Zusammenhang mit unseren Hospitalplänen; die Ausgaben im Zusammenhang mit Neuaussendungen; die Ausgaben für Ausreise und Ausrüstung eines Arztes; und die Ausgaben für die Deutschlandreisen der eingeladenen indischen Brüder und Schwestern.

- 5) Auch folgende Tatsachen sollten beachtet werden, wenn wir Pläne für die Zukunft machen:
- a) Es ist uns offenbar unmöglich, das Geld für unsere Pläne in Deutschland aufzubringen. Wir müssen immer wieder auf die Gebefreudigkeit amerikanischer Freunde zurückgreifen.
 - b) Wir können das Geld in Deutschland nur aufbringen, indem wir solche Berichte geben, Aufsätze schreiben und Predigten halten, die wesentliche Tatbestände über die Arbeit der Gossnermissionare verschweigen, weil diese Tatbestände beim Geldsammeln unerwünschte Wirkungen haben könnten. Statt dessen sind wir bemüht, solche theologischen Analysen und vom Gefühl gefärbten Berichte zu geben, von denen wir annehmen, sie könnten die Gemeinden zu weiteren Gaben willig machen.
 - c) Wir finden nur mit grosser Mühe einigermaßen profilierte Leute, die hier herauszukommen bereit sind. Wir laufen ihnen geradezu nach. Und die von sich aus kommen wollten, bekamen kein Visum.

Könnten diese Tatsachen nicht auch Zeichen sein, mit denen uns Gott klarmacht, dass Er diese unsere Arbeit nicht mehr will? Eben jene Zeichen, auf die wir als auf eine deutliche göttliche Weisung zu warten vorgeben? Wer sagt uns denn, dass einzig die Vertreibung der Missionare und ein generelles Einreiseverbot solche deutlichen Zeichen sind? -- Ich denke, Gott hat uns seit Beginn des ersten Weltkrieges häufig gezeigt, dass Er durchaus ohne uns in Indien wirken kann.

- 6) Ich hatte in meinem Memorandum vorgeschlagen, wir sollten statt weiterer Aussendungen mehr Inder zum Studium nach Deutschland einladen. Mich leiteten dabei folgende Beobachtungen:
- a) Es gibt bisher praktisch keine in Hindi oder einer anderen Sprache Indiens geschriebene theologische Literatur.

Man gibt jetzt mit viel amerikanischem Geld ein paar Handbücher heraus. Aber diese Bücher sind fast alle von Europäern oder Amerikanern ursprünglich in Englisch geschrieben und dann nachträglich in einige indische Hauptsprachen übersetzt. Sie sind inhaltlich ein etwas reduzierter Überblick über den gegenwärtigen Stand der Theologie in England und Amerika. Sie sind jedenfalls "keine" indische theologische Literatur.

- b) Die für unsere Studenten einzig greifbaren Bücher sind englisch geschrieben. Auch hier sind es aber nun nicht die wertvollsten Bücher, die unsere Studenten zur Hand nehmen; denn die wirklich ordentlichen Bücher können unsere Studenten wegen ihres komplizierten Englisch gar nicht lesen. So bleibt auch hier nur eine reichlich negative Auswahl übrig, die über den Standard von Erbauungsliteratur nicht hinauskommt.
- c) Aus den angeführten Gründen stehen praktisch alle indischen Theologen, sofern sie überhaupt eine Theologie haben, unter dem Einfluss der anglo-amerikanischen theologischen Arbeit. Ein Schuss kontinentaler Theologie könnte also das Blickfeld unserer indischen Freunde nur erweitern.

Es besteht natürlich die Gefahr, dass solche indischen Studenten in Deutschland eher "den Westen mit allen Poren ein-saugen" als ihre wirkliche Aufgabe und Chance wahrnehmen. Ich hatte allerdings auch niemals gemeint, indische Studenten sollten - wie es bei Bage und Surin nun leider geschehen ist - einfach auf irgend welche, sich gerade bequem anbietenden theologischen Fakultäten losgelassen und sich dort selbst überlassen werden. Schon gar nicht hatte ich daran gedacht, dass man sie von Gemeinde zu Gemeinde mit Vorträgen über Indien, die indische Kirche oder sonstwas schickt.

Es sollte vielmehr so schnell wie möglich unter Mitarbeit aller Deutschen, wenn nicht sogar aller europäischen Kirchen und Konfessionen eine theologische Akademie gebildet werden, in welcher mindestens die Hälfte aller Lehrer Vertreter der "jungen Kirchen" sein müssten. Die europäischen Lehrer sollten sorgfältig ausgesucht und beste Theologen sein. Sie könnten u. U. von Semester zu Semester wechseln. Jedenfalls sollten sie aus allen Kirchen und Konfessionen nur auf Grund ihrer Leistung und ihrer Qualitäten ausgesucht werden. Unter ihnen sollten auch christliche Indologen sein, von denen es ja leider nicht allzu viele gibt. Die Lehrer sollten unter sich und mit den Studenten eine Arbeitsgemeinschaft im Stil eines Seminars bilden; der übliche Vorlesungsbetrieb ist durchaus unangemessen.

Eine solche Akademie könnte dann auch einen akademischen Grad schaffen; nach Möglichkeit einen solchen, der den in England und Amerika verliehenen gleichwertig ist und sich auch in Buchstaben ausdrücken lässt, die man dann hinter seinen Namen setzt. - Ich hatte schon vor zwei Jahren vorgeschlagen, dass man etwas Derartiges schon für Bage und Surin im Einvernehmen mit dem Missionsrat schaffen sollte. Das ist nicht geschehen. Und das ist nun auch der Grund, warum Bage seinen Doktor machen will - und ausgerechnet in Indologie, als ob das gegenwärtig in der Gossnerkirche das Wichtigste wäre! Für Surin versuchen sie von hier aus einen Amerikaaufenthalt zu organi-

sieren, damit er wenigstens dort irgend einen Grad erwerben und mit etwas in der Hand hierher zurückkehren kann. Wenn sie einen solchen Grad nicht nach Hause mitbringen, glaubt ihnen hier kein Mensch, dass sie etwas gelernt haben. Ausserdem weiss man gar nicht, in welche Gehaltsstufe sie nun gehören. Man kann über solch eine Haltung lächeln. Aber sie ist nun einmal da, und sie ist wesentlicher Bestandteil des gesamten indischen akademischen Lebens. Man hat den Beiden also einen schlechten Dienst erwiesen, in dem man darauf nicht achtete.

Wenn meine Vorschläge hinsichtlich der Akademie einigermaßen vage erscheinen, liegt es sicher daran, dass ich keine Ahnung von der Haltung anderer Missionsgesellschaften habe und mir also auch nicht vorstellen kann, wie sie auf einen solchen Vorschlag reagieren würden. Ich hatte aber auch gehofft, dass sich irgend ein Fachmann, der die Verhältnisse besser kennt, dieser Sache mit Freuden annehmen würde.

Zum Schluss möchte ich noch einmal feststellen, dass mein wirkliches Interesse gar nicht bei dieser Beschäftigung mit den "Tatsachen" liegt. Dazu haben mich nur Ihr Brief und die Denkschrift von Br. Lokies provoziert. Mir macht viel mehr zu schaffen, dass wir für unsere Arbeit keinen Boden mehr unter den Füßen haben, und dass wir in den Missionsgesellschaften so unbussfertig sind, dass wir danach auch gar nicht mehr fragen. - Es sei denn, wir täten es für den "Gemeindegebrauch", und um weiterhin Geld zu machen. Es bedrückt mich, dass wir nur noch aus Gewohnheit so weitermachen, und dass wir nicht die Hellhörigkeit aufbringen, uns auf eine verwandelte Situation einzustellen. Es bedrückt mich auch, dass wir nicht so viel Dankbarkeit aufbringen, zu sagen, dass wir mit Gottes Hilfe eine Aufgabe, soweit es in unseren Händen lag, gelöst haben, und dass wir sie darum nun in Gottes Hand zurücklegen.

In Ihrer Mitte wurde das Prinzip aufgestellt, man solle immer den "schwereren Weg" gehen. Liebe Brüder, sollten wir nicht doch etwas ernster prüfen, ob der von mir vorgeschlagene Weg nicht vielleicht der "schwerere" ist? Lehnen sie ihn vielleicht nicht doch nur deshalb ab, weil Ihnen die bisherige Arbeit zu lieb geworden ist? Sollte da nicht ein gut Teil psychologisches Beharrungsvermögen im Spiel sein?

Jedenfalls hoffe ich, dass ich Sie mit diesem langen Brief nicht ermüdet habe. Ich hielt es für meine Pflicht, noch einmal an Sie zu appellieren. Sie werden - so hoffe ich - nun verstehen, dass mir Ihr Brief, der ja auch mehr eine Rüge war, nicht ein bisschen geholfen hat. Sie werden - so hoffe ich - nun auch einsehen, dass es mir einfach nicht mehr möglich ist, bei der Gossnerschen Missionsgesellschaft mitzuarbeiten, und etwa auch noch Geld dafür zu kollektieren. Jedenfall solange nicht, bis Sie mir mit der Autorität der Heiligen Schrift zeigen, dass ich im Unrecht bin.

Mit brüderlichen Grüßen bin ich

Ihr
Günther Schultz

Lith von Rindge

Missionar nach Indien abgeordnet

1951

Am 14. Januar d.J. fand in der Zwölf-Apostel-Kirche in Berlin eine Abordnungsfeier für Pastor Lic. Günther S c h u l t z statt, der im Auftrag der Goßnerschen Mission nach Indien geht, um am Predigerseminar der Evangelisch-Lutherischen Goßner-Kirche von Chota Nagpur und Assam als Dozent tätig zu sein. Es war für die Goßnersche Mission die erste Aussendung nach dem Kriege, da das Innenministerium der neuen Republik Indien erst im vergangenen Jahre die Zulassung auch deutscher Missionare ausgesprochen hat. Die Predigt hielt Missionsdirektor Lokies über das Evangelium des Sonntags (Joh. 2, 1-11), während Propst Dr. Böhm im Auftrag der Berliner Kirchenleitung die Abordnung selbst vollzog. Seine Ansprache stand unter der Losung des Tages: "Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir und will dich segnen" (1. Mos. 20, 24). Die sich daran anschließende Abendmahlsfeier leitete der ehemalige Missionsinspektor der Goßnerschen Mission, Konsistorialrat Foertsch, jetzt Pfarrer an St. Laurentius in Halle (Saale).

Am Abend fand eine Nachfeier mit geladenen Gästen im Kirchsaal des Goßnerschen Missionshauses in Berlin-Friedenau statt, die von dem Vorsitzenden des Goßnerschen Kuratoriums, Präses Dr. Moeller, geleitet wurde. Präses Lic. Stosch, der lange Jahre Leiter des Predigerseminars in Ranchi war und jetzt wieder in sein Pfarramt in Berlin-Wannsee zurückgekehrt ist, sprach über die Aufgaben, die Pastor Lic. Schultz in Indien erwarten. Darauf gab Pastor Lic. Schultz, indem er sich von seinen Mitarbeitern und Freunden verabschiedete, einen kurzen Bericht über seine persönliche und theologische Entwicklung, auf die der kerngesunde, lutherisch-pietistische Frömmigkeitstyp seiner Heimat Ostpommern, der Entscheidungscharakter der Bekennenden Kirche und vor allem die Lehrerpersönlichkeit des nach dem Kriege verschleppten und verschollenen Professors Lohmeyer an der Universität Greifswald den stärksten prägenden Einfluß hatten. Frau Professor Lohmeyer war als Gast anwesend.

Darauf nahmen Vertreter der Kirche und Mission zu Gruß und Segenswunsch das Wort: Pfarrer Dr. Deutschlaender im Namen des Lutherischen Weltbundes, die Generalsuperintendenten D. Jacobi und Dr. Krummacher als Kirchenleitung, Pfarrer Perwitz als Vertreter des Kirchenkreises Schöneberg, Studienrat Voget im Auftrag der Kirchengemeinde Friedenau, Missionsdirektor D. Knak für die Berliner Mission, Pastor Berg für den Jerusalemverein, Pfarrer Assoyer für die Ostasienmission, Pfarrer Dr. Augustat für das Elisabethkrankenhaus, Konsistorialrat Foertsch für die Goßnersche Heimatgemeinde, Oberstudiendirektor Dr. Kalischer im Namen der Kirchlichen Erziehungskammer, Student Freyer für die Studentengemeinde der Pädagogischen Hochschule und Studienrat Seeger für das Evangelische Gymnasium.

Zuletzt verlas Missionsdirektor Lokies Briefe und Grußtelegramme, die aus dem Goßnerschen Freundeskreis eingegangen waren, darunter von Landessuperintendent Elster aus Ostfriesland, von Superintendent Lic. Brandt-Salzuflen für den lippischen Freundeskreis, von Studienrat Magnus Schiebe für Württemberg und von Pastor Symanowski von der Goßnerschen Mission-Zweigstelle West in Mainz. Mit der

Verlesung eines Briefes, den Bischof D. Dr. Dibelius anlässlich der Aussendung von Pastor Lic. Schultz an den Präsidenten der Evangelisch-Lutherischen Goßner-Kirche, Pastor Joel Lakra, geschrieben hatte, und mit der Fürbitte für die Ausreisenden wurde der Abend beschlossen.

Alle, die frühere Missionarsaussendungen miterlebt hatten, empfanden lebhaft den Unterschied dieser Abordnung von den in der Vergangenheit üblichen. Daran ist nichts Verwunderliches, denn inzwischen hat sich die Lage des Missionsfeldes, im besonderen sein Verhältnis zu der sendenden Heimatkirche, völlig verändert. Präses Lic. Stosch stellte diesen Tatbestand mit den Worten fest: "Die Zeit der Missionare ist vorbei." Er meinte damit, daß die Zeit eines patriarchalischen Verhältnisses zwischen den Missionaren und den Missionsgemeinden der Vergangenheit angehört. Humorvoll berichtete er, daß einer unserer besten Missionare aus der älteren Generation ihm einmal erzählt habe: Sobald er morgens sich rasiert und gefrühstückt habe und dann die Glocke anschlagen lasse, dann sei es eben 6 ! So richtete sich in jener vergangenen patriarchalischen Missionsperiode selbst die Tageszeit nach den Missionaren. Heute haben wir es auf allen Missionsfeldern, auch in Indien, mit einer jungen selbständigen Missionskirche zu tun, die unter einheimischer Leitung steht. Die Missionare üben keine Leitungsfunktion mehr aus. Sie haben kein Stimmrecht und keine Executive, keine Rechte, sondern nur noch Pflichten. Ihre Aufgabe ist anspruchsloser Dienst. So trifft es denn auch nicht mehr zu, daß unsere Missionare im eigentlichen Sinne ausgesandt werden. Sie werden von der selbständigen Missionskirche gerufen. Bei der Aussendung von Pastor Lic. Schultz traf es sich gut, daß der Präsident der Evangelisch-Lutherischen Goßner-Kirche, Pastor Joel Lakra, schon zweimal nach dem Kriege Deutschland besucht und dabei auch Pastor Schultz persönlich kennengelernt hatte. So geschieht es wohl zum ersten Mal in der Geschichte der Goßnerschen Mission, daß ein Missionar ausgesandt wird, der der indischen Kirche schon persönlich bekannt ist.

Ein anderer charakteristischer Zug, der diese Aussendung von allen früheren abhebt, ist die starke innere Beteiligung der Heimatkirche an diesem Ereignis: eine Frucht der Zusammenarbeit zwischen Kirche und Mission, wie sie der Arbeitsparole der Goßnerschen Mission für ihre heimatliche Arbeit entspricht. Pastor Lic. Schultz war seit 1945 zugleich Berufssarbeiter der Goßnerschen Mission und Leiter des Seminars für kirchlichen Dienst in Berlin-Zehlendorf. So hat er an entscheidender Stelle bei dem Aufbau des katechetischen Dienstes in Berlin mitgewirkt. Hunderte von Katecheten hatten bei ihm gelernt, den biblischen Text Alten und Neuen Testaments auszulegen. Er war zu den verschiedensten Generalkirchenvisitationen herangezogen worden mit dem besonderen Auftrag, die Katecheten in ihren Religionsstunden abzuhören. Er hatte den Studentengemeinden an den pädagogischen Hochschulen zur Verfügung gestanden. Durch seine Verkündigung im Kirchsaal der Goßnerschen Mission und seine starke Beteiligung an den Rundfunkandachten hatte er eine Hörergemeinde gesammelt, die seiner originalen Predigtweise und Textauslegung mit wachsendem

Verständnis folgte. So erklärt es sich, daß der Abordnungsgottesdienst von weit über 1000 Menschen besucht war. Man hatte unwillkürlich den Eindruck, daß es hier nicht eine Missionsgesellschaft war, die die Aussendung vollzog, sondern die Kirche selber. Dieser Eindruck wurde dadurch verstärkt, daß der Bischof der Kirche von Berlin-Brandenburg, D. Dr. Dibelius, die Ausreise von Pastor Lic. Schultz zum Anlaß nahm, nicht nur einen Brief an den Präsidenten der indischen Missionskirche, sondern auch an das Kuratorium der Goßnerschen Missionsgesellschaft zu schreiben, der im Abordnungsgottesdienst verlesen wurde. So zeichnete sich bei dieser Missionarsaussendung schon jetzt ab, was in Zukunft immer stärker in Erscheinung treten wird: nämlich, daß die Beziehungen herüber und hinüber, von der Heimat zum Missionsfelde, in zunehmendem Maße von Kirche zu Kirche und weniger von einer Missionsgesellschaft zu ihrem Missionsgebiet gehen werden, auch wenn die Missionsgesellschaften als freie kirchliche Werke fortbestehen.

Für die Goßnersche Mission selbst bedeutete die Tatsache, daß Pastor Lic. Schultz als ihr Berufsarbeiter jahrelang in ihrer Heimatarbeit gestanden hatte und nun als ein ihr bekannter und vertrauter Mitarbeiter hinauszieht, nach mancherlei Enttäuschungen, die sie erlebt hatte, geradezu eine Ermutigung. So herrschte während des ganzen Tages im Gottesdienst und auch während der Nachfeier eine Atmosphäre aufrichtiger, echter Herzlichkeit über allem, was da gesagt und gehandelt wurde, und machte so offenbar, daß die Mission als eine Lebensfunktion der Kirche ganz organisch aus dem Glauben und Leben der sendenden Heimatkirche herauswachsen kann.

L o k i e s .

A b o r d n u n g s r e d e

für Pastor Lic. Günther Schultz in der Zwölf-Apostel-Kirche-Berlin
am 14. 1. 1951

gehalten von Propst Dr. Böhm.

"Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit."

In der Stunde, in der wir unserem Bruder Pastor Lic. S c h u l t z zum Missionsdienst nach Indien abordnen, stellen wir uns unter den Losungsspruch der Brüdergemeine vom heutigen Tage aus dem 1. Buche Mose, Kapitel 26, 24: "Und der Herr erschien ihm in derselben Nacht und sprach: Ich bin deines Vaters Abraham Gott. Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir und will dich segnen und deinen Samen mehren um meines Knechtes Abraham willen." Amen.

Liebe Gemeinde, liebe Geschwister Schultz !

Gott spricht mit Isaak, dem Mann, der viel auf der Wanderschaft gewesen ist mit seinem Hause und seinem Volk, dem Mann, der auf dieser Wanderschaft viel Nöte und Übel, viel Feindschaft der Nachbarn und der Heiden hat erfahren müssen und dem Gott mitten im Wandern plötzlich Ruhe, Raum zum Leben und eine offene Tür gibt auch unter den ihn umgebenden Heiden, so daß er sich dort niederlassen kann und seinen Brunnen mitten im Wüstenlande findet, der ihm das Leben erlaubt. "Und in der Nacht spricht Gott zu ihm: Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir und will dich segnen." Lieber Bruder Schultz, auch Dein Leben war bisher ein Leben der Wanderschaft. Es war nicht der geregelte Gang eines Pastors aus früheren Zeiten, der sich gewissermaßen sein Ziel schon stecken konnte: geregeltes Studium, geregelte Ausbildungszeit und am Ende das ordentliche Pfarramt mit all dem, was dazu gehört auch an Sicherheit der irdischen Existenz. Deine Ausbildung fiel in den Kirchenkampf. Dein Amt war ein illegales Amt der Bekennenden Kirche. Deine Zukunft war unter dem Zeichen dieses Kirchenkampfes eine völlig ungewisse. Und dann hat Dich Gott wandern lassen aus Deiner Heimat Pommern, aus dem Gebiet, das heute nicht mehr zu uns gehört, hier in unsere Kirchenprovinz Berlin-Brandenburg und hat Dir nach dem Zusammenbruch 1945 unter uns einen Auftrag gesetzt, nun aus der Illegalität heraus in einen geordneten Dienst der Gossnerschen Mission und zugleich auch unserer Kirche Berlin-Brandenburg einzutreten. Du hast ein Werk mitaufbauen dürfen, das hier auf diesem Boden von Berlin ein von Gott ganz neu geschenktes Werk ist, nämlich die Ausbildung unserer Katecheten für den Religionsunterricht in dieser unserer Stadt. Und Du hast dazu besondere Gaben mitgebracht, die Dir von dem Herrn der Kirche geschenkt worden sind. Und nun sollst Du den Wanderstab mit Deiner lieben Frau und Deinen Kindern wieder in die Hand nehmen. Wir alle fragen mit Dir, ob das notwendig war; denn wir verlierten Dich gerade in dem Dienst, in dem Du hier stehst, mit wehem Herzen.

"Und Gott sprach in der Nacht zu Isaak: Fürchte dich nicht." Ich meine, liebe Brüder und Schwestern, wenn selbst der Erzvater Isaak

die Furcht kannte und Gott zu ihm reden mußte: Fürchte dich nicht, dann wollen wir uns nicht schämen, auch unsere Furcht einzugestehen. Und wie sollte das nicht auch bei Dir, Du lieber Bruder Schultz, der Fall sein, wo Du so herausgerufen wirst nicht nur aus der Heimat, sondern nun auch aus Deinem Amt und hingeworfen wirst in eine für Dich und für uns ganz dunkle Zukunft, in einen neuen Dienst im fernen Land, der noch ganz unübersichtlich ist, wo Du umgehen mußt mit Menschen fremden Blutes, einer fremden Geschichte, einer fremden Sprache, fremden Denkens und Dich und uns die Frage bewegt: Werden sie überhaupt mein Wort, das ich ihnen sage, aufnehmen, verstehen, behalten können? Und die Frage wird vielleicht noch tiefer sein in dieser Stunde: Ist überhaupt dieser Auftrag, der mir zuteil geworden ist, ein Auftrag von Gott her, oder hat hier vielleicht mein Fleisch und Blut gerodet? Der Wunsch in die Ferne, der Wunsch, das, was ich hier an Erkenntnissen gewonnen habe, nun draußen zu erweitern im Umgang mit der Welt? Wir wissen alle von der Anfechtung, liebe Brüder und Schwestern, wenn einer von uns in ein anderes Amt berufen wird, ob diese Berufung wirklich von oben herkommt, oder ob sie nicht doch aus uns selbst kommt. Und dann die Frage, was soll mit diesem Auftrag werden, wenn ich ihn annehme? Werde ich in den fünf oder zehn Jahren dort draußen zuschanden werden mit meinem Dienst, oder wird Gott sein Ja dazu sagen? Gott sprach zu Isaak in der Nacht, d.h. da, wo Gott ganz allein mit uns ist: Fürchte dich nicht! Solange die Furcht in unserem Herzen ist, solange ist Gott nicht darin. "Ich bin mit dir". Nun ist die Sendung klar. Menschlich gesehen wird unser Bruder Schultz mit seiner Frau als Missionsfrau nun ausgesandt von der Goßnerschen Mission. Im Kuratorium dieser Mission ist dieser Beschluß gefaßt worden, freilich nach sehr eingehender Prüfung der Lage draußen und der Person, die hier ausgesandt wird. Menschen senden. Und es ist nicht nur die Goßnersche Mission, die hier sendet, sondern es ist die Kirche, der die Goßnersche Mission eingegliedert ist. Und es ist wohl ganz besonders bezeichnend für die neue Lage nach 1945, daß nicht mehr nur die einzelne Missionsgesellschaft aussendet, sondern daß die Kirche sich zu ihrem Werke bekennet, auch zu dieser Goßnerschen Mission, und daß wir heute unseren Bruder Schultz auch im Namen unserer Kirche Berlin-Brandenburg nach Indien hinaussenden. Mission ist nicht Arbeit einzelner Menschen unter uns oder freier Gesellschaften, Mission ist Verantwortung und Arbeit der Kirche. Aber, liebe Brüder und Schwestern, ist das wirklich der letzte Trost, der uns mitgegeben werden kann auf die Reise und für einen solchen Dienst, daß wir uns der Sendung durch die Kirche getrösten dürfen? Doch nur dann erst, wenn wir das glauben, daß in dieser Kirche und in dieser Goßnerschen Mission das Haupt der Kirche, Jesus Christus, mit seinem Wort und mit seinem Geist und auch mit seinem Sakrament unter uns lebt und daß er es ist, der Menschen ruft, sendet und dann, wenn er es tut, sie auch begabt mit Gaben seines Geistes. Und sich, lieber Bruder Schultz, dies darf alle Furcht aus Deinem und Deiner Gattin Herzen vertreiben vor dem, was vor Dir liegt, daß Du wissen darfst: der Dich sendet, ist er, Jesus Christus, der Herr, mit seinem Wort, das durch Menschenmund geht, durch Menschen, die für Dein Schicksal in Kirche und Mission verantwortlich waren und Dich gebeten haben, Missionar zu werden und Lehrer an der Ausbildungsanstalt der jungen Goßner-

Kirche draußen zur Ausbildung der jungen indischen Pastoren.

"Ich bin mit dir." Er hat sein Leben auch für Dich gelassen, der Dich und mich geliebt hat bis zum Tode. Ich bin mit dir selbst dann, wenn deine Wege oft auch Irrwege sind, wenn vieles, was du denkst und tust, aus deinem eigenen Fleisch und Blut kommt, wenn auch du in deinem Amt Schuld auf dich nimmst, Schuld der Versäumnis, Schuld falscher Worte, der Lieblosigkeit und Ungeduld: "Ich bin mit dir." Ich, der Geduldige, ich, der Treue, ich, der Allmächtige und gleichzeitig Barmherzige, der dich in der Taufe angenommen hat und der im Tode bei dir sein wird, um die Tore meines Reiches für dich zu öffnen. Ich bin bei dir unter Heiden und Christen. Er sendet, und, liebe Brüder und Schwestern, er allein gibt auch die Frucht: "Ich will dich segnen."

Ein Missionar, der hinausgeht, hat nicht nach dem Erfolg zu sehen und auf Erfolg zu hoffen. Gerade dort auf dem Missionsfelde wird es ja sichtbar, daß es gar nicht an unserem Rennen und Laufen liegt, an unserer Aktivität, an unserer Gelehrsamkeit und unserer Bildung. Ich will dich segnen, ich will dir mein Wort auf deine Lippen legen. Ich will dir die Freudigkeit geben, auch dann, wenn kein Erfolg zu sehen ist, im Amt treu zu bleiben und geduldig zu warten, bis aus dem Acker das erste Pflänzchen wächst. O, wie können wir Gott danken, wenn er uns schon hier auf Erden ein wenig Frucht zeigt. Und doch kann es geschehen, daß wir Jahr um Jahr dienen, und Gott zeigt uns gar keine Frucht. Wie oft ist es auf dem Missionsfelde gewesen, daß ein Missionar draußen gearbeitet hat Jahr um Jahr, und nichts war zu sehen an Frucht. Und siehe, in der nächsten Generation ging das Feld blühend auf. Wer von uns dürfte nach dem Erfolg fragen; aber Gott der Herr wird es uns schenken, droben bei ihm, zu schauen, was aus dem geworden ist, was wir gesät haben. Es war ja nicht unser Same, nicht unser Wort, sondern seines, und er hat ja verheißen, daß sein Wort nicht leer zurückkommen soll, sondern daß es vollbringen wird, was er verheißen hat. Das gibt uns Freudigkeit, das gibt uns Zuversicht hier in der Heimat und auf den Missionsfeldern für den oft so harten Dienst der Verkündigung, daß ja er es ist, der uns gesandt hat, der uns sein Wort schenkt und trotz unserer Sünde und unserer Fehler sein Wort laufen und Frucht bringen läßt. Und darum baut Isaak als Antwort auf dieses Reden Gottes in der Nacht seinem Gott dort an der Stelle, wo Gott zu ihm geredet hat, einen Altar und predigt das Wort Gottes.

Siehst Du, lieber Bruder Schultz, laß auch Deine Antwort auf Gottes Reden zu Dir sein, ihm einen Altar zu bauen in Deinem Hause und dort, wo Du mit Heiden und Christen in Deinem Dienst zu tun hast, und an diesem Altar Dein Gebet zu Gott zu richten; denn nichts geschieht im Reiche Gottes ohne das Gebet, ohne das Loben und Danken dafür, daß Gott uns eine Tür aufgetan hat, durch die wir hindurchgehen dürfen, ohne das Danken dafür, daß er uns jeden Morgen wieder Gericht und Gnade anbietet, und ohne die Fürbitte für die, die uns anvertraut sind, Heiden und Christen. Und dann gehe hin und predige das Evangelium und lehre die jungen Pastoren und tue es in all der Freudigkeit und der Gewißheit, daß das, was auch in unserer menschlichen Schwachheit geschieht, wenn es sein Wort ist, das wir predigen, dann auch gesegnet sein wird. Amen.

Lith von Rinkjahr!

P r e d i g t über Joh. 2, 1 - 11

gehalten von Missionsdirektor Lokies

beim Abordnungsgottesdienst für Pastor Lic. Günther Schultz
am 14. 1. 1951 in der Zwölf- Apostel-Kirche-Berlin

Liebe Brüder und Schwestern !

Es ist da etwas Unerhörtes, Unglaubhaftes, ja schlechterdings Unmögliches zu Kana in Galiläa geschehen. Und doch heißt es am Schluß unseres Textes nicht etwa wie wir erwarten mochten: Die Jünger glaubten es, sie glaubten daran, sondern ausdrücklich: sie glaubten an ihn. Er, Jesus Christus, ist das Wunder im Wunder. Er ist das eigentliche Wunder, und es ist seine Herrlichkeit, die da offenbart wird.

Liebe Brüder und Schwestern, die ganze Missions- und Kirchengeschichte ist voll solcher Wunder, die dem Wunder zu Kana nicht nachstehen. So ist auch die indische Kirche ein Wunder, auf keine Weise ableitbar aus der Geschichte, der Kultur und den Religionen Indiens.

Wie ist dieses Wunder entstanden? Da kamen vor hundert Jahren vier schlichte Missionare hier aus Berlin nach Mittelindien. Sie beherrschten die indische Sprache nicht ausreichend. Was sie zum Zustandekommen des Wunders beitrugen, waren nur ihre wirklich kümmerlichen menschlichen Bemühungen, den Leuten dort im indischen Dschungel das Evangelium zu verkündigen, und - das Taufwasser, von dem Luther sagt, es sei "schlecht Wasser". Das war gewissermaßen das Material, das von uns, der Mission, hinzugetragen wurde. Auf der anderen Seite vier indische Reisbauern, Dschungelbauern, die, innerlich beunruhigt, jahrelang durch ganz Indien gewandert und dann, gewaschen mit allen Wassern des Hinduismus, zurückgekommen waren, ohne Frieden gefunden zu haben. Das beides kam zusammen - nicht mehr und nicht weniger. Und so ist es schlechterdings ein Wunder, wenn in diesem Augenblick die Gemeinde Jesu Christi mitten im indischen Urwald entstand. Heute haben wir es dort mit einer ganzen Kirche zu tun.

Das alles ist nicht so leicht vor sich gegangen, wie es hier berichtet wird. Auch damals und dort draußen mußten wir, wie in der biblischen Geschichte, auf die Stunde warten, die Seine Stunde ist. Wie ungeduldig waren wir oft, der Mutter Jesu nicht unähnlich. So arbeiteten unsere Missionare fünf Jahre umsonst, ehe die ersten Taufbewerber kamen und sich taufen ließen. Und immer wieder gerieten wir in dieselbe Notlage hinein, so daß wir manchmal befürchteten, ganz am Ende zu sein. Man denke an den ersten und zweiten Weltkrieg. Das sogenannte "christliche" Abendland zerfleischte und bedrohte sich mit Selbstvernichtung. Christliche Völker standen sich gegenüber und wandten die tödlichsten, grauenhaftesten Kampfmittel gegeneinander an. Damals schrieb ein indischer Brahmane: "Auf den Schlachtfeldern Europas tanzen die Hoxen der Lebensgier, der Machtgier und der Geldgier ihren unheimlichen Tanz. Christus, gehe weg von Europa!" Und in jener Stunde befanden sich die christlichen Missionen innerhalb der nichtchrist-

lichen Völkerwelt in der tiefsten Verlegenheit. Sie meinten, nun sei das Ende der Mission gekommen. Aber was erfuhren wir? Liebe Gemeinde, der erste Weltkrieg war die Geburtsstunde der selbständigen indischen Kirche und der zweite Weltkrieg die Geburtsstunde der Ökumene, d.h. aller jungen Kirchen, die sich mit den alten Kirchen zu einer neuen Einheit in der Welt verbanden. Das alles sind Wunder, unableitbare Wunder, nicht zu erklären aus der Geschichte der Menschheit. Hier ist Er am Werke. Hier wandelt Er, wenn Seine Stunde gekommen ist, die Welt.

Liebe Brüder und Schwestern, wir haben es dort draußen erfahren: Wenn wir nur den schlichten Dienst tun, den hier in unserer Geschichte jene Diener tun, wenn wir nämlich nur das tun, was Er uns sagt, dann geschehen jene Wunder, die der Welt verborgen bleiben. Aus unserer Geschichte geht deutlich hervor, daß das Wunder zu Kana unter Ausschluß der Öffentlichkeit geschah. Selbst die Hochzeitsgesellschaft merkte nichts davon. Ja, sogar die Diener, die die Krüge mit Wasser gefüllt hatten, stellten das Wunder erst hinterher fest, nachdem es schon geschehen war. Und doch muß selbst die außenstehende Welt das vollzogene Wunder, die eingetretene Wandlung ahnungslos bestätigen. In unserer Geschichte ist es dieser joviale Speisemeister, der es tut, ohne das geringste davon zu ahnen, was sich im tiefsten Grunde ereignet hat. Er muß vor der Welt ein Zeuge für das Wunder sein, das da geschehen ist. In der Mission ist es nicht anders. Die Missionare als die Handlanger Jesu im Werk der Mission stellen auch nur hinterher rückblickend das Wunder fest, das Er getan hat, die elementare Wandlung, die sich an den Elementen dieser Welt vollzogen hat. Und von Indien dürfen wir sagen, daß auch die Nichtchristen etwas von der Wandlung spüren, die in ihrer Mitte eingetreten ist, und sie bestätigen, ohne sie zu verstehen. Darum haben wir heute in Indien die Möglichkeit, Mission zu treiben. Darum ruft heute das nichtchristliche Indien auch nach deutschen Missionaren. Wir können darin nichts anderes sehen als eine Weisung, die wir vom Herrn der Mission selbst erhalten. Und wenn heute unser lieber Bruder Schultz mit den Seinen von uns Abschied nimmt und hinausgeht, wohin er gerufen wird, dann folgt auch er nur wie wir der schlichten Weisung: "Was er euch sagt, das tut."

Liebe Gemeinde, was damals geschehen ist und durch Ihn, der das eigentliche Wunder im Wunder ist, auch heute noch im Unterschied und Gegensatz zu allem geschieht, was sich sonst in der Welt ereignet, ist Verwandlung. Blickt in der Welt umher, schaut auf die alten historischen Religionen und schaut auf die modernen Heilssysteme, die neuen politischen Religionen und Gemeinschaftsideale - worauf zielen sie alle? Sie wollen ein Mehr, ein Besser, ein Vollkommeneres oder ganz Vollkommenes, aber ihr Ausgangspunkt/sind immer die Elemente dieser Welt, in denen sie steckenbleiben. Sie wollen, daß die Armen reich werden und die Armut auf Erden aufhört. Sie wollen, daß das Leid beseitigt wird und die Menschen glücklicher werden - aber immer auf der Ebene dieser Welt. Und so wollen sie auch dem Tod Einhalt gebieten. Die Menschen sollen länger und sicherer leben. Immer ist es ein Mehr, ein Besser, ein etwas Vollkommeneres. Das Evangelium will nicht Weltverbesserung, sondern Weltverwandlung. Es nimmt die Elemente dieser Welt so, wie sie sind. Es weiß um die /und Endziel

Wirklichkeit der Armut, des Leides und des Todes. Aber dann geschieht durch die Kraft des Evangeliums etwas, was nirgendwo anders sonst geschieht: nämlich das Wunder der Wandlung. Glaubt es uns nur, liebe Brüder und Schwestern, vor Christus und ohne Christus ist und bleibt Armut Armut, Leid Leid, und der Tod ist und bleibt Tod, auch wenn man dem Todesproblem philosophisch noch so sehr beizukommen versucht. Aber mit Christus - ? Viele unter uns, die hier versammelt sind, und auch unser Bruder Schultz können es auch bezeugen aus jenen vergangenen Jahren, in denen er selbst als ein illegaler junger Bruder in seiner eigenen Kirche ein Verfolgter war, als Laien und Pastoren um ihres Glaubens willen in die Gefängnisse und Konzentrationslager kamen, d.h. also in die Armut, ins Leiden, in die Verfolgung und einige von ihnen auch in den Tod: Mit Christus, wenn er in unserer Mitte ist, ist Armut auf eine geheimnisvolle Weise nicht mehr Armut, Leid nicht mehr Leid und - laßt mich dies Geheimnis nur ganz schen und leise andeuten - auch der Tod kein Tod mehr. Alles ist verwandelt, und wir können nur jubelnd und dankend, an Ihn, den Herrn Christus, glaubend, Seine Herrlichkeit verkündigen und mit dem Apostel Paulus bezeugen: "Als die Armen und die doch viele reich machen, als die nichts haben und doch alles/Haben, als die Gezüchtigten und doch nicht ertötet, als die Sterbenden - und siehe, wir leben."

/Inne

Das ist die Botschaft von der Verwandlungskraft Jesu Christi, die auch unser Bruder Schultz jetzt nach Indien hinaustragen und die er im besonderen auch der jungen Pastorengeneration in der indischen Kirche verkünden soll. Wir begleiten ihn heute mit unserer ganzen brüderlichen Liebe und erbitten für seinen Dienst Gottes Segen.

Die Gossnersche Mission hat immer nach zwei Arbeitsparolen gearbeitet. Sie sagt und handelt auch danach seit Jahrzehnten: Mission ist nicht nur Verkündigung des Evangeliums nach draußen an die Heiden, sondern auch Verkündigung des Evangeliums - nach vorne an unsere eigene zukünftige Generation. So treibt sie diese Doppelarbeit: Dienst an Indien und Dienst an den Katecheten und für den Religionsunterricht unserer Kinder, der 300 000 Kinder, die die Berliner Schulen besuchen. Bruder Schultz hat bisher unter der zweiten Arbeitsparole gestanden. Er hat die Katecheten für Berlin ausgebildet und ihnen das menschliche Rüstzeug dazu dargereicht, damit Er, der lebendige Herr, Sein Wunder an den Kindern, Lehrern und Eltern tut. Heute aber folgt er der ersten Arbeitsparole und geht hinaus nach draußen, um das Evangelium den Nichtchristen zu verkündigen. Möge Gott es ihm schenken, was er seinen Jüngern in der Geschichte zu Kana in Galiläa geschenkt hat. Möge Bruder Schultz dort in Indien, in Ranchi, oder wo er dort hingestellt werden mag, es erfahren: "Er offenbarte seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn." Amen.

Goßnersche Missionsgesellschaft Berlin-Friedenau, im Advent 1951
Postscheckkonto: Berlin West ~~Stuhnenrauchstr. 12~~
520 50

Liebe Freunde,

wir freuen uns, Ihnen wieder Auszüge aus den Briefen unseres
Bruders Lic. Günther S c h u l t z in Ranchi bringen zu können.

Mit einem kräftigen

Yishu sahay !

Ihr

(gez.) Horst D z u b b a

Ranchi, 30. 6. 51

Liebe Brüder !

... ja, und dann den Indern ein Inder werden. Hast Du Dir mal überlegt, was das heißt ? So, wie ich es bisher verstanden habe, ist es jedenfalls unmöglich und hat seine ganz klaren Grenzen. Mir ist noch niemals so klar geworden, wie weit entfernt wir Menschen auch bei dem besten Willen voneinander sind. Die Welt ist hier so vollkommen anders - nicht nur die Palmen und die Hitze und der Dreck und das Ungeziefer -, sondern die ganze Welt des Denkens und Fühlens und damit auch das Reagieren ist so verschieden von dem unseren, daß unsereiner hier immer Fremdling bleiben wird, bei aller Freundschaft und Liebe, die man empfängt. Von hier aus wird mir erst klar, warum Paulus bei seinen Missionsreisen so gerast ist - es war nicht nur seine Eschatologie, die ihn dazu trieb, sondern sicher auch das Wissen, daß auch der beste Missionar und Pastor immer nur ein ganz klein wenig mit zum Anfang helfen kann, und daß dann seine Zeit vorbei ist, ja daß dann die Zeit der Missionierten kommt, in der sie ihr Werk an ihrem Ort zu tun haben. Vielleicht braucht man nicht immer gleich den Ort zu wechseln wie der heilige Apostel, aber man kann und darf nicht mehr alles tun, was man ja sowieso auch gar nicht schafft. Laienmündigkeit ! Bei uns zuhause versuchen doch auch viele Pastoren, ihre Gemeinden zu Kolonien ihrer eigenen Persönlichkeit und Auffassung von Theologie und Kirche zu machen. Aus den Briefen des Apostels Paulus scheint mir doch hervorzugehen, daß "seine" Gemeinden weder den Stempel seiner Persönlichkeit trugen noch Paulinianer waren (jedenfalls nicht, ohne daß sich Paulus mit aller Energie dagegen wehrt), noch auch seine Kleider zur allein christlich tragbaren Mode erhoben. - Sieh mal: aus demselben Grunde wäre es auch falsch, nun eine anständige theologische Übersetzung der Hindi-Bibel zu schaffen. Das wäre doch nur auf derselben Ebene getan wie die bisherige Übersetzung auch - sie ist in ihrem Zusammenhang ja auch eine theologische. Der Fehler wäre, daß sie noch immer in der Linie der Kolonisierung liegen würde. Ich meine, man kann den Freunden hier nur Mut machen, nun dieses Buch einmal selbst zu übersetzen. Niemand von uns wird je so gut Hindi können

wie ein Inder. Noch gilt immer das Gericht des Turmbaus von Babel - und das "den Indern ein Inder werden" kann man doch wohl nur auf diesem Hintergrund verstehen. Die Pfingstgnade besteht doch darin, daß trotz Babel die Möglichkeit gegeben ist, einander den Herrn Christus zu verkündigen. Aber man kann es niemals für und anstelle der anderen tun. Man kann sie nur zu diesem Amt vorbereiten und ordinieren. Verstehst Du, was ich meine ?

Vor ein paar Wochen ist eine indische Kommission nach Rußland gefahren und wird auch an den Berliner Weltjugendfestspielen teilnehmen. Ihr erster Bericht aus Rußland: Wir haben keinen Russen gesehen, der unfrei ist - blühendes kulturelles Leben - einen eisernen Vorhang gibt es nicht. Die Kommission besteht aus Journalisten, Sportlern und Dichtern ...

Hier ist jetzt die heiße Zeit vorbei, der Monsun hat eingesetzt, jeden Tag regnet es, bisweilen recht heftig. Zum ersten Mal seit zwei Monaten ist unser Thermometer im Zimmer unter 26° gegangen, wir schwitzen nicht mehr und wachen so langsam wieder auf... Der Unterricht im Seminar hat schon begonnen. Nach drei Stunden bin ich aber auch jetzt noch ausgesprochen k.o.. Noch zwei Wochen weiter wird allerdings alles so langsam feucht werden, dann sehnt man sich sicher wieder nach Trockenheit und Wärme. Übrigens sind Äpfel hier so teuer, daß wir sie uns nicht leisten können. Wir müssen statt dessen immer Ananas essen (!). Die Jungens haben hier Gummischleudern wie bei uns zuhause auch. Damit schießen sie in die Palmbäume, um die Datteln herunterzuholen - mit Erfolg. Datteln sind hier die Frucht des kleinen Mannes. Ein gesegnetes Land, wie ?

Ranchi, 13. August 51

... Wir lernen jetzt sehr heftig Hindi. Man muß sich ja hier, wo man so völlig Herr seiner selbst ist, ein Ziel stecken, um seine Freiheit recht zu gebrauchen. Und so haben wir uns vorgenommen, spätestens Ende September soweit zu sein, daß wir das Pensum des ersten Jahreskursus bewältigt haben. Anfang Oktober werde ich in Govindpur meine erste Hindi-Ansprache vor einer großen Jugendversammlung halten, Mitte Oktober muß ich im Namen der Goßner-Mission bei dem großen Munda-Jubiläum (vor 100 Jahren wurde der erste Munda Christ) auch in Govindpur eine programmatische Rede vom Stapel lassen - natürlich auch in Hindi. Durch dieses selbstgesteckte Ziel ist unser Tag völlig besetzt. Unser Pandit ist davon überzeugt, daß wir es schaffen werden, und auch wir merken insofern einige Früchte, daß wir die Leute mehr und mehr in ihrer Sprache verstehen. Ansprachen in Hindi können wir bereits einigermaßen verfolgen. Gestern mußte ich, um meine Aussprache zu überprüfen, im Hauptgottesdienst die Liturgie lesen - nicht ohne Erfolg, und soll es jetzt regelmäßig tun ...

Um hier ein Mensch zu bleiben, braucht man den Kontakt mit der Weltliteratur, obwohl die Bibel eine große Hilfe ist. Die Bibel

nun in Hindi zu lesen, schafft wieder neue Entdeckungen, weil man wieder auf ganz neue Dinge achtet. So fiel mir z.B. auf, daß die Hindi-Bibel für die Leinwand, in die das Kind und der Leichnam gewickelt wurden, dieselbe Vokabel gebraucht. In dieser Art vieles. Man liest wieder einmal wörtlich, wenn auch die Übersetzung manchmal aufregend schlecht ist... Nun höre! Neulich wurde in einer Gemeinde eine neue Fabrik aufgemacht. Das wird sich in den nächsten 10 Jahren tausendfach wiederholen. Die jungen Christenmädchen fingen dort zu arbeiten und zu huren an - Ergebnis: Gemeindegemeinderat beschließt: Wer in Fabrik arbeitet, wird exkommuniziert.

Ranchi, 4. September 31

... Wir sind jetzt schon so weit, daß wir mit allen Leuten Hindi sprechen. Natürlich müssen wir immer noch nach Worten suchen. Das wird sich nur geben, wenn wir uns in einer letzten Anstrengung noch einmal ins Zeug legen. Dann werden wir die Spitze erreicht haben, und das Weitere wird ganz von alleine gehen. Eva kann mindestens genau so gut wie, wenn nicht noch besser, was ihr von den Indern sehr hoch angerechnet wird. Ich freue mich schon auf die Zeit, wenn die Folge des Turmbaus zu Babel nicht mehr meine ganze Kraft beansprucht; dann werde ich lesen und studieren, was ich alles mitgebracht habe und was Ihr mir geschickt habt.

Vorgestern war ich per Auto in das 230 km entfernte Tatanagar (das Essen Indiens), eine riesige und ganz moderne Industriestadt, gefahren. Bei der Rückfahrt ging unser Wagen in einer Paßstraße kaputt, von der die Inder zu sagen pflegen, daß hier die Geister mindestens nachts niemanden durchlassen. Das war abends um 9 Uhr, 100 km von Ranchi entfernt, mitten im Dschungel, von dem bekannt ist, daß er voller Tiger und Schlangen ist, 40 km von den nächsten Siedlungen ab. Da haben wir dann von abends um 9 bis morgens um 6 gesessen, am Auto herumrepariert und es doch nicht in Gang bekommen, ohne zu essen und zu trinken, und an Schlafen - mitten im Dschungel - war auch nicht zu denken. Entgegenkommende Lastwagen haben uns dann am nächsten Morgen wieder flott gemacht. Ja, sowas muß man auch einmal erlebt haben. Übrigens hatten wir für alle Fälle ein gutes Gewehr bei uns. Nur hilft es selten gegen Schlangen. Es war absolut undramatisch. So ist es immer, wenn man selbst drinsitzt. Es war nur unbequem und natürlich auch ein wenig unheimlich.

Zur Frage Altes Testament und Mission: Neulich fand hier eine große Konferenz indischer Theologen statt, in der man sich heftig darüber stritt, ob die jüdische Interpretation der Botschaft Jesu durch Paulus und die Urgemeinde nicht besser durch nun eben eine indische Interpretation zu ersetzen sei, zumal ja die religiöse Erfahrung und Kenntnis Indiens die des Alten Testaments und des gesamten vorderen Orients weit in den Schatten stelle. Nicht daß alle dort so geredet haben. Aber in solcher Luft stelle ich fest, daß von den Christen meiner Kirche hier fast niemand das A.T. kennt. Praktisch wird niemals über einen A.T.-lichen Text gepredigt - und Hebräisch